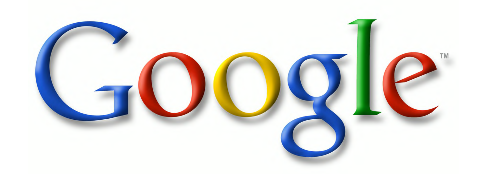
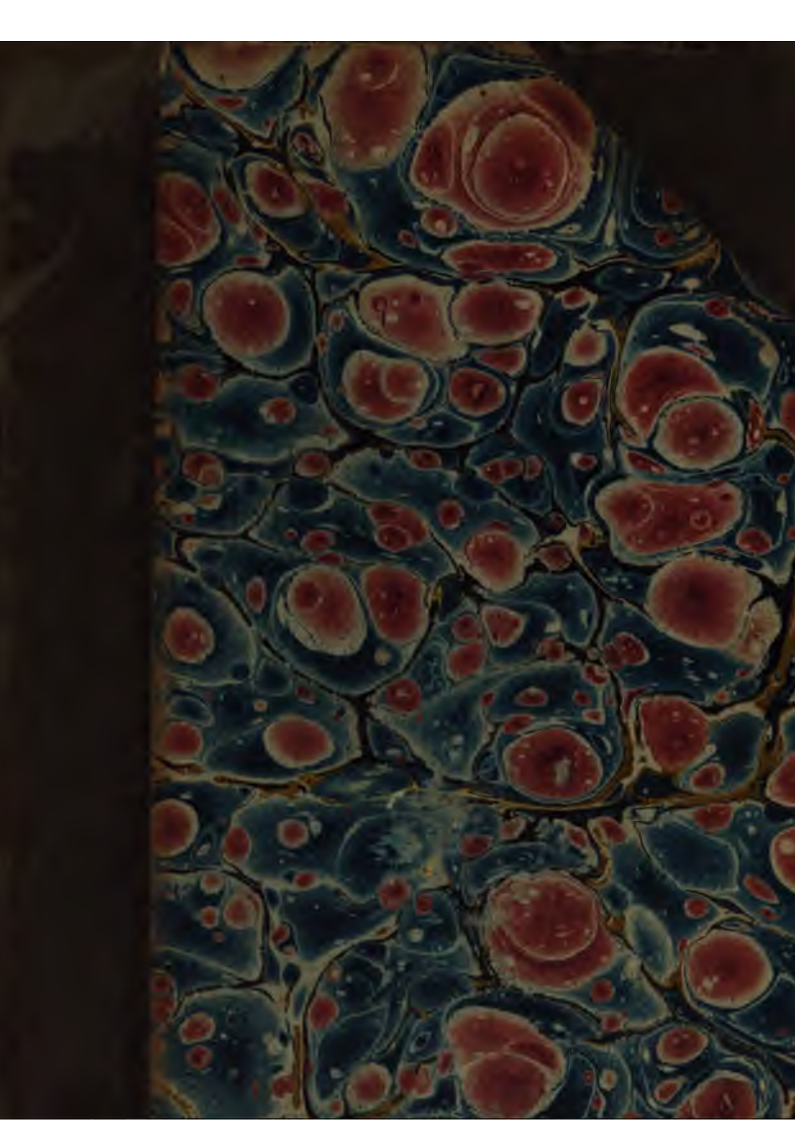
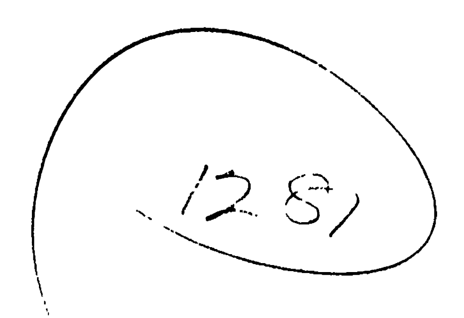





12 81



Historisches Taschenbuch.

Vierte Folge.

Vierter Jahrgang.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Vierte Folge.

Vierter Jahrgang.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1863.

Inhalt.

Fürst
Andreas Kyrillowitsch Rasumovski.

Ein Fragment aus der Geschichte der russischen Diplomatie,

von

Johann Heinrich Schnitzler.

Die vielbesprochene Tüchtigkeit der russischen Diplomatie schreibt sich nicht von gestern her: schon im vorigen Jahrhundert, zur Zeit der Reichskanzler oder Reichsvicekanzler Ostermann, Bestushev und Panin, war sie anerkannt; und nicht der geringste Beweis ihrer Erfolge ist jener Friedenstractat von Teschen (22. Mai 1779), in welchem Rußland, neben Frankreich, sich zum Vermittler und Bürgen aufwerfen durfte, was dann auf die Neugestaltung Deutschlands, im Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts, einen bedeutenden Einfluß übte.

Wie sehr die Geschichte dieser Diplomatie des Verfassers Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, mag den nächsten Jahren zu beurkunden überlassen bleiben. Hier geht unsere Absicht nur dahin, einen der wirksamsten Vertreter derselben, den Grafen, nachherigen Fürsten, Andreas Rasumovski, den gebildeten Leserkreisen vorzuführen, und, von ihm ausgehend, einige Blicke auf die jüngstvergangene Zeitgeschichte zu werfen, für welche dieselben vielleicht nicht ohne einige Beleuchtung bleiben dürften. Wir möchten zugleich versuchen, mittels dieser politischen Lebensgeschichte, ein Seitenstück zu der lehrreichen Notiz über den Grafen Morkov (man spreche Markov) aufzustellen, die man in den höchst merkwürdigen „Russischen Fragmenten" von Bodenstedt gelesen hat.

Der Name Rasumovski ist, in unserer so vergeßlichen Zeit, etwas mehr als recht ist in den Hintergrund getreten: im 18. Jahrhundert war er ein allgemein bekannter. Es ist der Name einer Familie, die sich aus dem Staube bis auf die obern Stufen eines mächtigen Thrones erhoben, und, in ihren Anfängen besonders, bewiesen hat, daß sie dieser Erhöhung nicht unwürdig war. Denn obgleich man zu sagen pflegt, das Glück sei blind, weiß am Ende Fortuna doch gelegentlich recht gut diejenigen ausfindig zu machen, denen, durch Charakter oder Geistesanlagen, zu hohen Aemtern und Würden Befähigung zu Theil geworden ist.

Es sei uns vergönnt, ehe wir mit der Laufbahn des Neffen und Sohnes der ersten Rasumovski uns befassen, in Kürze dieser letztern zu gedenken, und deren Geschichte einer kritischen Sichtung zu unterwerfen.

Ihr Ursprung, als einer historischen Familie, gehört der Regierungszeit der Kaiserin Anna Joannowna (1730—40), ihre wirkliche Erhebung der ihrer Nichte Elisabeth Petrowna (1741—62) an, dieser ganz der Sinnlichkeit ergebenen Monarchin, welche in einem frühern Band des „Historischen Taschenbuch" (Jahrgang 1837) so geistreich und scharfsinnig beurtheilt worden ist.

Die Tochter Peter's des Großen war erst noch Cesarevna, als, unter der Regierung ihrer Muhme, Anna Joannowna, ein kleinrussischer Sänger in der kaiserlichen Kapelle bemerkbar wurde, dessen schöne Gestalt alsobald Aufmerksamkeit erregte. Er hieß Alexis Grigoriewitsch Rasumovski, war im Jahre 1709 in einem Dorfe der tschernigovschen Statthalterschaft von halbkosackischen Aeltern geboren, deren wahrer Name Rasum war, und mochte damals 25 Jahre alt sein. Des Kirchensängers Wohlgestalt und einnehmendes Wesen entging der Kennerschaft der Prinzessin nicht. Seit ihrem siebzehnten Lebensalter (sie hatte ebenfalls im Jahre 1709,

kurz nach der Schlacht von Poltawa, das Licht der Welt zuerst erblickt) an geheimen Umgang mit Männern gewöhnt, hatte sie von Anfang an ihre Wahl nicht von Stand und Rang oder geistiger Liebenswürdigkeit abhängig gemacht, und so nahm sie auch jetzt keinen Anstand, den jungen Kleinrussen in ihre unmittelbare Nähe zu ziehen, obgleich er von ganz geringem Herkommen war.

Der Neugewählte täuschte die Erwartung der Großfürstin nicht. Die Russen sind bekanntlich bildsam und vor andern geschickt äußere Glätte und Geistespolitur schnell sich anzueignen; die Kleinrussen sind es noch in höherm Grade als ihre Brüder von Großrußland. Alexis Rasumovski verstand es ebenso sein Betragen der Glücksstufe anzupassen zu welcher er erhoben war, sich angenehm und anziehend zu machen, ja sich von Tag zu Tag mehr einzuschmeicheln, sodaß er Elisabeth an sich fesselte und ihr unentbehrlich wurde. Dabei muß bemerkt werden, daß sein gefälliges, taktvolles, feines und das Herz gewinnendes Benehmen nicht etwa blos die Frucht kalter Berechnung, schlauen Eigennutzes oder gar niedriger Kriecherei war; der junge Mann war von Natur gutmüthig, freundlich, offen, anschmiegend und leutselig. Auch war es vorauszusehen, daß das Glück ihn nicht verderben, daß er sich dessen nicht stolz überheben würde. In der That, obgleich er demselben bald im Schose lag, blieb er doch was er war, im Umgang mit der Jugend fröhlich und mittheilend, rücksichtsvoll und aufmerksam mit gewiegten oder Achtung gebietenden Personen, und gegen das Alter ehrerbietig. Auch nahm seine Herablassung, seine herzliche Freundlichkeit und Unbefangenheit, seine Menschlichkeit gegen Unglückliche, sein theilnehmendes, gefühlvolles, gleichweit von Hochmuth und Niederträchtigkeit entferntes Wesen alt und jung für sich ein.

Die Großfürstin, welcher alsobald von der Kaiserin der Wunsch gewährt worden war, ihn ihrem Hofstaate beizählen zu dürfen, umschlang er beinahe augenblicklich mit unauflöslichen Banden; für sie war er nicht nur ein unvergleichlicher Liebhaber, es dauerte nicht lange, so war er ihr Liebling in umfassendster Weise, und er blieb es auch bis an ihr Ende, zwar nicht mit Ausschluß anderer sinnlicher Verhältnisse (wie z. B. mit dem Grafen Iwan Schuwalov), aber doch ohne wesentliche Störung des ihrigen, ohne wirkliches Erkalten zwischen ihnen beiden. Auch wird allgemein angenommen, und zumal vom Grafen Almagro [1]) (Fürsten Peter Dolgorukov) bestimmt versichert, daß sie miteinander durch eine geheime Ehe verbunden waren, welcher mehrere Kinder entsprossen, nicht aber, wie behauptet wird, die unglückliche Fürstin Tarakanov und ihre Brüder. Rasumovski soll, in der Zeit der größten Innigkeit ihrer gegenseitigen Liebe, die etwas ängstliche äußere Frömmigkeit der nachherigen Kaiserin, die auch als Russin nicht ohne Aberglauben war, dazu benutzt haben, um sie zum kirchlichen Acte zu vermögen. [2])

So viel ist gewiß, daß die Cesarevna nicht so bald den Thron ihres glorreichen Vaters bestiegen hatte und Kaiserin Elisabeth geworden war, als sie den Liebling mit Auszeichnungen aller Art und hohen Ehren überhäufte, gleichsam um sich unverzüglich zu ihm vor aller Welt zu bekennen. Schon in den ersten Tagen überreichte sie ihm den Kammerherrnschlüssel und das Großkreuz des Annenordens, und noch vor Ablauf des Jahrs 1741 ward er, mit dem Grade eines Generallieutenants, zum Porutschik der neuerrichteten Leibcompagnie ernannt, er der niemals im Felde gewesen und dem Militär ganz fremd war. Sodann im folgenden Jahre, bei Gelegenheit ihrer Krönung (25. April 1742), machte sie ihn sogar zum General-en-Chef, ertheilte ihm mit dem Titel des Oberjägermeisters eine der ersten Hof-

würden und schmückte ihn mit der Kette des Andreasordens, ihres höchsten außerhalb des Militärfachs. In der Absicht die russische Herrscherin für sich zu gewinnen, erhob 1744 Karl VII., der bairische Prätendent auf die österreichischen Erblande, den Günstling in den Reichsgrafenstand, und einige Wochen darauf ward Alexis durch Elisabeth auch unter die russischen Grafen aufgenommen. Am gewöhnlichsten wird er als Oberjägermeister (grand-veneur) bezeichnet, jedoch erhielt er noch weitere militärische Grade und Commandos, und zuletzt (1756) erstieg er auch die höchste Stufe in dem von Peter dem Großen eingeführten russischen Tschin, da er zum Generalfeldmarschall ernannt wurde, was er wol der Nachgiebigkeit zu verdanken hatte, mit der er sich in den Umstand fügte, an Schuwalov einen vorwiegenden Collegen in der Gunst der Monarchin zu haben. Schon früher hatte diese Rasumovski's Mutter als Staatsdame in ihre nächste Umgebung gezogen. Keiner seiner Wünsche blieb unerfüllt: er wurde mit großen und einträglichen Ländereien beschenkt, und der Anitschkow'sche Palast, der seitdem an den Fürsten Potemkin überging und später dem Großfürsten Nikolaus bis zu dessen Thronbesteigung zur Wohnung diente, war auch die seinige, ihm zu lebenslänglichem Genusse angewiesen. Nur darin zeigte das Glück auch diesem Ueberglücklichen seine Tücke, daß es ihm die gütige Herrin schon 1762 entriß, während sein eigenes Dasein noch bis zum 17. Juli 1771 sich verlängerte. Nach diesem Verluste wußte er sich mit einer Würde zu betragen, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Peter III., der Kaiserin Erbe und Nachfolger, war ihm nicht gewogen, sowie er selbst dem Großfürsten abgeneigt gewesen war; dadurch ward er veranlaßt vom Hofe sich zu entfernen. „Unter allen russischen Großen", sagt der polnische Gesandte in Petersburg, Graf Brühl, in einer kurz nach seinem Abgange von diesem Posten

verfaßten Denkschrift [3]), „ist der Feldmarschall Rasumovski derjenige, welcher bei der letzten Veränderung sich am würdigsten benommen hat. Nach dem Tode der Kaiserin legte er alle seine Aemter und Ehrenstellen dem Kaiser zu Füßen, und als einzige Gnade erbat er sich nur ein Gut in der Ukraine behalten zu können, um daselbst seine letzten Tage zu verleben. Aber der Kaiser nahm seine Entlassung nicht an, sondern bestätigte ihm den Besitz aller der Geschenke, die er von der verstorbenen Kaiserin erhalten hatte. Der Feldmarschall fügte sich. Nach einigen Monaten jedoch gab er dem Kaiser, zu dessen größter Zufriedenheit, ein prächtiges Fest, und am andern Morgen hielt er nochmals um die Genehmigung seines Rücktritts an, der ihm dann auch endlich gestattet wurde.“ In der Folge kam er nach der Hauptstadt zurück und lebte daselbst bis zu seinem dreiundsechzigsten Jahre, wo er im Anitschkov'schen Palaste sein Leben endete, mit der Kaiserin Katharina II. auf gutem Fuße, geehrt und beneidet, aber selber gegen alle Ehren gleichgültig und an allem was vorging wenig Antheil nehmend. [4])

Auch der Bruder Alexis Rasumovski's ist wohl bekannt, als Günstling, nicht der Elisabeth, sondern ihrer schlauen Erbin und zweiten Nachfolgerin, Katharina II.

Dieser zweite Rasumovski hieß Cyrill Grigoriewitsch und war den 29. (18.) März 1728, also um 19 Jahre später, in ihrem väterlichen Dorfe Lemeschi geboren. Weniger als sein Bruder mit körperlicher Schönheit begabt, war er mehr als jener mit Geistesfähigkeiten ausgestattet. Persönliches Verdienst erhob ihn nicht minder als die sonderliche Gunst der Umstände, und so finden wir uns einem Brüderpaar gegenüber, das sich auf gleiche Weise desselben würdig zeigte. „Beide Brüder, von so niedrigem Herkommen“, sagt der pseudonyme Graf Almagro, „zogen die

Aufmerksamkeit auf sich durch ihren Seelenadel, durch ihre Ehrenhaftigkeit, ihre Grossmuth, den trefflichen Gebrauch, welchen sie von ihrem unbeschränkten Ansehen und kolossalen Vermögen machten."

Der ältere hatte den jüngern im ukrainischen Dorfe zurückgelassen, wo er sich zum Bauern- und Schäferleben vorbereitete, jedoch ohne dabei seinerseits den Genuß entbehren zu wollen, den die Musik empfänglichen Gemüthern verschafft. Er war kaum über sein zwölftes Jahr hinaus, und hatte schon einige Fertigkeit erlangt die Balalaika, das dreisaitige kleinrussische Volksinstrument, zu spielen, als ganz unerwartet der Ruf an ihn erging [5]), unverzüglich an den Hof zu kommen, der damals noch oft seinen Sitz in Moskau nahm.

Da erneuerte sich denn für diesen zweiten Emporkömmling in der Familie Rasumovski derselbe unerhört schnelle Glückslauf, den schon sein Bruder der Gunst des Schicksals zu verdanken gehabt hatte; und obgleich er diesen jüngern nicht, wie den ältern, bis zum Rande der allerhöchsten Stufe führte, bereitete er ihm doch, dessen größern Fähigkeiten gemäß, einen nachhaltigen Glanz, der auch von ihm auf Leibeserben überging, ein Vorzug, dessen Graf Alexis sich nicht zu erfreuen hatte. Verfolgen wir ganz kurz die Stufenleiter der Ehren, welche Cyrill in wenig Jahren erstieg, ohne nachher, bei längerm Leben (denn er starb erst 1803), von dem erreichten Gipfel durch jähen Sturz sich wieder entfernt zu sehen.

Da der ukrainische Kosackenknabe noch so jung war, als er seinen vom Fürstenglanz umgebenen Bruder zum ersten mal in der Hauptstadt sah, begriff dieser, daß er vor allem für dessen standesgemäße Erziehung zu sorgen hätte. Mit ihm einverstanden, ließ Elisabeth ohne Verzug den unwissenden, ungebildeten, aber höchst fähigen und lernbegierigen

Jüngling ins Ausland reisen, unter Begleitung eines Lehrers, des gewandten Teplov [6]), damals Adjuncten der Akademie der Wissenschaften von Petersburg. Dieser führte ihn nach Berlin, wo sie bei dem damals schon berühmten Euler Quartier nahmen, der eben erst (1741) daselbst eine Professur angenommen hatte, welche er bald wieder gegen die Stellung als petersburger Akademiker vertauschen sollte. Cyrill muß in kurzer Frist sehr bedeutende Fortschritte gemacht haben, da die Kaiserin ihn schon in seinem achtzehnten Jahre (1746) zum Präsidenten ihrer, auch schon zu jener Zeit nicht namenlosen Akademie ernennen konnte, obgleich er kaum viel mehr als ein Jahr abwesend geblieben war. Zuerst nur Kammerjunker, bekleidete er doch schon in jenem Augenblicke das Amt eines Kammernherrn und war seit 1744, wie der ältere Bruder, mit dem Titel eines russischen Grafen beehrt, auch mit dem großen Bande des Annenordens geschmückt. Dabei blieb es nicht. Denn nachdem die Kaiserin dem Glückskinde ihre eigene Verwandte, Katharina Iwanowna Naryschkin, die alsbald Staatsdame wurde [7]), zur Frau gegeben hatte (1746), ward es auch mit Aemtern und Geschenken überhäuft, die es, wenn nicht zu dem angesehensten, doch vielleicht zum reichsten Manne in Rußland machten. So wurde Cyrill in den drei Jahren, von 1748—51, nacheinander Oberstlieutenant des Ismailov'schen Garderegiments, Senator, Generaladjutant, Hetman der kleinrussischen Kosacken, eine Würde, die seit dem Tode Apostol's unbesetzt geblieben, womit reiche Einkünfte aller Art verbunden waren und die, was den Rang betrifft, dem eines Generalfeldmarschalls gleichgestellt wurde. Seitdem ward er vorzugsweise der Hetman betitelt, selbst nachdem er schon wieder dieser Stelle, unter Katharina II. (1764), beraubt worden war. Von Elisabeth erhielt er noch außerdem (1751) den Andreasorden und

ward mit Ländereien beschenkt, die man auf wenigstens 100000 Seelen anschlug. Solches lag in der Gewalt und den Befugnissen der russischen Herrscher, und so oft dieselben dem weiblichen Geschlecht angehörten, war eine so verschwenderische Wirthschaft an der Tagesordnung.

Von wirklichen Thaten beider Brüder, von einer Theilnahme derselben an den Geschäften der Regierung, wird nicht viel berichtet; der Großkanzler Bestushev-Rümin, ein geschickter und arbeitsamer, aber gemeiner, bestechlicher, ränkevoller und leidenschaftlicher Mann, stand denselben von 1744—58 mit Festigkeit vor, jegliche andere Theilnahme soviel als möglich beseitigend, von der Indolenz der Monarchin allen Nutzen ziehend, ohne sich darum zu bekümmern, daß deren Regierung, beinahe durchaus von Stockrussen verwaltet, kaum eine andere rühmliche Seite gezeigt hatte [8]) als den Schutz, welchen der Günstling Schuwalow den Künsten und schönen Wissenschaften, und überhaupt dem öffentlichen Bildungsgange, hatte angedeihen lassen. Nichtsdestoweniger hatten die Gebrüder Rasumovski, als Vertraute der Herrscherin, vollauf zu thun; denn um zu wissen, wie man an ihrem Hoflager sich vor Ränken und Kabalen zu wehren hatte, reicht es hin einige Blicke auf die Berichte der Ausländer aus jener Zeit zu werfen.

Mit dem Großfürsten Peter von Holstein stand besonders Cyrill in dem besten Vernehmen, das sich auch nachher (von 1745 an) auf seine Gemahlin Katherina ausdehnte, die, wie man weiß, den von Natur gutmüthigen, aber soldatischen, schwachköpfigen, beinahe pöbelhaften und alles Anstandes entbehrenden Prinzen [9]) (wie hätte er an einem solchen Hofe anders werden können!) bei weitem übersah. Peter nannte ihn Freund und Bruder und begehrte von ihm auf demselben Fuße behandelt zu werden. Dieses Verhältniß dauerte, Elisabeth überlebend, auch dann

noch fort als der unverbesserliche und einem harten Schicksal entgegeneilende Holsteiner den kaiserlichen Thron von Rußland (den 5. Jan. 1762), freilich nur auf wenige Monate, bestiegen hatte.

Von welcher Beschaffenheit das Verhältniß zwischen Peter und der lange schnöde behandelten deutschen Fürstin war, die Elisabeth mit ihm verbunden hatte, wissen jetzt sehr genau alle die, welche Katharina's II. so naiv — sollten wir nicht sagen cynisch? — aufrichtige Selbstbekenntnisse gelesen haben. Peter's Vertraulichkeit mit dem Hetman ging so weit, daß er keinen Anstand nahm selbiges ihm gegenüber auch manchmal zu berühren. Schon früh soll er sich eines Tages darüber folgendermaßen ausgesprochen haben [10]): „Die geheimen Umtriebe meiner Dame sind mir wohl bekannt; allein blos eingebildete Uebel geben mir das Fieber nicht mehr. Bei den Weibern hängt gar vieles von der Laune ab, und diese Launen, wie oft sind es nicht Liebesblitze? Sieh du selbst! Wenn es gegen ein Uebel kein Mittel mehr gibt, muß man sich da nicht darein fügen lernen? Zu der Beweglichkeit, von der ich spreche, kommt bei der Großfürstin die Gewohnheit mich zu hintergehen: das ist alles was ich von ihren Gesinnungen weiß. Sie liebt weder Elisabeth, noch ihren Mann, noch ihre Liebhaber, noch ihren Sohn [11]); sie liebt einzig und allein sich selbst. Wie kann man sich schmeicheln, eine solche Natur umzuwandeln?"

Als Kaiser blieb Peter auf demselben Fuß mit dem Hetman. Sie scherzten oft miteinander, zumal über ihre Befähigung als Feldherren. Ein eingefleischter Deutscher auch nachdem er Zar geworden, kam er auf den Gedanken, als Herzog von Holstein einen Krieg mit Dänemark anzufangen, und alsobald kündigte er dem Günstling seinen Entschluß an ihn dabei zu betheiligen. „Ich habe dich dazu

bestimmt", redete er ihn an, „mich zu begleiten und den Oberbefehl über mein Heer zu führen." — „Wenn dem so ist, Majestät, so erdreiste ich mich derselben einen Rath zu geben." — „Welchen Rath?" — „Den, zwei Armeen statt einer zusammenzuziehen." — „Und wozu das?" — „Weil es einer zweiten hinter der meinigen bedürfen möchte, um letztere zur Bewegung vorwärts zu bringen, so sehr hat es Schwierigkeiten mit dieser Unternehmung." — Der Kaiser lachte um so lauter, als er in diesen Worten eine Anspielung auf einen Hetman sah, der nie auch die kleinste Truppenabtheilung anzuführen die Gelegenheit gehabt hatte. Friedrich der Große war der nämlichen Meinung; denn als einmal Cyrill Rasumovski durch Berlin reiste, wollte er sich die kleine Genugthuung nicht versagen, mit ihm vom Kriege zu sprechen. Der Hetman aber, dem es dabei nicht ganz wohl zu Muthe war, beeilte sich den König zu versichern, er sei am Ende nur ein General vom Civilstande. Peter war auch nicht viel mehr. Als er sich daher eines Tags damit etwas zugute that, daß ihn der Preußenkönig zum Generalmajor seines Heeres ernannt hatte, machte ihm der witzige Günstling folgende Bemerkung: „Sie können ihm das mit Wucher zurückgeben, wenn Sie ihn zum Feldmarschall der russischen Armee machen wollen." [12]) Kurz, sie verstanden einander auf das beste und waren unzertrennlich. „Der Hetman der Ukraine", schreibt Graf Brühl in der schon angeführten Denkschrift, „ist beständig um den Kaiser. Dem Anschein nach ist er sein bester Gefährte. An alle Verfeinerungen des Luxus und der Wollust gewöhnt, und früher, im Genuß aller möglichen Annehmlichkeiten, nur nach dem Ruhme trachtend als Schlemmer zu glänzen, hat er sich dazu bequemen müssen, wie die übrigen, sich selbst zum besten zu haben, das preußische Exercitium einzulernen, zu rauchen und auf alle Gemächlichkeiten des

Lebens zu verzichten." Gleich darauf setzt der scharfsinnige Staatsmann hinzu: „Diejenigen, die am genauesten unterrichtet sind, haben die Ueberzeugung, daß die entschiedene Abneigung des Kaisers gegen alles was an ein Vicekönigthum erinnert [13]), der eigentliche Grund ist, warum er den Hetman in seiner unmittelbaren Umgebung festhält; und sie meinen, daß er sich ein besonderes Vergnügen daraus mache, diesen wollüstigen Menschen, der sich wenig zu körperlichen Anstrengungen eignet, in Trab zu setzen."

Ob dieses Urtheil, Rasumovski's Moralität betreffend, nicht übertrieben hart sei, lassen wir dahingestellt, daß derselbe aber einen Groll gegen den Kaiser empfand und in seinem Herzen sich entwickeln ließ, theils wegen der groben Scherze und Anspielungen aller Art, deren Zielscheibe er war, theils wegen der Vorsätzlichkeit, mit der er sich abgewiesen sah, so oft er den Wunsch aussprach, eine Reise ins Kosackenland, sein ihm verliehenes Fürstenthum, zu machen, das haben auch andere versichert.[14])

Aus diesem geheimen Grolle und wahrscheinlich außerdem aus dem beleidigten Nationalgefühl wird es erklärlich, daß Cyrill Rasumovski, der Wohlthaten ungeachtet die ihm zu Theil geworden waren, sich auf die Verschwörung einließ, als deren Anstifter, im Einverständniß mit der Kaiserin Katharina, welche damals mit Verstoßung und Entthronung bedroht war, die beiden Orlov bekannt sind, welche sich jedoch den Anschein gaben, nur als Werkzeuge der rührigen und ehrgeizigen Fürstin Daschkov dabei betheiligt zu sein.

Wir haben den Verlauf dieser tragischen Begebenheit an einem andern Orte erzählt [15]) und wollen uns hier nicht wiederholt darauf einlassen. Es genüge zu erinnern, daß Katharina dabei sich auf das Ismailovische Garderegiment stützte, dessen Oberst der Hetman war, und daß sie an der Hand des letztern, den 9. Juli (28. Juni) 1762,

in die Kasansche Kathedrale eintrat, wo sie von dem Erzbischof von Nowgorod, der gewonnen war, empfangen, als regierende Kaiserin anerkannt und dem Volke vorgestellt wurde, ehe sie, ihrer Leibesumstände ungeachtet, zu Pferde stieg, um sich auch den in Parade aufgestellten Truppen vorstellen zu lassen.[16]) Zugleich ward der Großfürst Paul Petrowitsch als ihr Nachfolger bezeichnet.

Obgleich bei alledem der Hetman so wenig als Panin und andere aus bloßer Vorliebe für Katharina handelte, vielmehr zu Gunsten des gesetzlichen Thronerben, des damals sechs Jahre alten Großfürsten, sich zu bemühen meinte, so verpflichtete er sich doch auf diese Weise die durch argen Frevel erhobene Monarchin zu unverweigerlichem Danke. Er war eine der vorzüglichsten Stützen ihrer Partei, und sie konnte nicht umhin, schon seines unermeßlichen Reichthums wegen, denselben mit besonderer Rücksicht zu behandeln.[17]) Wenige Wochen nach der Umwälzung saß Rasumovski mit Gregor Orlov und einigen andern Höflingen zu Tische bei der Kaiserin. Von den starken Weinen etwas erhitzt, ließ Orlov allerlei Prahlereien hören. Er allein, behauptete er, habe den Umsturz herbeigeführt, und seine Macht sei so groß, daß er nur zu wollen brauchte, wenn er dessen fähig wäre, um in einem Monate sein eigenes Werk wieder zu zerstören und die Kaiserin des Thrones verlustig zu machen. Die andern hörten diese Sprache frechen Uebermuths nicht ohne Entrüstung an; Rasumovski zog sie ins Scherzhafte, indem er dem Sprecher entgegnete: „Wohl könntest du, Freund, das in einem Monat thun; wir aber würden nicht vierzehn Tage vergehen lassen, ohne dich an den Galgen zu bringen!“[18]) Etwas später, als es nahe daran war, daß der Günstling zum gesetzlichen Gemahl der Kaiserin erhoben würde, erlaubte sich der Graf, im Verein mit Panin und Michael Woronzov, dagegen Einsprache zu

thun.[19]) Vielleicht dadurch eingeschüchtert, gab sich Katharina das Ansehen, als ob nie etwas dergleichen in ihren Ansichten gewesen wäre, und dem Ehrgeize Orlov's entging diese Befriedigung.

Sei es, daß Katharina dies dem Grafen nachtrug, oder daß es ihrem Scharfblick nicht entging, wie selbiger nicht so sehr ihr Freund und Anhänger als der ihres, von ihr selbst gehaßten Sohnes war, und bei seiner Macht ihr am Ende noch gefährlich werden könnte; sei es, daß sie fremden Einflüsterungen gegen ihn ein geneigtes Ohr lieh — Rasumovski fühlte sich bald zurückgesetzt, an ihrem Hofe unbehaglich, und ward auch wirklich in seiner Stellung als Kosakenhetman bedroht. Katharina veranlaßte ihn schon 1764, dieselbe aufzugeben [20]); jedoch behielt er alle seine sonstigen Aemter und Ehren, nebst den großen Reichthümern in Ländereien und Seelen. Von der Zeit an weiß sein russischer Biograph [21]) nicht mehr viel von ihm zu berichten, nachdem er gesagt, daß er fortfuhr, im kaiserlichen Rathe und im Senate zu sitzen, wo er, heißt es noch außerdem, häufige Beweise seiner Rechtschaffenheit, seiner Seelengröße und seines natürlichen Verstandes gab.

Dasselbe Zeugniß legt von Cyrill Rasumovski, im Widerspruche mit dem Grafen Brühl, auch der Fürst Peter Dolgorukov ab. „Er verband", sagt er in seinem genealogischen Sammelwerke, „einen schnellfertigen, scharfen und durchdringenden Geist mit einem festen und edeln Sinne, war allezeit höflich, für jedermann zugänglich, in hohem Grade gastfreundlich und der Wohlthätigkeit beflissen."

Cyrill starb, seit vielen Jahren verwitwet, in seinem Palaste zu Bachturin in der Ukraine am 21. Jan. 1803, in einem Alter von beinahe 75 Jahren.[22])

Seine Ehe mit der weitlosen Verwandten [23]) der Kaiserin Elisabeth, Katharina Naryschkin, war eine gesegnete;

es entsprossen derselben sechs Söhne und vier Töchter. Da von letztern schon im Jahre 1762 die Rede ist[24]) und auch zwei von ihnen schon im Staatsetat von 1770 als Hoffräulein auftreten, mögen diese die ältern gewesen sein. Von den Söhnen war derjenige, mit welchem wir uns hier besonders zu befassen haben, der Geburt nach der vierte; er erblickte das Licht der Welt den 2. Nov. (22. Oct.) 1752. Aelter als er waren die Grafen Gregor, Alexis und Peter Kyrillowitsch, ersterer als Mineralog geschätzt, während der zweite Minister des öffentlichen Unterrichts und der dritte Oberkammerherr unter Alexander I. wurden; jünger, war der Graf Leo Kyrillowitsch, Generalmajor und Eigenthümer des Schlosses Petrovskoï, zunächst bei Moskau, eine nicht weniger bekannte Besitzlichkeit als die des Schlosses Gorenki, wo Graf Alexis bis 1812 einen merkwürdigen botanischen Garten unterhielt.

So war die Familie beschaffen, aus welcher Graf, nachmals Fürst, Andreas Kyrillowitsch, dessen Laufbahn wir skizziren wollen, hervorging.

Wenden wir uns nun zu ihm selbst.

In der neuen nordischen Residenz während der Regierung der sehr freigebigen Elisabeth geboren, deren Liebling sein Vater beinahe ebenso sehr als sein Onkel war, lag er schon als Kind, gleich seinen Geschwistern, dem Glück im Schose. Ein unbeschreiblicher Glanz umgab seine Wiege, und als er das Alter erreichte, wo der Unterricht beginnt, war er ein Mitschüler und Spielgenosse des Großfürsten und Thronerben Paul Petrowitsch, der, nur um zwei Jahre jünger, von ganzer Seele an ihm hing. Seine Erziehung war umfassend, und er hatte Männer zu Lehrern, wie eine

Katharina sie wählen konnte, Graf Panin, von Osterwald, Aepinus, Plato Levschin, Schlözer [25]) u. a., zu einer Zeit zumal [26]), wo der petersburger Thron, mit Philosophen und Encyklopädisten in Berührung, aller Welt Augen auf sich zog, und wo die Russen anfingen eine Ehre darein zu setzen, mit alledem wenigstens oberflächlich vertraut zu sein, was damals zur geistigen Nahrung der gebildeten Klassen in Frankreich, England und Deutschland gehörte.

Der Versicherung Masson's zufolge [27]) hätten die jungen Grafen Rasumovski den strasburger Dichter und Schöngeist Heinrich Ludwig Nicolay zum Hofmeister gehabt. Dies scheint sich jedoch eher auf die ältern Brüder unsers Andreas denn auf ihn selbst zu beziehen. Als, wahrscheinlich um das Jahr 1764, ihr Vater, der Hetman, in Gesellschaft des Oberkammerherrn Schuwalov auf einer Reise durch Strasburg kam, ließ sich ihnen Nicolay vorstellen, von dem sie schon in Wien gehört hatten. Er war damals Secretär bei der königlichen Prätur [28]) in dieser wenigstens politisch französisch gewordenen ehemaligen Freien Reichsstadt; da er sich aber in die weite Welt sehnte, nahm er den Antrag an, den Hetman „als Führer für seinen Sohn", wie Nicolay's Biograph sich ausdrückt, auf einer längern Reise, auf der die schönsten Länder Europas besucht werden sollten, zu begleiten. Dieser Plan ward wirklich ausgeführt, aber der Sohn, von dem hier die Rede ist, wird wol nicht unser Andreas gewesen sein, vielmehr war es entweder Gregor, der älteste, allein, oder mit ihm noch sein Bruder Alexis. Andreas war damals noch nicht zwölf Jahre alt. Da aber Nicolay bei ihrem Vater einen höchst günstigen Eindruck zurückgelassen hatte, empfahl ihn dieser dem Grafen Panin zu einer Anstellung bei dem Großfürsten, und so kam der Dichter 1769 nach Petersburg, wo es ihm vorbehalten war eine so glänzende Laufbahn zurückzulegen. Da

er sie als „Mitarbeiter an der Erziehung Paul's", freilich in sehr untergeordneter Stellung, aber doch nicht ohne das Wohlwollen des Prinzen alsbald zu gewinnen, eröffnete, kann man um so mehr annehmen, daß auch Andreas Rasumovski an seinem Unterrichte Antheil nahm, als Nicolay, ein Schützling des Vaters, schon der ältern Brüder Lehrer gewesen war. Der Einfluß des strebsamen jungen Strasburgers kann nur ein vortheilhafter gewesen sein.

Als jüngerer Sohn, von seinem Vater zum Seewesen bestimmt, mußte Andreas früh auf englischen Schiffen die Lehre durchmachen [29]), sodaß er sich schon 1770 mit dem bekannten Admiral Elphinstone in den türkischen und griechischen Gewässern befand, wo unter dem Oberbefehl des Grafen Alexis Orlov die Seeschlacht von Chios geliefert und die osmanische Flotte bei Tschesme in Brand gesteckt wurde. Infolge dessen ward er bald nachher zum Fregattenkapitän ernannt, und als im Jahre 1773 die Landgräfin von Hessen-Darmstadt ihre drei Töchter wie zur Brautschau nach Petersburg führte, wo Katharina eine derselben zur Gemahlin ihres Sohnes wählen wollte, befehligte er das Schiff, welches die deutschen Fürstinnen in Lübeck erwartete, um sie ihrer Bestimmung entgegenzuführen, was nicht ohne Einfluß auf seine zukünftige Laufbahn blieb.

Diejenige unter den jungen hessischen Prinzessinnen, welche zur Gemahlin Paul's auserkoren und auch (den 10. Oct. 1773) mit ihm verehelicht wurde, war Wilhelmine, die nachherige Großfürstin Natalia Alexejewna. Ihr erstes Auftreten im Familienkreise Katharina's II. war ein durchaus erfreuliches, wie sich aus dem erwähnten englischen Gesandtschaftsbericht ersehen läßt. [30]) Ihr Benehmen gegen die Monarchin war ehrerbietig und zuvorkommend; auch scheint sie es sich zur Pflicht gemacht zu haben eine gleiche Gesinnung dem Großfürsten einzuflößen, der einer gefühl-

losen, abstoßenden Mutter kalt gegenüberstand. „Welchen Verdruß", so liest man in dem Berichte, „die Kaiserin auch in der letzten Zeit gehabt haben mag, so rührt doch kein Theil desselben vom Benehmen des Großfürsten her, mit dem sie jetzt alle Ursache hat zufrieden zu sein.[31]) Vor einiger Zeit äußerte sie: «Ich danke es der Großfürstin, daß mir mein Sohn wiedergegeben ist, und es soll das Bemühen meines Lebens sein, ihr diese Verpflichtung zu bezahlen.» Die Kaiserin läßt in der That keine Gelegenheit vorbei dieser Fürstin zu schmeicheln (caressing)[32]), die mit einem Verstande, welcher dem ihres Gemahls selbst nachsteht, doch ohne Zweifel ein großes Uebergewicht über ihn gewonnen hat, und die Lehren welche ihre Mutter, die Landgräfin, ihr ohne Zweifel gab, seither mit beträchtlichem Erfolge angewandt hat." Es ward Paul im Umgange mit Natalia so wohl, daß ihm beinahe jede andere Gesellschaft entbehrlich wurde. Auch dies wird in jenem Bericht bezeugt, denn er fährt also fort: „Ihre Gesellschaft ist die einzige, welche dem Großfürsten jetzt zu behagen scheint, auch geht er sonst mit niemand um, den jungen Grafen Rasumovski ausgenommen. Der vor kurzem so hervortretende Wunsch Beliebtheit zu erwerben, scheint nicht blos verschwunden, sondern in das entgegengesetzte Aeußerste umgewandelt zu sein, sodaß es der Großfürst gegen diejenigen, welche sich ihm nähern, an der gewöhnlichen Aufmerksamkeit fehlen läßt. Diese ohne Zweifel der Kaiserin angenehme Veränderung mag äußerlich angenommen (affected) sein; aber nach dem was ich sehe und höre, kann ich keine politischen Beweggründe voraussetzen. Ueberhaupt ist es bei den obwaltenden Umständen schwer, aus den Handlungen des Großfürsten seinen Charakter zu bestimmen. Es ließe sich eher sagen, er habe keinen, er empfange so leicht Eindrücke als sie leicht wieder verschwinden. Durch die Aus-

wahl seiner Umgebungen mag die Kaiserin deshalb ihrem Sohne großentheils die Gesinnungen einflößen, welche sie für angemessen hält."

Daß letzteres sich nicht auch auf den jungen Grafen beziehen konnte, hat der weitere Verlauf der Begebenheiten baldigst bewiesen; denn im Gegentheil versichert Castéra [33]), nachdem er zuerst berichtet, Andreas Rasumovski sei immer um Paul, der viel Freundschaft für ihn habe, ihn an allen seinen Lustpartien Antheil nehmen lasse und ihm das größte Zutrauen zeige, daß diese Verbindung Katharinen beunruhigt habe, weil sie Rasumovski's unternehmenden Geist kannte, und daß sie beschlossen habe derselben ein Ende zu machen.

Katharina gedachte dies jedoch nicht zu thun ohne eine schickliche Gelegenheit abzuwarten; allein der etwas übermüthige junge Graf führte selbst bald darauf eine solche herbei, wie ebenfalls Castéra, mit dem erwähnten, ihm aber unbekannten Bericht übereinstimmend, erzählt. Die Kaiserin entdeckte gewisse Zeichen eines besondern Einverständnisses zwischen ihm und der Großfürstin. Da argwöhnte sie, Rasumovski habe sich vermessen, bis zu dieser sein Gelüsten zu erheben, worauf sie dem Großfürsten darüber einen Wink gab. Paul war anfangs nicht zu überzeugen, daß seiner Mutter Verdacht ein gegründeter sei; indessen beschloß er doch, ohne dem Freunde seine Gunst zu entziehen, auf sein Benehmen aufmerksam zu sein. Zugleich soll er seiner jungen Gemahlin Vorsicht empfohlen haben. „Sei es nun", fährt Castéra fort, „daß die Großfürstin wirklich schon eine Neigung zu Rasumovski hatte" (die sich vielleicht von der Seereise herschreiben ließ, welche sie — man hat es wol nicht vergessen — unter dem Schutze des jungen und schönen Schiffscommandanten gemacht hatte), „oder aber daß diese Neigung erst durch die Hindernisse erzeugt wurde,

welche man versuchte ihr entgegenzustellen, kurz es kam zu einem geheimen Briefwechsel zwischen beiden." — „Natalia ging noch weiter", schreibt unser Gewährsmann; „sie legte es darauf an, an derjenigen Rache zu üben, welche sie in den Augen ihres Gemahls verdächtigt hatte. Von diesem Augenblicke ließ sie sich in politische Umtriebe ein, welche der Kaiserin natürlich sehr misfällig sein mußten. Mochten solche Anschläge wahr oder erdichtet sein, die Zeit mangelte, um sie auszuführen, denn die Großfürstin starb in den Wochen.[34]) Ihr Tod ward ein Anlaß Katharinen ein Verbrechen mehr aufzubürden."[35])

Der Gewährsmann auf den wir uns berufen haben, obgleich jedenfalls ein wohlunterrichteter, ist zwar darum noch nicht ein durchaus zuverlässiger, und in solchen Dingen hat sich jeder Referent doppelte Vorsicht zur Pflicht zu machen. Allein, wie gesagt, seine Erzählung wird durch den seitdem erst bekannt gewordenen englischen Gesandtschaftsbericht vollkommen bestätigt. Man höre nur![36]) „Bald nach ihrer Verheirathung mit dem Großfürsten", heißt es darin, „fand die Prinzessin von Darmstadt leicht das Geheimniß ihn zu beherrschen, und zwar in so unbeschränkter Weise, daß er einige wenige Gesellschafter entließ, die er selbst gewählt zu haben schien, und Umgang, Zeitvertreib und Empfindung ihm ganz von ihr vorgeschrieben wurden. Ja, sie erlaubte ihm kaum den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten, und er, der beweglich und lebhaft war, wurde düster, schwerfällig und träge. Sie hingegen stand unter der Herrschaft des Grafen Andreas Rasumovski, ihres Verehrers, der endlich wiederum seinen Unterricht und den größten Theil seiner Einnahme durch die Botschafter des Hauses Bourbon erhielt.[37]) Die Kaiserin sah und tadelte dies Benehmen ihrer Schwiegertochter, jedoch ohne Wirkung. Die junge Fürstin war ehrgeizig und entschlossen, und hätte

der Tod nicht ihre Laufbahn unterbrochen, würde wahrscheinlich ein Kampf der Geschicklichkeit zwischen diesen beiden hochgestellten Frauen ausgebrochen sein. Sie wissen, daß unter ihren Papieren befremdliche Briefe gefunden wurden. Nichts kann mehr in Verwunderung setzen, als daß sie solcherlei Beweise gegen sich selbst unzerstört ließ; es müßte denn die ungewöhnliche Gelindigkeit sein, welche man bei dieser Gelegenheit denen zeigte, die in ihre Umtriebe verwickelt waren. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dies Folge der großen (damaligen) Schwäche der Regierung oder eines vorwaltenden Wohlwollens der Gesinnung war."

Auch Castéra [38]) erzählt, daß der Großfürst, bei Durchsicht der Papiere seiner verstorbenen Gemahlin, gedachte Briefschaften fand. Indem er damit alsbald zu seiner Mutter eilte, forderte er sie auf, ihn an einem Manne zu rächen, der es gewagt hatte ihre gemessenen Befehle in den Wind zu schlagen. „Obwol die Kaiserin", fährt der Erzähler fort, „der Furcht Raum gab, die Sache möchte zu viel Lärm machen, und auch den Sohn des Hetmans schonen wollte, von dem ihr ehedem so wichtige Dienste geleistet worden waren, gab sie doch dem Zorne des Großfürsten nach. Nur, statt den Grafen Rasumovski nach Sibirien zu verweisen, verbannte sie ihn nach Venedig mit dem Titel eines außerordentlichen Gesandten."

Ehe wir ihm nun in die diplomatische Laufbahn nachgehen, welche er unter solchen Auspicien im Jahre 1776 betrat [39]), müssen wir noch auf die Art von Einfluß aufmerksam machen, welche der junge Herr auf seinen ehemaligen Gespielen ausübte.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß in Rußland, seitdem der Thronerbe mündig war, eine große Verstimmung, ja Unzufriedenheit, mit der ungebührlich verlängerten Regie=

rung der Mutter desselben, einer Deutschen, herrschte [40]) und daß diese besonders zu Moskau, als der Hof nach erfolgter Besiegung des Pugatschev'schen Aufstandes, 1775, sich dahin begab, an den Tag gelegt wurde. [41]) Wo Paul erschien, war des Gedränges, des Hurrahrufens und der freudigsten Bewegung kein Ende; wo die Kaiserin auftrat, blieb es still, und sogar eine verordnete Verringerung der Abgaben konnte keine sie betreffende Begeisterung hervorrufen. Als Rasumovski diesen Contrast bemerkte, ward er versucht nachzuforschen welchen Eindruck er auf das Gemüth des Thronerben gemacht haben mochte. Bei Gelegenheit eines ähnlichen geräuschvollen Zudranges zu Paul flüsterte er ihm ein: „Sehen Sie, Prinz, wie sehr man Sie liebt. Ha, wenn Sie wollten . . . .!“ — „Der Großfürst gab darauf keine Antwort“, bemerkt derjenige, der uns diese Anekdote aufbewahrt hat [42]); „indessen warf er auf den Versucher einen strengen Blick, als ob er ihm hätte sagen wollen, daß es zwar allerdings lange dauere, bevor man ihm den ihm gebührenden Thron überlasse, er wisse aber auch was ein wohlgearteter Sohn seiner Mutter schuldig sei.“

Von der Zeit schreibt sich der Haß her, welchen seitdem Katharina gegen ihren Sohn empfand. Einestheils war die Ursache Eifersucht und Furcht, anderntheils hatte sie seit kurzem erfahren müssen, daß es dem Großfürsten nicht unbekannt war, auf welche Art sein vermeinter Vater die Welt verlassen hatte. Daß er davon unterrichtet war, dafür hatte Graf Panin gesorgt; durch eine Aeußerung von ihm war das Geheimniß ihm enthüllt worden.

Doch verlassen wir jetzt mit Rasumovski Rußland, wo der Hof uns zu Beschreibungen Anlaß geben müßte, auf die wir nicht eingehen könnten, ohne uns, besonders Leserinnen gegenüber, Verlegenheit zu bereiten, und die überdies mit

unserm Gegenstande nicht in unmittelbarer Berührung stehen. Fürst Potemkin, welcher damals im Besitz der nicht ohne Mühe eroberten Gunst Katharina's war, eine Gunst, die ihm auch bis zu seinem Tode (1791) verblieb, hatte den langen Reigen der Favorite so wenig eröffnet als er ihn zu schließen bestimmt war; aber er spielte seine Rolle wie keiner vor oder nach ihm, verdunkelte alles um sich her, und man kann sagen, daß von 1778 an sowol die Politik Rußlands nach außen als die Verwaltung im Innern so vollkommen in seinen Händen lag, daß die Völker in ihm den wirklichen Autokraten erblicken konnten.[43]) „Er behauptete sich in der Gunst der Kaiserin", sagt Schlosser, „auch noch als er seine Rolle bei ihr (ihrer Person) ausgespielt hatte, dadurch, daß er ihr half kolossale Zwecke durch kolossale Mittel zu erreichen."

Während Paul, zu erneuerter Brautschau, seine erste Reise nach Berlin antrat (Juli 1776), auf der er auch den Dichter Nicolay in seinem Gefolge hatte, begab sich Rasumovski auf seinen Posten in Italien. Nach Castéra wäre dieser zuerst Venedig und erst kurze Zeit darauf Neapel gewesen, nach andern Berichten aber wäre der Graf gleich direct nach Neapel gegangen. Man erwähnt sogar *besondere* Umstände. In beiden Fällen führte ihn sein Weg über Wien, wohin sein Vater ihm Empfehlungen mitgeben konnte, die ihn mit Sicherheit auf die zuvorkommendste Aufnahme rechnen ließen. Da erzählt man denn, daß auf die Frage, die an ihn gerichtet wurde, was ihm denn eigentlich in Neapel für eine Rolle angewiesen sei, er großsprecherisch und mit Eitelkeit geantwortet habe: „Den Herrn zu spielen!" Dieses Wort, setzt man hinzu, ging von Mund zu Mund, und da es noch vor der Ankunft des jungen, aufgeblasenen Gesandten auch das neapolitanische Hoflager erreichte, nahm es gegen ihn ein und war Ursache, daß er sich

keines sonderlichen Empfanges zu rühmen hatte. Die damalige Königin, Karoline Maria von Oesterreich, eine Schwester Joseph's II. und der unglücklichen Marie Antoinette, ließ es ihm entgelten, indem sie ihn mit eisiger Kälte behandelte. Dies befremdete in hohem Grade den jungen Russen, der, selbst eroberungssüchtig, daran gewöhnt war überall leichten Eingang zu finden. Da er die wahre Ursache nicht ahnte, wandte er sich an den Geschäftsträger Italinski, einen späterhin sehr bekannten Diplomaten, der damals ad interim dem Posten vorstand. Von diesem mit Freimuth belehrt, nahm er sich die Sache nicht mehr zu Herzen, sondern bemühte sich im Gegentheil nach Kräften das verwegene Wort wahr zu machen. Auch erreichte er sein Ziel in der That mit dieser, ihrem Charakter nach wohlbekannten, damals vierundzwanzigjährigen Königin, an einem Hofe, welcher um nichts besser war als sein heimischer und als mancher andere, denn das Beispiel guter Sitte ging im vorigen Jahrhundert wahrlich nicht von den Thronen aus, selbst nicht von denen, auf welchen Töchter der unbescholtenen Maria Theresia saßen.

Indessen war der junge Herr ebenso unbeständig als leichtsinnig. Er ward es nach einiger Zeit müde, erzählt man weiter, sogar den Herrn zu spielen, hing sein Herz an eine Komödiantin, die er aus Paris hatte kommen lassen, und erdreistete sich, wie man gleichfalls behauptet, so weit, daß er selbige sogar als eine Verwandte von ihm bei Hofe vorstellte. Als Karoline Maria erfuhr was an der Geschichte Wahres sei, kam es zum Bruche, wodurch Rasumovski sich gezwungen sah um Versetzung auf einen andern Posten anzuhalten. Die von ihm verscherzte Gunst fiel bald darauf dem berüchtigten Acton zu, den sie zum ersten Minister machte.

Noch war aber der russische Lüstling in Neapel voll-

kommen heimisch, als auf ihrer oft beschriebenen Rundreise durch Europa der Graf und die Gräfin vom Norden daselbst 1781, von Rom kommend, anlangten. Es ist bekannt daß unter diesem Namen der Großfürst Paul nebst seiner jungen Gemahlin Maria Feodorowna [44]) sein Incognito, nicht ohne gelegentliche Unterbrechungen, festzuhalten suchte. Noch hatte er die schwere Beleidigung nicht vergessen, deren sich sein Jugendfreund gegen ihn schuldig gemacht hatte: er bewies es, indem er dem Grafen Rasumovski das Verbot zugehen ließ, irgendwo in seiner Gegenwart zu erscheinen.

Einige Jahre später, im April oder Mai 1784, als der junge Diplomat schon seiner Abberufung gewärtig war, erhielt er den vielleicht nicht sehr erwünschten Besuch eines schon erfahrenern und sehr gewiegten Amtsbruders, des bekannten Markov (dem wir hier noch nicht den Grafentitel beizulegen haben). Dieser war damals russischer Minister am Hofe Gustav's III., Königs von Schweden (1771—92), eines Landes, welches noch immer zu den größern Mächten gerechnet wurde, und auf welches Katharina II. zu jener Zeit, bei ihren ehrgeizigen, die osmanische Pforte bedrohenden Planen, ein wachsames Auge hatte. Denn Schweden war sowol mit letzterer als auch mit Frankreich im Bunde, und seit dem Staatsstreiche (1772), durch den sich Gustav der Vormundschaft des hohen Adels entzogen hatte, auf den sich Rußland ebenso gut als Frankreich zu stützen pflegte, war es wol erlaubt zu befürchten, der sehr rührige Monarch möchte seine eroberte Unbeschränktheit dazu benutzen wollen, um an seine Krone die Landschaften zurückzubringen, welche an die östliche Großmacht verloren worden waren. Deswegen hatte die Zarin seine persönliche Bekanntschaft gesucht und ihn auch wirklich, Ende Juni 1783, zu einer Zusammenkunft in der finnländischen Stadt Frederikshamn vermocht.

Da kurz nachher Gustav III. eine Reise durch Europa und nach Italien machte, zerstreuten sich eine Zeit lang die Mitglieder des diplomatischen Corps in Stockholm, und so kam Markov nach Italien, wo er sich wieder mit dem Könige begegnete. In Neapel wurde er durch Rasumovski dem Hofe vorgestellt, und wir lesen wie folgt in einem Berichte über seine erste Unterredung mit der Königin Karoline [45]): „Den Gegenstand ihres Gesprächs mit Markov bildete der Graf Andrei Kyrillowitsch Rasumovski, welcher einige Jahre als russischer Gesandter in Neapel gelebt hatte. Es gelang ihm ganz besonders sich der Königin zu nähern, welche Markov auch beauftragte nach Petersburg zu berichten, daß die unangenehmen Gerüchte über Rasumovski, welche die Kaiserin veranlaßten ihn aus Neapel zu entfernen [46]), ein Werk seiner Feinde gewesen, und daß er seinen Verpflichtungen bestmöglichst nachgekommen sei. Zufolge dieses Auftrags sendete Markov ein Schreiben der Königin mit der genauen Darstellung seiner Unterredung mit derselben nach Petersburg. Allein die leidenschaftlichen Bitten der Königin wurden nicht erhört: man versetzte Rasumovski nach Kopenhagen.“ Markov kehrte nach Stockholm zurück, wo er aber nur bis 1786 verblieb.

Rasumovski seinerseits weilte nicht lange am dänischen Hofe, wo er nach kurzer Frist durch den Baron Alexis von Krüdener abgelöst wurde. Wir lesen seinen Namen unter denen der Herren und Damen, welche den Aufenthalt des Grafen von Ségur als französischen Minister in Petersburg gleich im Jahre 1785 so überaus unterhaltend und anziehend machten. [47]) Nach den Grafen Rumanzov, Soltykov, Stroganov nennt dieser „Andreas Rasumovski, der durch Glückszüge im Spiele der Politik und der Liebschaften so berühmt geworden ist“.

Bald aber wurde ihm der Gesandtschaftsposten in Stock-

holm übertragen. Damit er gleich bei seinem Erscheinen mit den innern Verhältnissen Schwedens vertraut wäre, befahl Katharina dem zu einer höhern Stellung abberufenen Markov, eine ausführliche Instruction für ihn aufzusetzen, was denn auch pünktlich vollzogen wurde. Markov kehrte nicht in sein Vaterland zurück, ohne zuvor (25. Oct. 1786) an seinen Nachfolger ein längeres Schreiben zu richten, worin er ihm die Sachlage, wie er sie zurückließ, vollkommen deutlich machte. Die Aufgabe, die der neue Gesandte zu lösen hatte, lief, in wenig Worten ausgedrückt, darauf hinaus, daß er sich bemühen sollte den Einfluß wiederherzustellen, den Rußland bis im Jahre 1772 mittels der Parteiungen zwischen den „Hüten" und den „Mützen" in dem ziemlich anarchischen Nachbarlande ausgeübt hatte. Auf Rußland stützten sich die Mützen, d. h. die Oligarchen, die den Russen durch fortwährende Unruhen in die Hände arbeiteten; die Hüte hingegen, oder die monarchische Partei, gaben den Einflüsterungen Frankreichs Gehör.

Seitdem Ostermann Stockholm verlassen hatte, heißt es in der Regierungsgeschichte der großen Kaiserin [48]), hatten sich seine Nachfolger (Mussin-Puschkin und Markov) genau an seine Verfahrungsart gehalten; keiner aber hatte sich durch eine Keckheit ausgezeichnet wie die Andreas Rasumovski's. Angelegentlichst bemüht die Gunst seiner Kaiserin wieder zu erwerben, war dieser Gesandte beständig geschäftig, Samen der Feindschaft unter die schwedischen Aristokraten zu streuen, wovon die meisten, über den König misvergnügt, sehr geneigt waren dem eigennützigen Rathe Rußlands ihr Ohr zu leihen. Mit schwer unterdrücktem Groll sah Gustav anfangs diesen Umtrieben des verhaßten Nachbars zu, der außerdem sich auch sehr bereitwillig zeigte einem Gegner seiner Regierung, dem Oberst Sprengtporten, eine Zuflucht zu bieten; als aber im Jahre 1787 Katharina

den Türken, seinen Bundesgenossen, den Krieg erklärte, war ihm diese Gelegenheit willkommen gegen sie, nicht ohne Anschein guten Rechtes, loszuschlagen. Er erneuerte alsbald seinen schon bestehenden Tractat mit den Osmanen und gab zu Rüstungen Befehl. Nun ging dem russischen Gesandten die Geduld aus. Mittels einer Note, die er am 18. Juni 1788 einreichte, drückte er in sehr energischer Sprache sein Befremden, seine schmerzliche Verwunderung aus über die Herstellung einer Kriegsbereitschaft, deren Gegenstand nur Rußland sein könne, welches, seiner Meinung nach, dazu keine Veranlassung gegeben habe, indem die in Kronstadt segelfertige Flotte keine andere Bestimmung habe als nach dem Archipel zu schiffen, und welches vielmehr auf Schwedens Dankbarkeit gerechnet hätte. Das waren streitige Punkte, worüber es vielleicht nicht unmöglich war sich zu einigen; indem die Note aber zugleich sich dahin aussprach, daß der Uebergeber dieses Schriftstück an die königlichen Minister „und an alle diejenigen von der Nation richte, die an der Regierung Antheil zu nehmen hätten" [49]), bewies er eine Rücksichtslosigkeit, die den ohnehin leidenschaftlichen und ungeduldig vom Thatendrang besessenen König nicht anders als aufbringen konnte, obgleich Graf Ségur, selbst ein so gewandter, feiner Diplomat, nichts an dieser Sprache auszusetzen findet, was zur Entschuldigung Rasumovski's wol eine Erwähnung verdient. Gustav III. sah darin einen willkommenen Anlaß, einen Krieg mit Rußland herbeizuführen, der schon lange in seinen Wünschen lag, den er aber ohne Bewilligung der Stände nur als Gegenwehr hätte anfangen können.

Es lag ihm viel daran, während er selbst der Angreifende war, sich den Schein zu geben, als schlage er nur einen Angriff von außen ab, und aus dieser Ursache zeigte sich sehr aufgebracht. Er beschuldigte den russischen Ge-

sandten der Absicht, seine Unterthanen zum Verrathe anreizen und die Nation von ihrem Regenten trennen zu wollen. Der Oberceremonienmeister mußte sich alsbald zu ihm begeben und ihm erklären, daß er, indem er die oben angeführte ungebührliche Bemerkung gemacht, vergessen habe, daß die Verfassung umgeformt worden sei, daß der König allein regiere, er aber, der Unterzeichner der Note, die Sprache wieder aufgefrischt habe, die zwar seine Vorgänger hätten führen können, die seitdem aber unstatthaft geworden sei. Da der Monarch unmöglich glauben könne, Graf Rasumovski sei von seiner Gebieterin ermächtigt worden selbige wieder anzunehmen, wolle er ihn auch nicht länger als einen beglaubigten Gesandten ansehen, und verbiete er seinen Ministern mit ihm Unterhandlungen zu pflegen; ihn selbst aber lasse die Majestät ersuchen, den schwedischen Boden in Frist einer Woche zu verlassen, wo er dann königliche Schiffe bereit finden werde ihn nach Hause zu bringen.

Allein der nichts weniger als blöde Russe ließ sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen, sondern war auf einen Vorwand bedacht, um, statt zur See, durch Finnland nach Petersburg zurückkehren zu können, was aber gerade den Absichten Gustav's entgegenlief; jedenfalls, erklärte Rasumovski, könne er seinen Posten nur infolge eines Befehls der Kaiserin verlassen, den er also in Stockholm erwarten müsse. Auch blieb er wirklich daselbst bis zum 11. Aug., wo er sich dann nach Lübeck bringen ließ.

Gustav aber wollte keine Zeit verlieren: er schiffte sich den 24. Juni mit einem Heere ein und landete den 2. Juli in Finnland. Hätte er wirklich keine verloren, so wäre es ihm vielleicht nicht unmöglich gewesen Petersburg zu überrumpeln und die Kaiserin aus ihrer Residenz zu vertreiben; denn, wie gewöhnlich, waren die 26000 Russen, die man alsbald marschfertig machen wollte, nur auf dem Papiere

vorhanden: in der Wirklichkeit waren nur 6000 Mann in Bereitschaft, als Gustav bei Nyslott sich mit der Armee seines Bruders, des Herzogs von Südermanland, vereinigte [50]) und nun 36000 Mann unter seinem Befehle hatte.

Wir lassen uns hier nicht darauf ein diesen schwedisch-russischen Krieg, der nach der Meinung Gustav's die glorreichen Zeiten des Siegers von Lützen wieder herbeiführen sollte, zu erzählen und über dessen Zwischenfälle bis zu seiner Beendigung durch den Frieden von Werelä, 14. Aug. 1790, nähere Aufschlüsse zu geben. [51]) Nur von dem Schrecken wollen wir ein Wort sagen, welcher augenblicklich in Petersburg herrschte, nachdem der König durch den daselbst zurückgebliebenen Gesandtschaftssecretär von Schlaff sein Ultimatum hatte überreichen lassen. In diesem Actenstück, dessen Hauptinhalt man bei Ségur lesen kann und das von einem Hochmuth zeugte, der an Ueberspannung grenzte, wurden in sehr gebieterischem Tone der Kaiserin drei Bedingungen vorgelegt, deren erste folgendermaßen lautete: „Daß Graf Rasumovski auf exemplarische Weise für alle die Umtriebe gestraft werde, welche er, aber erfolglos, in Schweden in Gang gebracht und wodurch die Freundschaft, das Vertrauen und Einverständniß gestört worden sind, die zuvor zwischen den beiden Reichen bestanden; damit seinesgleichen auf immer die Lust vergehe sich in die innern Angelegenheiten eines unabhängigen Staats einzumischen.“ Die zweite Bedingung verlangte Zurückgabe aller Theile Finnlands, welche durch die Tractate von Nystad und von Åbo an Rußland abgetreten worden waren; die dritte, Annahme seitens der Kaiserin der Vermittelung des Königs, um den Frieden mit den Türken wiederherzustellen, müßte es auch mittels Wiederabtretung der Krim und alles dessen geschehen, was Rußland seit den Abmachungen von 1774 an sich gerissen hatte. — „Der König“, hieß es am Ende

des Ultimatums, „ist eines Ja oder Nein gewärtig; er kann auf keine Abänderung eingehen, ohne den Ruhm und die Interessen seiner Völker aufs Spiel zu setzen.“ Eine solche Sprache zu führen, bemerkt Ségur, hätte sich kaum der Großherr unterfangen, seinem Vasallen, dem Hospodar der Moldau gegenüber. Das Erscheinen der schwedischen Flotte in der Nähe von Kronstadt gab ihr noch mehr Nachdruck. Auch hieß es alsbald, erzählt der Graf weiter, im Winterpalast sei alles in Schrecken; man packe ein und die Kaiserin sei auf dem Punkte sich nach Moskau zu flüchten. Es war dem jedoch nicht also, wie der gewandte Hofmann sich bald überzeugte. Als die Kaiserin mit verhaltenem Spott ihn fragte, wie er die Note finde, antwortete er: „Mir kommt es vor, Majestät, als ob der König von Schweden, von einem Traume getäuscht, sich einbildete, er habe schon über Sie drei große Schlachten gewonnen.“ — „Und wenn er sie auch gewonnen hätte, Herr Graf“, entgegnete mit Heftigkeit die nordische Semiramis, „wenn er schon jetzt im Besitz von Petersburg und Moskau wäre, wollte ich ihm doch zeigen, was an der Spitze eines tapfern und ergebenen Volkes eine Frau vermag, die nicht ohne Charakterstärke ist, solange sie beim Verfall ihres Reichs noch aufrecht steht.“ Ihre Antwort auf Gustav's Herausforderung war eine Kriegserklärung (11. Juli).

Die Gefahr ging schnell genug vorüber. Man kennt den Aufstand, der im schwedischen Lager vor Frederikshamn in Abwesenheit des Königs ausbrach, welchen Geschäfte auf kurze Zeit nach Stockholm zurückgerufen hatten. Die Armee, von Misvergnügten bearbeitet, welche in deren Reihen die Meinung geltend machten der angefangene Krieg sei ein Angriffskrieg und folglich verfassungswidrig, da er ohne Bewilligung der Stände unternommen worden, vereitelte die Pläne Gustav's [52]), und die Anstifter des Verraths

gingen so weit, daß sie sich mit der russischen Regierung in Unterhandlungen einließen. Zugleich landeten 20000 Dänen auf schwedischem Boden, um den Russen Luft zu machen. Und in der nämlichen Zeit hatte der kühne Monarch einen Kampf gegen seinen Adel zu bestehen. Er ließ sich nicht überwältigen, sondern kehrte bald darauf auf den Schauplatz des Krieges zurück, wo er wenigstens durch sein kräftiges Auftreten so viel errang, daß die Friedensbedingungen nicht unrühmlich für ihn ausfielen, während seine Bundesgenossen, die Türken, vor Suworov's Ungestüm zurückwichen und dann im endlich erlangten Frieden (1792) neue Einbußen sich gefallen lassen mußten.

Kehren wir zu unserm Diplomaten zurück, dessen Name nun in ganz Europa bekannt war und dessen stolzes Auftreten ihm den Beifall der russischen Aristokratie sowie des gesammten Volks erworben hatte. Wir begegnen ihm nun auf deutschem Boden, den er künftig nicht mehr, oder wenigstens nur vorübergehend, verlassen wird.

Gegen Ende des Jahres 1793 ward Rasumovski zum russischen Gesandten am wiener Hofe ernannt, und so begann er seinen Aufenthalt in einer Stadt, wo er, von einer glänzenden Aristokratie umgeben, bei der Regierung in besonderer Gnade und einer bedeutenden Rolle sich bewußt, bald so heimisch ward, daß er dem Wunsche nicht widerstand, sich darin anzusiedeln, um daselbst auch dann noch zu verbleiben, nachdem er seines Amtes enthoben wäre.

Die zweite Theilung Polens war kraft des zwischen Rußland und Preußen geschlossenen Tractats[53]) im Juli 1793 erfolgt, und am 19. Aug. hatte der Reichstag dies Actenstück gezwungenerweise unterzeichnet. Dabei konnte aber unmöglich das Land sich beruhigen. Madalinski gab das

Zeichen zum Aufstande, und während die Besatzung Krakaus diesem entgegeneilte, zog der großherzige Thadäus Kosciuszko in diesen alten Königssitz der Piasten ein (25. März 1794). Das Land, soviel vom alten Polen noch übrig war, begrüßte in Kosciuszko seinen Befreier, und, von ihm aufgerufen sich wider seine Unterdrücker zu erheben, griff es zu den Waffen mit einem Heldenmuthe, wie wir ihn auch jetzt wieder gesehen haben. Die polnische Armee in Warschau, obgleich von einer russischen Besatzung überwacht, folgte dem gegebenen Beispiele. Letztere nebst ihrem Anführer, dem tyrannischen Proconsul Baron Igelström, wurde theils in der Stadt niedergemetzelt, theils aus derselben verjagt; auch Wilna fiel wieder in die Gewalt der Vaterlandsfreunde. [54]) Die Verfassung vom 3. Mai 1791 ward alsbald wieder als bestehend proclamirt, Kosciuszko überall als Generalissimus und Dictator anerkannt. Zwar eilten nun die Preußen ihren Raub- und Bundesgenossen zu Hülfe, und der Kampf, den beide vereinigt bei Szczekociny (6. Juni) den Aufständigen lieferten, fiel für letztere ungünstig aus; aber nichtsdestoweniger hielten sich diese noch mehrere Monate, und man sah sogar einen Augenblick die 40000 Preußen schimpflich Warschau den Rücken kehren, bis Katharina endlich, über die Absichten der Türken beruhigt, das Heer, das unter Suworov auf deren Grenzen stand, glaubte herbeirufen zu können. Von der Zeit an sank die Hoffnung zu siegen, welche bis dahin in der tapfern Brust der Polen geglüht hatte. Es half ihnen nichts Männer wie Koscinszko, Madalinski, Dombrowski, Zajonczek, Fürst Joseph Poniatowski u. a. an ihrer Spitze zu haben: ihr Heer unterlag dem der Russen, das Graf Fersen befehligte, in der Schlacht von Macieowice (10. Oct.); der Dictator selbst fiel schwer verwundet zur Erde, indem er verzweifelnd ausrief: „Finis Poloniae!" kam in Gefangenschaft, und nach-

dem am 4. Nov. Suworov selbst im Sturm Warschaus Vorstadt Praga eingenommen hatte, wo das Gemetzel schauderhaft war, mußte sich auch die Hauptstadt selbst am 9. Oct. auf Gnade und Ungnade ergeben und der Rest der Armee die Waffen strecken.

Oesterreich, das, mit der Aussicht auf das Elsaß und Lothringen vertröstet, bei der zweiten Theilung leer ausgegangen war und doch die Verbündeten hatte gewähren lassen, weil es mit ihrer Hülfe den Krieg gegen Frankreich glücklich zu beendigen hoffte; Oesterreich, seine ehrgeizigen Nachbarn mit wachsamem Auge beobachtend, war gegen sie voll gerechter Eifersucht; es erkannte die letzten Erwerbungen Preußens nicht an. Jedoch befand sich der junge Kaiser nicht in der Nähe, als der neue polnische Krieg begann, denn Franz II. hatte sich persönlich an die Spitze seiner Armee gestellt, die von den Niederlanden aus das republikanische und mit sich selbst ausschließlich beschäftigte Frankreich bekriegte. Baron Thugut [55]), der seit 1792 mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt war, drang um so mehr in ihn zurückzukommen, als Rußland wichtige Eröffnungen machte. Es handelte sich um eine wiederholte, diesmal definitive Theilung Polens, und die Zarin, wohl wissend, daß sie nicht gegen den Willen Oesterreichs ausgeführt werden könnte, misgönnte diesem Staate nicht, wie Preußen, einen angemessenen Antheil daran. Es erkannte die Nothwendigkeit dieses Mittels, um Oesterreich mit der zweiten Theilung auszusöhnen.

Graf Rasumovski eilte dem Kaiser mit Katharina's Vorschlägen bis Frankfurt entgegen, verfehlte ihn aber und konnte seinen Auftrag an ihn erst in Wien ausrichten. Schon am 30. Juni erfolgte eine Bekanntmachung, worin sich Franz mit den beiden andern Mächten einverstanden erklärte; und wenige Tage darauf rückten 17000 Oester-

reicher in Kleinpolen ein, „um die Gefahren zu entfernen, deren Galiziens Grenzen durch die Unruhen in Polen ausgesetzt seien". An dem Kampfe, der, wie man soeben gesehen, noch bis in den Novembermonat nicht ohne abwechselnde Vortheile dauerte, nahm dieses Heer wenig Antheil, desto mehr aber die Regierung an dem Ländermarkte, der nun noch einmal stattfand. Auch Rasumovski war im Verlauf der betreffenden Unterhandlungen geschäftig, obwol besonders Petersburg der Sitz derselben war, wo Ostermann, Besborodko und Markov sich direct besonders mit dem Grafen Ludwig von Cobenzl und auch, obgleich langsamer, mit dem preußischen Obersten Grafen von Tauenzien verständigten. Von da ging auch (3. Jan. 1795) die Erklärung aus, durch welche die dritte Theilung eingeleitet ward und welche ungefähr also lautete: „Durch Erfahrung von der völligen Unfähigkeit der Polen überzeugt, sich eine feste und sichere Verfassung zu geben, haben die Mächte in ihrer Weisheit, aus Liebe zum Frieden und für das Wohl ihrer Unterthanen, beschlossen, die Republik ganz zu theilen." Ja, ein sehr bekannter und gewöhnlich vorsichtiger russischer Geschichtschreiber, Ustrialow [56], nimmt keinen Anstand, durch nachfolgende Worte die Verantwortlichkeit der ganzen Sache, einer folgenschwangern Unthat, auf die Schultern der Seinigen zu nehmen: „Solchergestalt vollzog die weise Katharina das, was unsere alten rechtgläubigen Zare gewollt, wonach die Polen selbst mehr als einmal gestrebt (?), woran Peter der Große gedacht und was als unfehlbare Folge des jahrhundertelangen Ganges der Ereignisse unvermeidlich war." Polen hatte sich nicht zu regieren gewußt; ein Staat aber der seiner nicht mächtig ist muß fallen, so will es das ernste Gericht der Geschichte; allein nichtsdestoweniger hat Friedrich von Raumer vollkommen recht, wenn er spottend die Bemerkung macht: „Frankreich bekämpfte man, weil

dort die königliche Gewalt verringert, Polen, weil sie daselbst vergrößert war, und die Jakobiner (diese Feinde aller Könige) sollten eben diese Vergrößerung bewirkt haben!"

Die Unterhandlungen über den Antheil, den jede der drei Mächte an der reichen Beute beanspruchte, dauerten noch ein ganzes Jahr, denn die Declaration vom 3. Jan. 1795 [57]) war nur ein vorläufiger, vorerst nur zwischen Oesterreich und Rußland geschlossener Act, und Preußen machte lange ersterm Staate den Besitz von Krakau streitig; der endliche Tractat, welcher Polen von der Karte Europas strich, wurde erst den 24. Oct. 1795, ebenfalls zu Petersburg, unterzeichnet [58]), worauf die Thronentsagung König Stanislav August's erfolgte.

Es war kein Irrthum, wir wissen es alle, wenn schon Rousseau behauptete, Polen sei zwar von den Mächten verschlungen worden, sie hätten es aber nicht zu verdauen vermocht. Die drei Theilungen fallen hauptsächlich Preußen zur Last, dessen Verlegenheiten aller Art, in seiner für eine Großmacht precären Stellung, dazu führten. Die Mitschuld Oesterreichs war im Grunde eine unfreiwillige. Da sie nun aber einmal verwirkt war, hatte sie um so mehr einen innigen Verband zwischen Oesterreich und Rußland zur Folge, als man Preußen seit seinem Separatfrieden mit Frankreich nicht mehr recht traute und dessen Ansprüche von dem Augenblick an sehr gesteigert waren, als zudem die drei Mächte sich gegenseitig den vollen Besitz ihrer Länder gewährleisteten und als das Haus Habsburg auf die Zarin rechnete, um nicht im Kriege gegen Frankreich zu unterliegen, den es auch dann noch fortsetzte, als Preußen, nur auf sich selbst bedacht, den Baseler Tractat geschlossen hatte. Außerdem war dem Kaiser der gewünschte Austausch seiner Niederlande gegen Baiern von Rußland versprochen worden. Man kann sich demnach denken, welche Rolle der Gesandte

letzterer Macht in Wien spielte, wie er gesucht, geschmeichelt, verhätschelt wurde, was augenscheinlich nicht geeignet war, ihm seinen Aufenthalt in der Kaiserstadt zu verleiden, wo übrigens eine mächtige, reiche, vergnügungssüchtige Aristokratie den Thron umgab und in dem russischen Großen unverhaltene Sympathie erweckte.

Er konnte hoffen im Fall zu sein, den auf ihn gesetzten Erwartungen entsprechen zu dürfen. Denn in der That trug sich damals Katharina II. mit dem Plane, an dem Kriege gegen Frankreich theilzunehmen, eine neue, auf festern Grundlagen ruhende Allianz gegen dasselbe zu stiften und als Resultat derselben die Monarchie der Bourbonen wiederherzustellen. Die Hülfstruppen, um welche Kaiser Franz sie wiederholt und inständig anging, hatte sie beschlossen ihm nicht länger zu verweigern. [59])

So ward die Stellung Rasumovski's eine der wichtigsten. Sein Briefwechsel mit dem Kanzler Grafen Ostermann besprach Punkte, von denen das Wohl und vielleicht die Existenz der habsburgischen Monarchie abhing. Der Graf, dem die Rettung derselben ebenso sehr am Herzen lag, als er ein geschworener Feind der fränkischen Republik war, zeigte sich unermüdlich in der Vermittelung der Freundschaft zwischen ihr und dem Zarenreiche. Angelegentlichst trug er ihre Bitten um Hülfe seinem Hofe vor. Einem seiner Schreiben (dem vom 4./15. Febr. 1796) waren folgende Worte des Barons Thugut beigelegt: „Wenn Ihro kaiserliche Majestät in Ihrer Weisheit finden sollte, daß Sie dem Kaiser die Truppen nicht zusagen könne, auf welche er gehofft hatte, so schmeichelt sich doch Höchstderselbe, im Vertrauen auf die Freundschaft und die Theilnahme, womit die Kaiserin ihn beehrt, mit der Hoffnung, daß sie letztere abermals werde bethätigen wollen, indem sie wenigstens den König von Preußen von Feindseligkeiten abhielte und

die Innigkeit ihres Verbandes mit dem Kaiser vor dem Reiche offenkundig machte, sodaß ihre großherzige Absicht seine gerechten Forderungen dem deutschen Staatskörper gegenüber zu unterstützen, keinem Zweifel mehr unterläge." Diese so eifrigen Bemühungen des Gesandten blieben nicht ohne Erfolg: Katharina versprach wirklich dem Kaiser Franz eine Armee von 60000 Mann, um, wie es in Ostermann's Depesche vom 19. Aug. an Rasumovski heißt, „mit Hülfe der Vorsehung den Sieg einer Sache vorzubereiten, die Ihro Majestät nicht aufhören wird als die Sache aller Machthaber anzusehen". Mit England hatte die Kaiserin schon unterm 18. Febr. 1795 einen Vertrag zu Petersburg geschlossen.

Nun war Rasumovski rastlos thätig, wie seine Depeschen vom 8. Oct. u. a. erhärten, mit Thugut den Operationsplan im bevorstehenden Feldzuge festzusetzen und seinem Cabinet annehmlich zu machen. Die respectiven Heere der Oesterreicher und der Russen sollten abgesondert am Rhein auftreten; mit letztern sollten die noch übrigen 6000 Mann von der Armee des Prinzen von Condé sich vereinigen; auch die Reichstruppen sollten zu ihm stoßen, u. s. w.

Allein die Ausführung des Allianzprojects stieß auf allerlei Schwierigkeiten, die der General Michailovski-Danilevski, in dem von ihm angefangenen und nach seinem Tode vom Obersten Miliutin fortgesetzten und beendigten wichtigen Werke, auseinandersetzt.[60] Nichtsdestoweniger hatte der tüchtige Suworow schon, zu seiner großen Freude, den Befehl erhalten eine bedeutende Truppenmacht in Podolien zusammenzuziehen und zum Abmarsch gegen Westen sich bereit zu machen, als plötzlich, wie wir neulich ausführlich erzählt haben[61]), die Kaiserin von einem Schlagfluß getroffen wurde und am 18. Nov. starb.

Unter der neuen Regierung trat bekanntlich eine durch-

greifende Aenderung in allen Verhältnissen ein. Zwar entsagte Paul I. keineswegs dem freundschaftlichen Verbande mit dem Römischen Kaiser, allein er ließ ihm doch alsbald, schon den 4. Dec. 1796, mittels einer Verbalnote Ostermann's an den Grafen Cobenzl erklären, daß es nicht seine Absicht sei das versprochene Heer abzusenden, daß er an dem Kriege keinen Antheil nehmen werde. „Rußland“, hieß es in einem Rundschreiben, welches er an den Höfen zu Wien, London und Berlin abgeben ließ, „Rußland, seit dem Jahre 1756 beständig in Kriege verwickelt, ist der einzige Staat Europas, der sich seit vollen vierzig Jahren in der unglücklichen Nothwendigkeit befand die Kräfte seiner Bevölkerung fast zu erschöpfen. Das menschenfreundliche Herz Kaiser Paul's will seinen geliebten Unterthanen, nachdem dieselben so viele Opfer gebracht, die so nothwendige, von ihnen ersehnte Ruhe nicht länger vorenthalten. Wenngleich die russischen Truppen, aus den soeben angeführten wichtigen Gründen, an dem Kriege gegen Frankreich nicht theilnehmen werden, so wird Se. Majestät dennoch, gleichwie dessen erhabene Mutter, in innigem Verbande mit seinen Verbündeten bleiben, indem derselbe die Nothwendigkeit fühlt, sich mit allen möglichen Mitteln der rasenden französischen Republik, die ganz Europa mit Zerstörung der Gesetze, der Rechte des Eigenthums und der Moral bedroht, zu widersetzen.“ Vergebens machte Oesterreich gegen den misliebigen Entschluß des neuen Autokraten Einwendungen und schickte es Noten ein, in denen es wenigstens ein Minimum des Beistandes sich erbat, welchen es in drei Artikel zusammenzog: Paul, dem dieser auf Willkür deutende Titel mit vollem Rechte beizulegen war, schrieb eigenhändig an den Rand des ersten: „Je ne me laisserai pas prescrire ce que j'ai à faire“, und machte auch zu den beiden andern entsprechende Marginalnoten.

Von ihm persönlich, und nicht von seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gingen seit dem ersten Augenblicke seiner Regierung die Ausfertigungen aus, welche an alle fremden Höfe gerichtet wurden; seine Befehle waren in eigenhändig von ihm unterzeichneten Rescripten enthalten, denen sein Name voranstand; und ebenso mußten die Gesandten alle Meldungen direct an ihn selbst richten.

So kam denn der in Ungnade gefallene Jugendfreund des Kaisers wieder in nähere Beziehung zu ihm. Des Vergangenen schien der im ganzen edelmüthige, obgleich mit mislichen Eigenheiten behaftete Monarch sich nicht weiter zu erinnern; denn schon am 5. April 1797 ernannte er den Grafen zum Wirklichen Geheimrath, was ihm im Tschin die zweite Rangklasse eröffnete; zugleich, oder wenigstens bald darauf, beförderte er ihn auch vom Gesandten zum Botschafter (ambassadeur), was ihm in seiner speciellen Laufbahn die erste anwies.

Inzwischen war Oesterreich in großer Noth. Zwar hatte während des Feldzugs von 1796 Erzherzog Karl sich in Deutschland, von der obern Donau bis zum Rhein, zu halten gewußt; aber in Italien war vor dem unaufhaltsamen Zuge des jungen Frankengenerals Bonaparte alles zurückgewichen. Vier kaiserliche Heere waren nacheinander vernichtet worden, und am Ende (2. Febr. 1797) sah sich Wurmser sogar genöthigt, in Mantua zu capituliren. Da nun Bonaparte, in Italien Meister, sich anschickte, durch Friaul in Oesterreich einzufallen, mußte der Hauptfeldherr dieser Großmacht aus Deutschland abberufen werden, um dem französischen den Weg durch Tirol und Kärnten zu verlegen; ja er mußte die Friedenspräliminarien, die er sich den 18. April zu Leoben hatte aufdringen lassen, als noch günstig genug ansehen, in einem Augenblick, wo schon Wien bedroht und die Monarchie der Habsburger in hoher Gefahr war.

Paul hatte eben zu Moskau wichtige Grundgesetze erlassen, als er vom Hergang der Dinge unterrichtet wurde. Oesterreich, aufs äußerste gebracht, schrie um Hülfe, sich dabei nicht sowol auf den berühmten Teschener Vertrag als auf einen Defensivtractat berufend, den es am 14. Juli 1792 mit Rußland geschlossen hatte. Zugleich beklagte es sich bitter über Preußen, welches damals, auf sein Bündniß mit Frankreich gestützt, in Deutschland die Hauptrolle zu spielen gedachte und seinen keineswegs uneigennützigen Rath dem hartgeprüften Nachbarn überall aufzudringen versuchte. „Nichts ist betrübender für uns“, schrieb damals Thugut an den kaiserlichen Gesandten in Petersburg, „als gezwungen zu sein, beim Friedenswerke Preußens Einmischung annehmen zu müssen, welche eben dem berliner Hofe entschiedene Mittel verschaffen würde, seinen alten Haß gegen Oesterreich zu befriedigen und durch neue Uebergriffe seine habsüchtigen Absichten zu verwirklichen. Es kommt sowol der Ehrenhaftigkeit Rußlands als seiner Sorge für den eigenen Vortheil zu, diese ungerechten Anschläge zu vereiteln.“ Von Rußland aber erwartete Thugut alles mit dem größten Vertrauen, ihm stellte er die Angelegenheiten des habsburgischen Hauses anheim. „Was die Bedingungen betrifft, unter denen der Frieden zu Stande käme“, schrieb er ebenfalls unterm 9. April 1797, „ist Se. Majestät im voraus entschlossen, mit dem unbedingtesten Vertrauen die Entscheidung über alle seine Interessen der Gerechtigkeit, der Ehre und der Freundschaft seines erhabenen Verbündeten zu überlassen. Seine Bereitwilligkeit den Rath Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen anzunehmen, wird grenzenlos sein, und er wird zu allen Mitteln der Aussöhnung sich verstehen, welche der Kaiser, sein hoher Verbündeter, in seiner Weisheit nicht mit der eigenen Ehre und den wichtigsten Interessen Oesterreichs unvereinbar finden dürfte.“

Dem Sohn und Nachfolger der großen Katharina war zwar, nicht minder als ihr selbst, die neufränkische Republik ein Dorn im Auge, eine Quelle beständigen Aergernisses; daß aber zu jener Zeit sein Haß keineswegs leidenschaftlich war, daß er sich schon damals nicht unschwer dazu verstanden hätte, mit ihr in Unterhandlungen sich einzulassen, daß auch seine Freundschaft für Oesterreich eine nicht in allen Umständen stichhaltende war, das wird durch die Actenstücke bezeugt, welche in nicht geringer Anzahl dem Miliutin'schen Werke angehängt sind. Durch Rußlands so beträchtliche, erst neulich auf Kosten Polens bewerkstelligte Vergrößerung vielleicht ein wenig aufgebläht, war der Zar mehr als je eingedenk, daß der Frieden von Teschen ihn zu einem der Bürgen der europäischen Staatenordnung gemacht hatte, sowie er denn auch unterm 11. Oct. 1797 an den König von Preußen schrieb: „Ew. Majestät wissen (ferner), daß auch ich im Frieden von Teschen die deutsche Reichsverfassung mit garantirte, und werden deswegen nicht erstaunen, wenn ich erkläre, daß ich nicht gleichgültig der Auflösung derselben zusehen werde, sondern mit aller mir von der Vorsehung anvertrauten Gewalt dieselbe aufrecht zu erhalten entschlossen bin." Nichtsdestoweniger trat er mit Klugheit und Rückhalt auf, seine Sprache nicht zu hoch stimmend, seine von Oesterreich erbetene Vermittelung den kriegführenden Mächten nicht aufdringend, und so wenig zum Kriege geneigt, daß er vielmehr dem flehenden Bundesgenossen nur schwache Hoffnung machte und sich vor der Hand darauf beschränkte, 18 donischen Regimentern und andern Streitkräften im Süden des Reichs Befehl zur Marschbereitschaft zuzuschicken.

Statt der verlangten Mannschaften, die allein noch Oesterreich's Fall vielleicht aufhalten konnten, wollte er anfangs nur diplomatischen Beistand gewähren. Der bekannte

Feldmarschall Fürst Repnin, ebenderselbe der zu Teschen seinen Hof vertreten hatte, sollte sich mit speciellen Aufträgen nach Berlin und Wien begeben, und nichts ist der Aufmerksamkeit würdiger als die ausführlichen Instructionen, die, mit unbestreitbarer Umsicht, Paul ihm über das von ihm einzuhaltende Betragen mit auf den Weg gab. Allein dieser außerordentliche Botschafter hatte die russischen Grenzen noch nicht überschritten, als die Nachricht von den Friedenspräliminarien zu Leoben (18. April) in Petersburg eintraf, was den Zweck seiner Sendung aufhob. Indem Rasumovski davon Kunde gab, theilte er zugleich dem Kaiser den Wunsch des wiener Hofes mit, er möchte bei dem endlichen Friedensschlusse die Vermittelung übernehmen. Einen nähern Bericht darüber enthält des Grafen Depesche vom 28. April an den Minister Grafen Besborodko, auf welche eine andere von Thugut an Cobenzl folgte, in welcher Franz' II. höchster Rathgeber abermals seiner entschiedenen Abneigung gegen das berliner Cabinet Luft machte.

Paul, seinem Gebrauch gemäß, antwortete persönlich auf die wiener Depeschen. „Wir haben immer", hieß es in dem zarischen Rescript an den Gesandten vom 15. Mai 1797, „das Ende des gegenwärtigen Kriegs herbeizuführen gesucht und alle Unsere Schritte seit Unserer Thronbesteigung nur auf die möglichst baldige Wiederherstellung der Ruhe gerichtet. Die Uns von Oesterreich gemachten Vorschläge in Betreff der zu übernehmenden Vermittelung nehmen Wir an, sobald Uns ein ähnliches Anerbieten auch von entgegengesetzter Seite gemacht werden wird. Wir werden Uns bemühen, bei Unserer Theilnahme an dem Friedenswerke, auch dort dem Geist der Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit Eingang zu verschaffen, und werden alle in Unserm Bereiche stehenden Mittel anwenden, um jede Parteilichkeit und alle eigennützigen Absichten daraus zu entfernen."

Und alsobald befahl der Monarch, was wohl zu beachten ist, seinem neuen Gesandten in Berlin, dem Grafen Panin, mit seinem französischen Collegen daselbst in vorläufige Rücksprache sich einzulassen.

Franz II., dem es nahe ging, unter den abgeredeten Bedingungen Frieden schließen zu müssen, suchte in Erwartung der russischen Hülfe Zeit zu gewinnen. Paul rieth jedoch zum Nachgeben und stellte sein eigenes Einschreiten nur sofern in Aussicht, als durch jenes nichts erreicht würde. „Sollte wider Erwarten", schrieb er an Rasumovski unterm 17. Sept., „Oesterreich trotz seiner Nachgiebigkeit, woran dasselbe in den Friedensunterhandlungen es wol nicht wird fehlen lassen, dennoch nicht den Frieden zu erlangen im Stande sein und zu einem neuen Kriege gezwungen werden, und sollte der König von Preußen, in seinen eigennützigen Absichten, daran sich betheiligen wollen, so werden Wir nicht anstehen, Unsere Bundespflichten auf das genaueste zu erfüllen, wie dies Unser gegebenes Wort erheischt und soweit es Uns, ohne das Wohl unserer eigenen Staaten zu gefährden, möglich ist." Im Grunde war es dem russischen Autokraten weniger um einen einseitigen Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich als um eine allgemeine, durch ihn vermittelte, europäische Pacification zu thun. Er hatte an einen Hauptcongreß gedacht, dessen Leitung ihm übertragen würde.

Da Oesterreich nicht in der Lage war, denselben abzuwarten, soll Paul, nach der Versicherung Miliutin's [62]), Mistrauen gefaßt und dem Grafen Rasumovski befohlen haben „die Schritte des österreichischen Ministeriums genau zu überwachen".

Dem sei wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß in der Zwischenzeit der Monarch sich zwar bemühte Preußens Uebelwollen in Schach zu halten, aber selbst mit der

Oesterreich zu leistenden Beihülfe noch zögerte. Am Ende brachte der Drang der Umstände den Friedensschluß von Campo=Formio zu Stande (17. Oct. 1797), der indessen dem Römischen Kaiser, durch die Opfer welche er ihm nicht nur in Italien und den Niederlanden, sondern auch die Reichslande betreffend auferlegte, einen schweren Entschluß kostete. Bevor er das Friedensinstrument ratificirte, wollte Franz noch einmal wissen was der russische Zar ihm zu thun rathe, und er ergab sich erst dann in das Unvermeidliche, als dieser die Meinung aussprach, er könne am Ende sein Wort nicht brechen. Es ist unverkennbar, daß Paul dabei mit Ruhe und Kaltblütigkeit, ja sogar nicht ohne Selbstsucht verfuhr, wie dies aus dem Schlusse seines Rescripts an Rasumovski vom 9. Dec., seiner hohlen Phrasen ungeachtet, sichtbar ist.

„Wir hoffen", schreibt er an seinen Gesandten, „daß der wiener Hof das oben Gesagte in seiner vollen Bedeutung nimmt und einsieht, daß Wir dem Frieden und den Interessen Oesterreichs durchaus nicht hindernd in den Weg treten, sondern Uns nur bemühen, die Sicherheit Unsers Reichs auch für spätere Zeiten zu wahren. Dies ist Unsere höchste Pflicht; niemand wird Uns die Erfüllung derselben verargen. Suchen Sie ferner darzuthun, wie Wir nichts verabsäumen, um das Wohl des Menschengeschlechts zu befördern, was jedoch auf die Dauer nicht möglich ist, wenn der Friede selbst schon den Samen neuer Zwietracht und Feindschaft in sich birgt; und daß Wir endlich unsere Allianz, welche nur die Wahrung der Ruhe und Integrität der mit Uns verbündeten Staaten zum Zwecke hat, von ganzem Herzen aufrecht zu erhalten wünschen. Wir hoffen deswegen auch, daß unsere gegenseitigen Beziehungen auf den Grundlagen völliger Aufrichtigkeit fortdauern werden."

Der fünfjährige Continentalkrieg gegen Frankreich war

nun für diesmal zu Ende, ohne etwas anderes erreicht zu haben als das Gegentheil von dem, was seine Urheber beabsichtigten. England allein setzte den Krieg fort. Rußland, seinen eigenen Zwecken dienend, nahm daran keinen Antheil; jedoch im Gefühl seiner Unantastbarkeit, welches damals noch unerschüttert war, nahm der Autokrat gegen die republikanische Regierung, die ihn anwiderte, keinerlei Rücksichten; vielmehr reizte er dieselbe geflissentlich, indem er, zugleich mit dem Regiment des Prinzen von Condé, das ganze Corps der Emigranten in seinen Dienst nahm. Rasumovski ward beauftragt denselben freien Durchzug durch die österreichischen Erblande auszuwirken und im Verein mit dem Geheimrath Maximilian Alopäus (dem Aeltern) für deren Weiterschaffung sich zu bemühen. Auch hatte er sich bei dem zu betheiligen, was Paul mit freigebiger Hand an dem damals in Noth und Dürftigkeit zu Blankenburg lebenden königlichen Prätendenten Ludwig XVIII. that.[63])

Der Kaiser hatte den Frieden von Campo-Formio nicht als solcher, sondern nur als König von Böhmen und Ungarn unterzeichnet: die Punkte die das Deutsche Reich und seine Grenzen gegen Frankreich betrafen, waren der Entscheidung eines Congresses vorbehalten, der auch wirklich noch in den letzten Tagen des Jahres 1797 in Rastadt zusammentrat, wo aber auf die kaiserliche Regierung wegen seines, den Tractat von Campo-Formid ergänzenden geheimen Vertrags[64]) mit der Republik, und auch auf Preußen, wegen des von ihm zu Basel, auch nicht ohne geheime Clauseln[65]) geschlossenen Vertrags, eine peinliche Verantwortung fiel.

Die Geschichte des unseligen Congresses von Rastadt mag man bei Häusser[66]) lesen; wir könnten sie hier ganz übergehen, wenn nicht, bei Gelegenheit desselben, Schlosser[67]) unsers Diplomaten erwähnt hätte. „Zur Zeit, als Thugut wieder aus dem Hinterhalt auf die Bühne trat“[68]), heißt

es da, „hatte England die Fäden einer neuen Coalition schon gesponnen, und Kaiser Paul hatte, als Einleitung näherer Verbindung mit England, den vorher von ihm verworfenen Handelstractat abgeschlossen. Die Zurückweisung seines Gesandten Rasumovski vom Congresse zu Rastadt erbitterte den Kaiser vollends, und er gab sich alle Mühe, um auch Preußen von Frankreich loszumachen." Und weiter unten: „Die Abweisung des Grafen Rasumovski konnte aus vielen Gründen entschuldigt werden, ganz besonders dadurch, daß der russische Kaiser, als er ihn schickte, schon ganz innig mit England gegen Frankreich verbunden war." Diesen Behauptungen wird in dem öfter angeführten Werke, das die Generale Danilevski und Militin zu Verfassern hat, factisch widersprochen, indem daselbst Folgendes ausgesagt wird [69]): „Kaiser Paul wollte keinen directen Antheil an dem Congresse nehmen und seine ganze Wirksamkeit nur darauf beschränken, die Höfe von Wien, Berlin und London zur baldigen friedlichen Beilegung der unter ihnen obwaltenden Misverständnisse zu bestimmen, damit alsdann jede einzelne dieser Mächte, vereint mit den übrigen, sich im Stande befände, den verderblichen Absichten Frankreichs, die nur auf den Umsturz der Ordnung und aller gesetzlichen Gewalt abzielten, kräftig entgegenzutreten." [70])

Wir haben nichts Entscheidendes anzuführen, um den Widerspruch aufzuheben. So viel ist aber gewiß, daß es damals die Lieblingsidee Paul's war, zwischen Rußland, Oesterreich, Preußen, England und Dänemark eine Defensivallianz zu Stande zu bringen, die, in kräftigem Auftreten, den Uebergriffen der französischen Republik Einhalt thäte. Es liegen darüber schlagende Beweise vor.[71]) Allein Preußen und Oesterreich zu versöhnen gehörte zu den Unmöglichkeiten. Auch nachdem Friedrich Wilhelm III. am 17. Nov. 1797

den Thron bestiegen hatte, wollte Preußen mit dem Nachbarstaate nicht ausgesöhnt sein; von Graf Haugwitz geleitet, neigte es sich immermehr Frankreich zu, von welchem es sich die erhoffte Vergrößerung versprach; und so blieb es unthätiger Zeuge des Kampfes, den Oesterreich alsbald wieder gegen Frankreich aufnahm und in welchem Rußland endlich sich ihm anschloß.

Nicht nur ließ Paul (November 1798) ein Heer von 20000 Mann, das nachher noch verstärkt wurde, unter dem Oberbefehl des Generals von der Infanterie Rosenberg, über die Grenze rücken, er schickte auch zugleich, infolge der Eroberung von Malta durch die Franzosen und des Zugs derselben nach Aegypten, seiner Flotte im Schwarzen Meer unter dem Viceadmiral Uschakov den Befehl zu, sich mit der türkischen zu vereinigen und vor Konstantinopel zu zeigen (ein bis dahin unerhörter Vorfall, der auch natürlich viel Aufsehen machte), um nachher von da nach den Jonischen Inseln zu segeln; ja noch mehr, er ließ die baltische Flotte unter Viceadmiral Makarov nach den Küsten Englands abgehen. Durch die Seerüstungen der Franzosen beunruhigt, hatte das Pitt'sche Ministerium um diesen Beistand nachgesucht. „Wahrhaft ruhmreich war jene Zeit für Rußland", ruft mit Recht Danilevski aus [72]; „die Mächte ersten Ranges, Oesterreich und England, riefen es um Hülfe an!" Noch mehr, da es dem Römischen Kaiser nach so vielen Niederlagen abgenutzter Generale, in Ermangelung des Erzherzogs Karl, an einem Feldherrn fehlte, dem er die Führung des wieder ausgebrochenen Kriegs in Italien hätte anvertrauen können, ließ sich der wiener Nationalstolz so weit herab, daß er (nicht minder unerhört) einen solchen vom Zaren sich erbat, indem er zu dieser Stelle den Sieger am Rymnik bezeichnete. In Franz' II. Auftrag schrieb unterm 31. Jan. 1799 Graf Rasumovski

an Paul [73]): „Feldmarschall Suworov focht im letzten Türkenkriege an der Seite der Oesterreicher und erwarb sich deren Zutrauen und Bewunderung. In der ganzen österreichischen Armee hat er den Ruf, daß er es war, der den Sieg entschied, welchen er im Verein mit dem Prinzen von Koburg davontrug. Er ist derjenige, den der Kaiser sich (aus Sr. russischen Majestät Hand zum Mitfeldherrn neben dem Erzherzog Joseph, Palatin von Ungarn) [74]) erbittet, wenn Ew. Majestät hierzu Ihre Einwilligung geben."

Daß unter so bewandten Umständen der russische Gesandte in Wien vollauf zu thun haben mußte, liegt auf der Hand, und sein Schriftenwechsel beweist es. [75]) Auch begleitete er am 26. Dec. 1798 den kaiserlichen Hof nach Brünn, wohin Franz in freudiger Eile sich begab, um das angekommene, noch unter Rosenberg stehende russische Heer zu bewillkommnen, worauf der Graf den triumphirendsten Bericht darüber an Paul abschickte. Ebenso war er bei der Musterung der ersten Abtheilung dieses Heeres, die den 20. März in Schönbrunn stattfand; und wenige Tage nachher (den 25.) hatte er die Freude, den glorreichen Feldmarschall einzuholen, welchen der erste Monarch in der Christenheit, der Römische Kaiser, zu Wien erwartete, um ihm die Führung seiner eigenen Armee anzuvertrauen. Suworov stieg im Palais des Gesandten ab, und Rasumovski begleitete ihn, als er, schon am folgenden Morgen vom Kaiser eingeladen, nach der Hofburg fuhr. „Alle Straßen waren von einer großen Volksmenge besetzt", erzählt Danilevski [76]); „um das Schloß besonders war starkes Gedränge. Man konnte nur mit Mühe sich der Neugierigen erwehren, welche bis zur Paradetreppe durchdrangen. Von allen Seiten ertönte der Ruf: «Hurrah Paul! Hurrah Suworov!»" — „Tief ergriffen", so berichtete Rasumovski seinem kaiserlichen Herrn, „antwortete der Feldmarschall mit

einem «Hurrah Kaiser Franz!» Die österreichischen Minister und der hohe Adel wetteiferten ihn zu Gast zu bitten; allein Suworov lehnte alle Einladungen ab, sich damit entschuldigend, daß die Fasten eingetreten seien und er zur Gewohnheit habe, in dieser Zeit keinem Gastmahle beizuwohnen, sondern zu fasten." Denn der einfache, anspruchslose Feldherr nahm es streng mit den Gebräuchen seiner vaterländischen Kirche. Er blieb bis zum 4. April in Wien, und wahrscheinlich hatte Rasumovski an vielen der Conferenzen Antheil zu nehmen, welche in der Zwischenzeit gehalten wurden.

Aber gerade damals trat in den Verhältnissen des Gesandten eine Störung ein, welche ihn unangenehm berühren mußte.

Baron Thugut, obgleich keineswegs der Aristokratie entsprossen [77]), war ein Feind der neufränkischen Republik, und seine Wiederannahme des Ministeriums (1798), nach kurzer mehr scheinbarer als wirklicher Unterbrechung, schien einen neuen Bruch mit derselben unvermeidlich zu machen. Ein Volksauflauf in Wien gegen den Botschafter Bernadotte und gegen die dreifarbige Fahne, die er vor seinem Hotel aufgesteckt hatte (11. April), sodann (28. April) der an den französischen Bevollmächtigten in Rastadt auf ihrer Rückreise ausgeführte Mordanschlag, welchen man mit Recht oder Unrecht als von Thugut angezettelt betrachtete, diese beiden Vorfälle, sagen wir, und zudem das ganze zweideutige Verhalten der wiener Regierung, hatten die französische veranlaßt ihr aufs neue den Krieg zu erklären, was, wie wir gesehen, zum Bunde zwischen Oesterreich und Rußland Anlaß gab. Nun aber, einer Verantwortlichkeit gegenüber, die um so größer war, als Thugut beinahe alle Zweige der Verwaltung an sich gerissen hatte, wurde er unschlüssig. „Es schien", sagt Danilevski [78]), „als ob er den Krieg zugleich

wünschte und fürchtete. Erst bat er, das russische Hülfscorps möge seinen Marsch beschleunigen; als aber Rosenberg wirklich an der Donau war, ließ er ihn mit seinem Corps zwei volle Monate nicht von der Stelle rücken; anfangs hetzte er den König von Neapel zum Kriege auf, und dann beschuldigte er ihn, die Feindseligkeiten zu frühzeitig begonnen zu haben; die Vorbereitungen zum Kriege wurden früher mit der größten Thätigkeit betrieben, sowie es aber an der Zeit war, die Truppen in Bewegung zu setzen, hatte man noch nicht einmal den Feldzugsplan ausgearbeitet und einen Obergeneral ernannt."

Rasumovski, in seinen Berichten an den Zaren, drückte zwar, wie er nicht anders konnte, seinen Unwillen über diese Langsamkeit und Unthätigkeit aus, die Paul sehr ungehalten machten, die er selbst aber der Besorgniß, einer ganz unerwarteten Niedergeschlagenheit des Ministers zuschrieb [79]); ja, er bemühte sich den Baron zu rechtfertigen, denn er stand zu ihm in den engsten und freundschaftlichsten Verhältnissen. Paul, dem kein Uebermaß von Geduld innewohnte, ertrug dies auf die Länge nicht. Schon am Anfange des Jahres 1799 hatte er den Grafen abberufen wollen, und der Geheimrath Kalytschev (Stephan Alexejewitsch), damals Gesandter in Berlin, früher bei den Generalstaaten, welchen er zu dessen Nachfolger bestimmte, hatte bereits unterm 12. Febr. seine Instructionen erhalten. Dann kamen aber wieder Bedenken, und als einen Monat später Kalytschev wirklich nach Wien gesandt wurde, geschah es nicht um an Rasumovki's Stelle zu treten, sondern mit dem Befehl, neben diesem die Kriegsgeschäfte zu besorgen und die Correspondenz darüber mit dem wiener Cabinet zu übernehmen. [80]) Der Briefwechsel zwischen dem Grafen und dem in dieser Sache leidenschaftlich thätigen Monarchen ward ununterbrochen fortgesetzt, wie man aus den zahlreichen

Auszügen ersieht, die im dritten Bande von Miliutin's höchst wichtigem Werke ihren Platz gefunden haben; und auch der siegreiche Feldmarschall wandte sich noch häufig, wie aus der Fuchs'schen Lebensgeschichte desselben bekannt ist, freilich am häufigsten mit lauten Klagen, an ihn. „Suworov", sagt Schlosser [81]), „äußert in jedem seiner Briefe an den russischen Gesandten (Botschafter) in Wien, der mit vieler Klugheit zwischen ihm und dem wunderlichen Paul vermittelte und das Nöthige in Wien betrieb, Unzufriedenheit, Ungeduld und den dringenden, ernstlichen Wunsch, sein Commando niederlegen zu dürfen. Er klagt über den Hofkriegsrath, über die Bestimmtsager (wie er sie nennt), über Thugut, über den Fürsten Dietrichstein, ... über die Nothwendigkeit, bei jeder Gelegenheit erst in Wien anzufragen. .... Suworov und Rasumovski kannten ihren Kaiser zu gut, um ihn zu reizen; sie verbargen ihm lange die wahre Lage der Dinge; es wurden aber des Kaisers Franz Briefe immer gebietender und hemmender; man durfte endlich nicht mehr verbergen, was Kaiser Franz mit dem von Rußland beschützten Könige von Sardinien im Sinne habe ... Suworov verbarg dem Minister zu Wien seinen Kummer nicht, er schüttet ihn in jedem an Rasumovski gerichteten Briefe aus, sagt aber in seinen Briefen an Kaiser Paul nichts davon, weil er dessen Charakter kannte und wußte wie er gegen ihn gesinnt sei."

Der unvergeßliche heidelberger Historiker hatte sich, nach Fuchs' Veröffentlichungen, eine ganz richtige Ansicht von der Lage der Dinge gebildet; sie wird aber, besonders Rasumovski betreffend, noch um vieles klarer nach Einsicht des seitdem bei Miliutin theilweise abgedruckten Briefwechsels. In dem gleichen Maße da Paul immer ungehaltener über das nur auf sich selbst bedachte Oesterreich wird, welches darauf ausging, durch den Besitz von Piemont sich selbst

zum Grenzwächter der Alpen gegen Frankreich zu machen, und, in seinem Heißhunger Italien sich zu unterwerfen, weder auf Neapel, einen anderweitigen Schützling Rußlands, noch auf den Papst große Rücksicht nahm, in diesem selbigen Maße, sagen wir, erkaltete er auch gegen seinen allzu geduldigen, allzu umsichtigen Repräsentanten zu Wien. Hierüber ist das Rescript vom 12. Aug. (31. Juli a. St.) [82]) entscheidend, auf welches sodann der Botschafter mit einer Offenheit und einer Meisterschaft antwortet, die ihm gewiß zur Ehre gereichen. Wir können ihrer aber hier nur gedenken.

„Nachdem ich", schreibt der Kaiser an Rasumovski (wie gewöhnlich in französischer Sprache), „die Blindheit dieser Macht angestaunt, die, kaum erst am Rande des Verderbens, sich durch ihr politisches Benehmen noch einmal darein stürzen will, kann ich mich nicht genug über die stetige Billigung verwundern, welche Sie niemals dem doppelzüngigen, ränkevollen und immer versteckten Verfahren des Barons Thugut versagen. Mittels des Bandes, das Sie an diesen allmächtigen Minister knüpft, bei den wesentlichen Talenten und großen Gaben, die Sie selbst befähigen auf würdige Weise an dem wichtigen Posten zu stehen, der Ihnen anvertraut ist, wären Sie, selbst ohne besondere Anstrengungen von Ihrer Seite, im Stande gewesen, vielen falschen Schritten und Maßnahmen des wiener Hofes zuvorzukommen, deren Folgen die Gemüther entzweiten, überall die Saat der Zwietracht ausstreuten und zum Vortheil jener Regierung ausfielen, deren Vernichtung die Ruhe des Menschengeschlechts wiederherstellen soll." Hierauf schüttet der einsichtsvolle Monarch, über Oesterreich bitter sich beklagend, sein ganzes Herz aus und läßt sodann die höchst merkwürdigen Aeußerungen folgen, die wir noch weiter übersetzen wollen. „Ich sage Ihnen das alles, damit Sie wissen ich schweige lange, soviel ich auch sehen mag. Ich habe mich

mit den Mächten vereinigt, welche mich gegen unsern gemeinschaftlichen Feind zu Hülfe gerufen haben; vom Ehrgefühl geleitet, bin ich der Menschheit zu Hülfe geeilt; um deren Glück zu sichern, habe ich Mannschaften zu Tausenden hergegeben. Allein daß ich beschlossen habe, die gegenwärtige französische Regierung zu vernichten, will nicht heißen, daß ich je zugeben könnte, daß ein anderer dieselbe Stellung einnähme und seinerseits der Schrecken aller benachbarten Fürsten würde, deren Länder er überflutete. Ist es an der Zeit, auf Vergrößerung zu sinnen, wenn man noch keineswegs Sicherheit für dasjenige hat, was man besitzt? Daß für jeden eine Schadloshaltung eintrete, das ist billig; da Frankreichs Revolution alles Gleichgewicht in Europa zerstört hat, muß letzteres allerdings wiederhergestellt werden. Allein im Einvernehmen aller untereinander muß es geschehen, mittels eines Congresses, auf dem jede betheiligte Macht ihre Ansprüche vorbringt. Was mich betrifft, ich will das Gute, und werde verhindern daß andere nicht das Böse thun."

Unmittelbar nach diesen Zeilen schließt das Rescript also: „Dabei wünschte ich noch, daß Sie, so oft Sie mit Baron Thugut zu verkehren haben, sich wohl erinnerten, daß Sie ein Russe sind und **mein** Botschafter in Wien, zum Vortheil **meiner** Angelegenheiten."

Niemand wird es bestreiten wollen, diese klare Ansicht, dieser feste Wille, diese unumwundene Sprache gibt von den Fähigkeiten Kaiser Paul's keine geringe Idee. Für Rasumovski aber mußte diese Sprache um so verletzender sein, als auch Suworov ohne Schonung mit in dieselbe einstimmte, wie aus einem Briefe vom 7. Sept. ersichtlich ist, in welchem der alte Kriegsheld sich folgendermaßen ausdrückt: „Als Antwort auf Ew. Excellenz letztes Schreiben kann ich nicht umhin mein Erstaunen auszudrücken, daß Sie den

an Sie ergangenen allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers bezüglich meiner Vorstellungen und Klagen, die leider durch viele gegen mich angewandte Intriguen nur zu gegründet sind, sowie bezüglich meiner Bitte um Entlassung nicht im entferntesten Folge geleistet haben. Ich muß hierbei Ew. Excellenz bemerken, daß in dem an mich ergangenen allerhöchsten Rescript ausdrücklich erwähnt ist, daß Sie die gemessenste Weisung erhalten, diesem Befehle des Monarchen nachzukommen. Ein ähnlicher Auftrag ist auch an den in Petersburg residirenden kaiserlich römischen Gesandten (Botschafter?) Grafen Cobenzl ergangen, weshalb die von Ihnen gegen das österreichische Ministerium beobachtete Delicatesse schlechterdings zu unsers allergnädigsten Monarchen Kenntniß gebracht werden muß. Ueberhaupt ist, wo immer dem Ruhme der Waffen Sr. kaiserlichen Majestät in irgendeiner Weise zu nahe getreten wird, Geistesstärke und große Festigkeit des Charakters vor allem erforderlich."

Wenn diese Lection, die hier der Kriegsmann dem Diplomaten gibt, letzterm unmöglich gefallen konnte [83]), so mußte es noch viel verletzender für ihn sein, daß Suworov, indem er über die Sache an den Grafen Rostoptschin berichtete, erklärte, solche Rücksichten seien hier ganz am unrechten Platze, er aber erachte es wegen derselben für nothwendig, sich in Zukunft in allem an den Geheimrath Kalytschev zu wenden. Nicht ohne innere Genugthuung beeilte sich nun Rasumovski seinerseits, die Klagen des Kaisers Franz gegen den alten eigensinnigen Feldherrn vor den Thron seines Herrn, des Zaren, zu bringen [84]), nachdem er schon vorher (29. Aug.) einen langen und denkwürdigen, für das Verständniß der ganzen Politik Oesterreichs während dieser Epoche höchst wichtigen Bericht zu seiner persönlichen Vertheidigung eingesandt hatte. Der ganze Hergang der Begebenheiten seit dem ersten Coalitionskriege, die Haltung

welche Thugut während dieser Zeit beobachtete, nicht nur Rußland, sondern auch Frankreich und Preußen gegenüber, wird in dem zweiten dieser Actenstücke mit Geschick und Klarheit auseinandergesetzt; überraschend ist aber besonders, eines- theils, was Rasumovski über die eigennützigen Plane des Hauses Habsburg sagt, insofern sie den Kirchenstaat berühren, welchen es damals zu seinen Gunsten verkleinern wollte, und anderntheils der Einwurf, den Thugut gegen einen von Rußland gewünschten Congreß macht, welchen Einwurf er darauf gründet, daß man dann vor die Oeffentlichkeit bringen müßte, was zwischen beiden Kaiserhöfen insgeheim, als Resultate des Kriegs, verabredet worden sei: Abmachungen, wozu, wie es scheint, gehörte, daß dem russischen Reiche in Italien, oder selbst in Deutschland oder den Niederlanden, Besitzlichkeiten angewiesen würden. Man muß den erwähnten Text vor Augen haben, um Zugeständnisse der Art von seiten Oesterreichs glaublich zu finden. Am Schlusse des gedachten Berichts vom 29. Aug. drückt der Schreibende den Wunsch aus, „kaiserliche Majestät möge ihm befehlen seine Erklärungen mündlich am Fuße des Thrones vorzutragen“. Eine Abwesenheit von sechs Wochen während der Jahreszeit wo die Waffen ruhen, würde ihn, meint er, in den Stand setzen nachher mit mehr Genauigkeit dem allerhöchsten Willen Folge zu leisten, den der Monarch geruht hätte ihm kund zu thun.

Auf letzteres ließ sich Paul nicht ein; vielmehr bemerkte er in seiner Antwort (vom 29. Aug.), es sei jetzt gerade der Augenblick, wo man nicht genug die geringsten Schritte des wiener Hofs überwachen könne, um zu rechter Zeit davon unterrichtet zu sein. Er setzte seine Correspondenz mit Rasumovski noch eine Zeit lang fort, die gegen ihn immer begehrlicher und dringender, gegen Oesterreich immer drohender wurde. In seinen Rescripten und in den Briefen

des Grafen Rostoptschin an Suworov kommen von nun an Aeußerungen vor, die einen wahren Ingrimm gegen Oesterreich bezeugen. Noch am 27. Sept. macht Paul in einem Schreiben an ihn seinem Aerger über die wiener Regierung Luft. Nachdem er ihn von seiner Absicht in Kenntniß gesetzt, das russische Heer von dem österreichischen durchaus zu trennen, sagt er darin zum Schlusse: „Ich wünsche im höchsten Grade, der Römische Kaiser möge für sich allein im Stande sein über seine Feinde den Sieg davonzutragen, widrigenfalls aber, daß er auf den so natürlichen Gedanken zurückkomme, dessen Wahrheit eine Erfahrung von acht Jahren erhärtet hat, nämlich daß, um den Feind zu vertilgen, der schon bis zu den Thoren Wiens vorgedrungen ist, es der Einmüthigkeit bedarf, der ehrlichen Treue (loyauté) und der Offenheit den Verbündeten gegenüber."

In einem Schreiben Rostoptschin's an den Feldmarschall vom 5. Sept. heißt es mit dürren Worten: „Damit aber dies (ein besprochener Plan) gelinge, muß die gegenwärtige Regierungsform in Frankreich ungeändert und dann auch der wiener Hof, dessen von Neid geleitete Unternehmungen sich voraussehen lassen, in seine gehörigen Schranken zurückgewiesen werden." Derselbe Graf Rostoptschin (dessen ausführliche Lebensbeschreibung wir soeben in französischer Sprache haben erscheinen lassen) läßt sich in seinem merkwürdigen Briefwechsel mit Suworov unterm 8. Oct. 1799 folgendermaßen gegen ihn aus: „O, wenn Sie doch nach Ihrem Eindringen durch die Franche-Comté eine Revolution in Frankreich zu Gunsten des Königs hervorrufen könnten! Sie würden das Land in zwei Hälften theilen, und dann könnte König Ludwig XVIII. zu Ihnen abgehen. Abgesehen von dem Ruhme dieses großen Unternehmens, kann man in allen Fällen, das heißt sowol im Anfange der neuen Regierung als auch bei einem innern

Bürgerkriege, hoffen, daß Frankreich einige Jahre lang völlig ruhig bleiben werde, und daß man dann, ohne Zeit zu verlieren, auch dem Hause Oesterreich zu Leibe gehen könne, um durch Abschneiden der Flügel seinen Flug etwas zu hemmen. So leicht dies bei der bezeichneten Lage der Dinge ist, so schwierig wird es werden, wenn das wiener Cabinet Frieden oder gar ein Bündniß mit der gottlosen Regierung schließen würde." [85]) Wahrlich, ein jeder steht und fällt ihm selbst! Das ist nicht minder wahr vom Staate als vom Individuum.

In solcher Misstimmung war es zu erwarten, daß Paul denjenigen nicht länger an seinem Posten lassen würde, der für Oesterreich beständig soviel „Delicatesse" gehabt hatte. In der That mußte Rasumovski den 1. Oct. seinem Collegen Kalytschev alle Geschäfte der Gesandtschaft übergeben, und er verließ selbst Wien. Wahrscheinlich gab sich Rußlands Kaiser, indem er ihn abrief, das Ansehen, als habe er sich sein Gesuch um Urlaub betreffend eines andern bedacht und sei er nun im Stande ihm zu willfahren; denn in dem soeben angeführten Schreiben des Ministers Grafen Rostoptschin an Suworov liest man auch folgende Zeilen: „Graf Rasumovski schrieb vor einiger Zeit, daß er seinen Vater zu besuchen wünsche. Der Kaiser hat ihm einen sechsmonatlichen Urlaub bewilligt. Nach Eintreffen des darauf bezüglichen Rescripts hat Geheimrath Kalytschev die Geschäfte des Gesandten in Wien zu übernehmen. Graf Rasumovski hat, in seiner Gewohnheit in Wien zu leben und bei seiner hohen Meinung von Thugut, nur zu oft vergessen welchem Herrn er dient. Obgleich Kalytschev nicht so diplomatisch gewandt ist und weniger an Höfen eine Rolle gespielt hat, so wird er seine Sache doch nicht schlechter machen."

Daß Paul bei alledem nicht ungnädig gegen Rasumovski

war, hatte er ihm wenige Monate zuvor (22. Febr.) bewiesen, indem er ihm den Andreasorden, den höchsten nicht ausschließlich militärischen, verlieh. Des unglücklichen Kaisers Nachfolger aber, Alexander I., versetzte ihn an den nämlichen Posten zurück, wo er noch lange wichtige Dienste leistete, über welche der Raum uns nicht gestattet ins einzelne einzugehen.

Nur über die Figur, die er damals in Wien machte, und über die entschiedene Rolle, welche er unter der österreichischen Aristokratie spielte, wollen wir uns etwas weiter auslassen, da beide etwas ganz Eigenthümliches haben.

Als seit dem 16. Febr. 1803 der geist- und ideenreiche Lebemann Friedrich Gentz, damals schon nahe an vierzig Jahre alt, sich in der Cäsarenstadt angesiedelt hatte, blieb er nicht lange ohne Gelegenheit zu finden, des in fürstlichem Prunke lebenden russischen Botschafters Bekanntschaft zu machen. Schon nach einigen Jahren war diese Bekanntschaft eine so freundschaftliche, daß sie einen unausgesetzten Umgang zur Folge hatte. „Das Haus des Grafen Stadion, der Fürstin Bagrathion, der Gräfin Ferraris, des Fürsten von Ligne, des Grafen Rasumovski, der Gräfin Wrbna, des Generals Stutterheim, notirte er in seinem Journale [86]), und viele andere interessante und damals bedeutende Personen sah ich täglich." Die reiche Tafel in diesem glänzenden Hause stand ihm offen, und er, bei seinen parasitischen Gewohnheiten, ermangelte nicht von dieser Freiheit lange Jahre hindurch häufigen Gebrauch zu machen. So finden wir noch den 25. Febr. 1810 aufgezeichnet: „Beim Grafen Rasumovski gespeist, mit der Fürstin Esterházy, der Stiftsdame Thürheim [87]), dem Commandeur Ruffo, den Grafen von Hardenberg, Ferdinand von Waldstein, von Dietrichstein, mit Pozzo di Borgo, Bonnay, Capellini u. a."

Aber schon 1803 hatte Gentz geschrieben: „Pozzo di Borgo war Mitglied des Damencirkels bei der Gräfin Rasumovski, wo sich die Crême der guten Gesellschaft versammelte, und Armfelt, Pozzo und ich eine Art von politischem Kleeblatt bildeten." Dann auf der nachfolgenden Seite (37): „Frau von Eybenberg war ebenfalls dort (in Teplitz) angekommen, und ob ich gleich weit weniger mit ihr als mit der Gräfin Rasumovski, dem Clary'schen Hause, der Herzogin von Kurland mit ihren Töchtern lebte, so hatte sich doch, ich weiß nicht wie, das einfältige Gerücht verbreitet, daß ich sie heirathen würde."

Daß der Graf stets in Wien der Mittelpunkt der antifranzösischen Partei war, ließ sich von seinen aristokratischen Gesinnungen ebensowol als von seiner Anhänglichkeit an Oesterreich erwarten. In dieser Hinsicht war er weit über seinen Hof hinaus, der erst nach der am Herzog von Enghien verübten Gewaltthat sich gegen Frankreich entschied. In Bezug auf das Jahr 1803 sagt der wohlunterrichtete diplomatische Schriftsteller Armand Lefevre [38]), daß der gemäßigte und weise Rath des Erzherzogs Karl in Wien kein Echo hatte. „Voll Mistrauen und Haß gegen Frankreich", fährt er dann fort, „hatte sich die ganze Oligarchie unter das Panier Englands und Rußlands gestellt. Das Haupt der Regierung, Graf Colloredo, war ein Schüler Thugut's, und, nach dem Vorgange dieses brausenden Feindes unsers Landes, war er nur auf die Mittel bedacht, uns den Garaus zu machen. Der Hof- und Staats-Vicekanzler, Graf Ludwig von Cobenzl, war der ganz genaue Dolmetscher der Ansichten Colloredo's."

Es war dies der Ausgangspunkt jener europäischen Coterie, von der wir später berichten werden und die man als eine wahre Verschwörung gegen Napoleon ansehen kann, wie sie es denn auch in dessen eigenen Augen war. Die

Seele derselben war 1805—9 Graf von Stadion der Jüngere (Johann Philipp), Minister der auswärtigen Angelegenheiten [89]), und dieser fand einen festen Anhaltspunkt in Sir Robert Adair, als letzterer 1806, nachdem er Konstantinopel verlassen, britischer Gesandter in Wien wurde.

Allein Napoleon's militärische Ueberlegenheit spottete damals der Oligarchien, indem er selbst die Regierungen daniederwarf. Es verschlug nichts, daß Rasumovski mit der Erklärung hervortrat, sein Kaiser habe es übernommen, eine bewaffnete Vermittelung zwischen Oesterreich und England einerseits und Frankreich andererseits zu versuchen. [90]) Der Tag von Austerlitz zwang das Haus Habsburg zum Preßburger Frieden sich zu bequemen, und auch Rußland eröffnete im Laufe des Jahres 1806 Friedensverhandlungen, die indessen, wie man weiß, zu keinem Resultate führten. [91])

Hat es, vor der Schlacht von Austerlitz, Graf Rasumovski wieder an Wachsamkeit und Festigkeit fehlen lassen? Diese Beschuldigung ist wenigstens gegen ihn vorgebracht worden, und zum Beweise lassen wir eine Stelle aus dem Briefwechsel (December 1805) des berühmten Grafen Joseph de Maistre mit seinem Könige folgen, die wir aus dem Französischen übersetzen [92]):

„Graf Rasumovski scheint mir einer unvermeidlichen Ungnade nahe zu sein, denn er hat diesmal zwei Fehler begangen, die sich in der That nicht entschuldigen lassen. Erstens hat er seinen Hof nicht von der innern Stimmung Oesterreichs, sowol im allgemeinen als noch insbesondere die Armee betreffend, in Kenntniß gesetzt; sodann hat er sich noch ärger verfehlt, indem er es unterließ gegen den Uebergang über die Inn feierliche Einsprache zu thun, welcher vorzeitig ausgeführt worden ist und einem Artikel des Allianzvertrags zwischen beiden Höfen zuwider. Hier erlaube ich mir Ew. Majestät einen Augenblick bei einem von jenen

sonderbaren Widersprüchen aufzuhalten, die bei den Nationen ebenso gut als bei den Individuen vorkommen. Wenn es auf der Welt einen Hof gibt, der sich in der Politik eifersüchtig und argwöhnisch zeigt, so ist es der russische. Beleuchtet er nicht alle unsere Schritte? Entsiegelt er nicht alle unsere Briefe? Hält er uns nicht fern von sich mit einer augenscheinlichen Beflissenheit? Wenn es einem Beamten des auswärtigen Departements einfiele uns zu besuchen, wäre dieser nicht unwiderruflich verloren? Nun aber läßt derselbe Hof zu, daß seine Minister an den fremden Höfen altern, daß sie daselbst sich Eigenthum anschaffen, heirathen [93]), ja (was besonderer Beachtung werth ist) daß ihre Schulden von dem Herrscher, bei dem sie beglaubigt sind, bezahlt werden, kurz daß sie daselbst de facto vollständig naturalisirt seien. Der Herr Graf Rasumovski hat in Wien Millionen auf liegende Güter verwandt, und er ist so weit gegangen, daß er auf eigene Kosten eine Brücke über die Donau hat bauen lassen. Gestehen wir es, das macht aus ihm einen schlechten Inquisitor gegen die Schwachheiten, die Irrthümer Oesterreichs und gegen dessen machiavellistische Umtriebe. Und so verhält es sich, freilich mit geringerer Gefahr für jetzt, auch zu Berlin und London."

Ob sich der russische Botschafter in Wien seine Schulden damals vom deutschen Kaiser, wie später von seinem eigenen, bezahlen ließ, wissen wir nicht; aber daß er sich eine solche unbequeme, mit der nöthigen Unabhängigkeit unverträgliche Last aufgeladen hatte, ist unbezweifelt. Denn nachdem er sich in der Nähe des Praters und an dem Donaukanal einen stattlichen, von reizenden Anlagen umgebenen Palast aufgebaut hatte, wollte er ihn auch noch in directere Verbindung mit dem Lustparke und mit Wien bringen, und so kam auch die erwähnte Brücke zu Stande, beides freilich nicht ohne seine häuslichen Mittel zu zer-

rütten. Rasumovski lebte in Wien auf fürstlichem Fuße, Kunst und Wissenschaft aufmunternd, mit einer reichen Bibliothek und andern Sammlungen sich umgebend, und von allen bewundert oder beneidet; welchen Vortheil aber dies den russischen Angelegenheiten brachte, ist eine andere Frage.

Diese Frage ist durch Bignon [94]) und noch mehr durch den Lauf der Begebenheiten beantwortet worden. „Mehr Oesterreicher und vielleicht sogar mehr Engländer als Russe", bemerkt der napoleonische Diplomat, „mußte dieser Botschafter schlechterdings von seiner Stelle abgerufen werden, am Tage wo Rußland sich von England trennte, um sich dem französischen Systeme anzuschließen."

Allerdings ließ es nach dem Friedensschlusse von Tilsit (1807) Alexander's endlich ausgebrochene warme Freundschaft mit Napoleon nicht zu, Rußland in Wien noch ferner durch einen Mann vertreten zu lassen, der bei allen Gelegenheiten seinen Haß gegen den französischen Eroberer an den Tag gelegt hatte. Der Gesandtschaftsposten mußte Rasumovski abgenommen werden, was auch alsbald geschah: er wurde zuerst (1809) dem Grafen Schuwalov, und nach ihm (1811) dem Grafen Gustav Ernst von Stackelberg anvertraut. „Allein", sagt Bignon ferner, „nachdem Rasumovski aufgehört hatte der amtliche Vertreter des Kaisers Alexander zu sein, fuhr er fort den Theil des russischen Adels zu repräsentiren, welcher mit den Ansichten dieses Souveräns nicht einverstanden war, und beinahe der ganze Adel machte diesen Theil aus. Sogar diejenigen Russen welche, vermöge ihrer Stellung, nichts anderes wollen sollten als was ihr Herr wollte, zeigten sich um nichts saumseliger in den Empfangsälen des Ex-Ambassadeurs zu erscheinen, der ganz entgegengesetzte Ansichten zur Schau trug. Als Kaiser Alexander, in der ersten Zeit seines innigen Vernehmens mit

Napoleon, ihm eine Bürgschaft seiner Aufrichtigkeit geben wollte, enthielt er sich jedoch den Grafen Rasumovski, dem er einen Nachfolger gab, nach Rußland zurückzurufen, vielleicht aus Furcht dem Befehle, Wien zu verlassen, wenn er ihn ertheilt hätte, möchte nicht entsprochen werden. Andererseits konnte man in dieser Hauptstadt, auch bei dem Wunsche sich gegen Napoleon . . . gefällig zu zeigen, nicht so weit sich herablassen, daß man Rasumovski aufgefordert hätte sich zu entfernen: es wäre dies eine Entschiedenheit und eine absichtliche Unhöflichkeit gewesen, deren man sich nicht fähig fühlte. Man war so lange mit dem ehemaligen Botschafter im Hasse, in den Schmähworten, in guten und schlechten Ergehungen des Witzes gegen das kaiserliche Frankreich einverstanden gewesen, daß es jetzt mit Anstand nicht möglich war, einen frühern Mitschuldigen als Feind zu behandeln; und überdies fand man es bequem, in einem Lande wo alle Häuser verschlossen blieben, eins zu haben, das immer offen war, wo die Empfangstage zahlreich, die Abendgesellschaften glänzend und die Köche vortrefflich waren. Die Folge davon war, daß der entsetzte Botschafter, wenngleich neben ihm ein anderer war, dem dieser Titel wirklich zustand, immer in Wien die Hauptperson für die Russen, ja selbst für die Oesterreicher blieb. Für letztere war er sozusagen ein Landsmann geworden. Er verschönerte Wien durch seine Gärten, er bereicherte es durch das Gepränge seines Hauses, und so hatte er sich daselbst auf mehr als eine Weise das Bürgerrecht erworben."

Was Bignon in vorstehenden Zeilen darstellt, sind Thatsachen; wenn er aber von diesen auf Angaben übergeht, durch welche Rasumovski verdächtigt werden soll, als habe er in englischem Sold gestanden, wird es uns um so bedenklicher ihm beizupflichten, als er auch Novosilzov, einen der Jugendfreunde Alexander's, der sich ebenfalls in Wien

ein Haus einrichtete, in diesen unehrenhaften Verdacht verwickelt. Hören wir indessen wenigstens wie er es meint:

„Man dürfte wol neugierig sein zu wissen, wie es kam, daß ein Mann, der nicht eben zu den größten Grundherren Rußlands gehörte [95]), nachdem er aufgehört hatte die Gehalte zu beziehen, die er vorher mit seinem eigenen Vermögen verband, doch den nämlichen Aufwand fortführen, ja vielleicht noch größere Ausgaben machen konnte, als die waren, die er als Botschafter hatte? Und besonders wird man fragen, was ihn in seiner neuen Lage in den Stand setzte noch außerdem im Jahre 1811 für 2 Millionen liegende Güter anzukaufen? Die Antwort der Franzosen auf solche Fragen würde nicht zu Gunsten der politischen Moralität des Grafen ausfallen; sie würde auf den Gedanken bringen, England könnte es wol gewesen sein, das die Kosten einer Werkstätte von Intriguen aller Art trug, welche gegen dessen unversöhnlichen Feind gerichtet waren. Solchen französischen Commentaren zufolge, hätte England auf diese Art sein Geld ganz gut angelegt, indem es also mehrere Gesandtschaftsposten sparen konnte und Vortheile hatte, welche ihm vielleicht nicht aus mehreren Armeecorps erwachsen wären, die es auf dem Festlande unterhalten hätte. Die Franzosen und die Freunde Frankreichs waren um so mehr veranlaßt auf diese Gedanken zu kommen, als sie in dem Kreise des Mannes mehr als einen bemerkten, der als von England pensionirt offenkundig bekannt war. Daselbst hatte ja lange Hr. Pozzo di Borgo [96]) geglänzt."

Was an dem Commentar, dessen Verantwortlichkeit Bignon zu übernehmen scheint, Wahres ist, oder ob er als eine böswillige Annahme betrachtet werden muß, darüber zu entscheiden fehlen uns alle Mittel. Allein, wie geschäftig böse Zungen sind, wenn es darauf ankommt ein schiefes Licht auf die zu werfen, welche man als Feinde ansieht, ist

aller Welt bekannt. Zur Steuer der Wahrheit sei daher bemerkt, was der russische Freiheitsmann Turghenieв bezeugt [97]), daß die zarische Schatzkammer, vielleicht zur Ergänzung dessen, was die Pfandhäuser schon gethan hatten, dem Grafen Millionen vorgestreckt hatte, wofür seine Güter nicht hinlängliche Sicherheit darboten. Schulden von solchem Umfange möchten wol hinlänglich die Frage aufklären, wo das Geld herkam um so großen Aufwand zu machen, ohne daß es nöthig sei an britische Subsidien zu denken. Es blieben eben Schulden zurück.

So viel ist gewiß, daß Rasumovski ein geschworener Feind des französischen Kaisers sein mußte, schon weil dieser der Sohn und Erbe der Revolution war, und dann auch weil dessen Bündniß mit Rußland dem Grafen keine Aussicht ließ, bald wieder die Botschafterstelle einnehmen zu können, deren Besoldung von ihm schmerzlich vermißt ward, was dem wirklichen Grandseigneur nicht wohl ansteht. Napoleon's Widersacher waren ebendeswegen seine Freunde, und schon darum fand unter andern Frau von Staël bei ihm die zuvorkommendste Aufnahme, als sie 1808 von Weimar nach Wien kam. Sie bezeichnet sein Haus als dasjenige, wo man, nächst dem des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, am besten die ganze österreichische Gesellschaft kennen lernen konnte. [98])

Hören wir auch Schlosser über dieses Haus [99]): „Rasumovski war längst nicht mehr russischer Minister in Wien, er stand aber mit Graf Münster, mit der ganzen englischen Aristokratie, mit der Mutter des russischen Kaisers [100]) und mit den Damen des österreichischen Kaiserhauses in genauer Verbindung; und in den scheinbar mit den frivolsten Belustigungen vornehmer Müßiggänger beschäftigten Kreisen, die sich in seinem Hause versammelten, wurden die Plane ausgeheckt, zu denen das gute deutsche Volk die Fäuste her-

geben sollte. Dort fanden sich die ritterschaftlichen Conspiranten zusammen; dorthin brachte Graf Stadion die Gentz und (Friedrich) Schlegel, welche unser gutmüthiges, leicht und oft betrogenes Volk für alles Alte erhitzen sollten; dorthin kam, nach seiner Rückkehr aus Paris, auch Metternich. Was von dort aus gewirkt wurde, muß man sorgfältig von dem unterscheiden, was in Preußen und von Preußen aus geschah."

An einem andern Orte [101]) kommt der heidelberger Altmeister der Geschichte auf denselben Gegenstand wieder zurück; vielleicht möchte aber das Gesagte einer Sichtung bedürftig sein, und um eine solche zu veranlassen, setzen wir auch diese Stellen hierher. „Kaiser Alexander spielte, trotz der scheinbaren Freundschaft, welche er in Erfurt (September und October 1808) für den französischen Kaiser bewiesen hatte, eine sehr zweideutige Rolle, die während des Kriegs, an dem er vermöge seines Offensiv- und Defensivtractats mit Frankreich theilnehmen mußte, noch viel zweideutiger ward. Er wurde, wie wir aus vielen seit jener Zeit bekannt gewordenen urkundlichen Nachrichten und Briefen, auch aus den «Lebensbildern» u. s. w. sehen, von allen Seiten aufgefordert, sich an die conservative europäische Aristokratie anzuschließen, an deren Spitze Graf Münster, vom Stein, Graf Stadion und Metternich glänzten, und die sich auf englische Lords und auf Rasumovski's Intriguen stützte. Allein Oesterreich und England verweigerten ihm, was Napoleon in Tilsit und Erfurt, freilich sehr hinterlistig und verfänglich, zugestand. Während sich nämlich das österreichische Cabinet bemühte, Rußland günstig zu stimmen und von der Theilnahme an dem drohenden Kriege abzuhalten, arbeitete es in Konstantinopel dem russischen Interesse entgegen." Der Krieg brach aus; aber aller Bemühungen Sir Robert Adair's ungeachtet, der, wenn Graf Otto

recht hat, in Wien Rasumovski [102]) durch Geldbewilligungen auf Englands Seite zu bringen suchte, blieb Rußland seinem Bunde mit Frankreich getreu, worauf man denn in Konstantinopel gegen beide alle Federn springen ließ. „Von dem Augenblicke an", fährt Schlosser fort, „als Oesterreich alles aufgeboten hatte, um den Frieden zwischen England und der Pforte zu Stande zu bringen [103]), war der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich unvermeidlich. Durch diesen Frieden verlor nämlich der französische Gesandte ganz plötzlich den Einfluß, den er bisher in Konstantinopel gehabt hatte; außerdem bildete sich in Wien ein antifranzösischer Kreis, dessen Wirksamkeit sich bis nach Konstantinopel und Petersburg erstreckte. Der französische Gesandte (Graf Otto) klagt in seinen Bulletins, die der officiellen Correspondenz beigefügt wurden, nicht blos über die frivolen ritterschaftlichen Herren von Rasumovski's und Stadion's Kreisen, sondern ganz besonders über die raisonnirenden Damen. An der Spitze der angeklagten Damen stehen die Kaiserin von Rußland und die Königin von Preußen; diesen zunächst machen sich die Prinzessin (Fürstin) Bagrathion, die Prinzessin (Fürstin) Lichnowski und die Gräfin Kaunitz durch ihre Umtriebe bemerklich."

Kein Wunder, daß Napoleon, als er im Jahre 1809 wieder in Wien war, an diesem verhaßten Hause seinen Zorn ausließ: „er mishandelt es schrecklich", finden wir bei Gentz aufgezeichnet. [104])

Indessen änderte dies keineswegs den Geist der darin herrschte. Man muß auch noch in den spätern Berichten des französischen Botschafters zu Wien [105]) nachlesen, wie er dieses Haus beurtheilte und brandmarkte, von welchem er sein Auge nicht abwendete. Auf Bignon fußend, schreibt Schlosser noch weiter: „Der streng moralische Otto findet großes Aergerniß an dieser Gesellschaft, wo sich um 1811

Stadion und Metternich beisammenfanden, statt daß vor 1809 nur Stadion allein die antifranzösischen Kabalen betrieb und, auf Rasumovski's Empfehlung, dem Preußen Gentz einen Platz in dem sonst bekanntlich in Wien ganz unzugänglichen Kreise der hohen, damals mit dem russischen und englischen Adel correspondirenden Aristokratie anwies." Weiter oben schon hatte der Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts gesagt: „Diese Herren versteckten ihre wahren Absichten unter Deutschthum und Haß gegen die Franzosen und gegen den Kaiser derselben. Zu diesen gehörte die ganze hochadeliche Gesellschaft die sich bei Rasumovski in Wien versammelte und sich, um 1809, der Gentz und Schlegel bediente [106]), die man in Berlin nicht wollte, weil Männer wie Stein, Arndt u. a. dort die frivolen und sophistischen Vertheidiger des Alten verschmähten. Rasumovski machte ein großes Haus, wo später (1811) auch Metternich täglich hinkam; er war ein halber Engländer; Stadion und er waren eng mit Graf Münster verbunden, und sie holten, wo ihr Witz ausging, bei Napoleon's Landsmann und Familienfeind Pozzo di Borgo Rath, der viel beim Kaiser Alexander galt."

Es ist unsere Absicht, dasjenige, was hier von Pozzo und weiter oben von den russischen Kaiserinnen behauptet wird, an einem andern Orte näher zu beleuchten; für jetzt genügt es uns, was die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna betrifft, noch auf eine letzte Stelle Schlosser's hinzuweisen, wo der berühmte Historiker der Denkschriften erwähnt, welche der preußische Gesandte von Schladen in den ersten Monaten des Jahres 1809 durch dieselbe unter die Augen Alexander's bringen ließ [107]); in Bezug auf den Corsen aber zu erinnern, daß dieses Hauptorgan der Feinde Napoleon's, „ein Mann von bedeutender Geisteskraft und von ganz ausgezeichneten Fähigkeiten und Talenten", zu jener

Zeit keinen Augenblick müßig, sondern beständig in Bewegung war.

Daß Rasumovski, um uns hier auf diesen zu beschränken, ein eifriger Gegner des Vermählungsprojects zwischen Napoleon und der Erzherzogin Maria Luise sein würde, war vorauszusehen. Kurz nach Abschluß des Wiener (Schönbrunner) Friedens vom 14. Oct. 1809 in Anregung gebracht, kam dasselbe schon im März des nachfolgenden Jahres zur Ausführung. Unter dem 18. Febr. vorher finden wir bei Gentz aufgezeichnet [108]): „Bei der Fürstin Bagrathion gespeist, dann Besuch bei Rasumovski, wo ich eine große Anzahl Oppositionisten beisammen fand; die Fürstin Esterházy gegen den Erzbischof von Wien und alle diejenigen losdonnernd, welche die Heirath als nothwendig ansahen; Rasumovski selbst mich ziemlich kalt behandelnd." Die genannte Fürstin gehörte, mit der Gräfin Lanckoronska, Frau von Ferraris und Alex. Potocka, mit den Clary, mit Stadion, Pozzo di Borgo u. a. zur gewöhnlichen Gesellschaft des Russen; mit dem Grafen von Narbonne, der damals einer der Adjutanten Napoleon's wurde und von dessen Aufenthalt in Wien Villemain so interessant erzählt [109]), kam der Graf wol nie zusammen, obwol derselbe sogar bei der Fürstin Bagrathion gute Aufnahme fand. [110])

In sehr engem Verbande stand Rasumovski damals mit dem Grafen Metternich, dem Nachfolger Stadion's im Departement der auswärtigen Angelegenheiten (seit dem 8. Oct. 1809). „Dieser", sagt Bignon [111]), „hatte keine andere Gesellschaft als die Rasumovski's: da waren seine Verbindungen, seine Freunde, die Gegenstände seiner geheimen Liebesseufzer. [112]) Verhältnisse aller Art brachten beide, den Minister und den Exbotschafter, einander immer näher. Sollte des Abends bei dem russischen Amphitryon ein Ballet getanzt werden, so wurden des Morgens die Proben bei

Metternich auf der Staatskanzlei abgehalten. In dieser Gesellschaft war alles antifranzösisch."

„Er unterhielt in Deutschland", liest man an einer andern Stelle [113]), „reisende Agenten, deren Berichte bei ihm einliefen. In der schönen Jahreszeit brachte er selbst einige Zeit in Franzensbrunn bei Eger zu; er hatte aber außerdem Sendlinge zu Karlsbad, Teplitz und Baden. Diese Leute waren bekannt: es thut uns leid sagen zu müssen, daß unter ihnen französische Emigrirte genannt wurden."

Welchen Antheil Graf Rasumovski an den hochtragischen Begebenheiten in Rußland während des Feldzugs von 1812 nahm, wie sie ihn beglückten, obschon sie ihm sein Palais in Moskau kosteten, kann man sich denken. Ebenso begreift ein jeder leicht, mit welcher Ungeduld er es ansah, daß noch in den ersten Monaten des Jahres 1813 sein Freund Metternich mit dem Grafen Otto in der größten Vertraulichkeit lebte [114]); daß er auch noch später, im Juni, als Vermittler aufzutreten suchte, statt mit Oesterreich der Coalition sich anzuschließen, und an dem Vertrag von Reichenbach (27. Juni) keinen directen Antheil nahm. Erst am 9. Sept., durch den teplitzer Tractat, kam es zum Umschlag; erst dann erlebte er die Freude, in den ihm so lieben Wienern wieder Verbündete seines Kaisers zu sehen und folglich nicht mehr isolirt zu sein in einem fremden Lager.

Am Prager Congreß hatte Rasumovski noch keinen Antheil: er wurde von Rußland in der Person des Strasburgers Anstett beschickt, der als Emigrant in Kutusov's Armee zu diplomatischem Gewicht gelangt war. Aber bald darauf scheint Alexander I. sich seines ehemaligen wiener Botschafters erinnert zu haben; wenigstens finden wir ihn am 15. Dec. zu Freiburg im Breisgau, wo eben Kaiser Franz seinen Einzug hielt, während der andere Kaiser mit

König Friedrich Wilhelm III. noch in Karlsruhe weilte. „Zu Freiburg“, hat Gentz notirt [115]), „war eine große Anzahl bedeutender Männer versammelt. Von Ministern, außer dem Fürsten Metternich und Paul Esterházy, der Kanzler Hardenberg (unser unzertrennlicher Gefährte), Graf Nesselrode, Rasumovski, Alopäus, Lord Aberdeen, Lord Cathcart, Charles (später Lord) Stuart u. a.; von Militärpersonen Fürst Schwarzenberg, General Langenau, General Merveldt, Duca, Radetzky, Wrede, Wilson u. s. w., mit welchen allen ich in täglichen Verbindungen war. Die Abende wurden ein für allemal bei Graf Stadion zugebracht, wo sich gewöhnlich die ganze hohe Gesellschaft vereinigte und oft die lebhaftesten Gespräche über die großen Angelegenheiten des Moments geführt wurden.“

Russischer Gesandter in Wien war zu der Zeit Graf Stackelberg; seit dem 26. Jan. schon hatte er sich aus Graz, seinem interimistischen Aufenthalte, an seinen Posten zurückbegeben. Rasumovski wurde vom Kaiser zum Bevollmächtigten beim Congresse von Châtillon (5. Febr. bis 19. März 1814) ernannt, wo auch andere Männer, Graf Stadion, Lord Castlereagh u. s. w., erschienen, die mit ihm gleichgesinnt, das heißt geneigt waren, der aristokratischen Reaction zum Siege zu verhelfen. Allein auch gleichgesinnte Diplomaten können es gelegentlich darauf anlegen sich zu überlisten, und damals waren England und Oesterreich mehr auf gedachter Seite als Preußen und Rußland. Da Kaiser Alexander eine Kabale Metternich's gegen letztere witterte, rief er seinen Bevollmächtigten von Châtillon ab.[116]) Indessen blieben die Sitzungen nur für einige Tage ausgesetzt: am 17. Febr. wurden sie wiederhergestellt und Präliminarien vorgelegt, welche zwar Caulaincourt anzunehmen rieth, auf die aber Napoleon durch eine Reihe siegreicher Gefechte antwortete, welche freilich von keinem großen Nutzen mehr für ihn sein konnten.

Doch der uns zugemessene Raum erlaubt uns nicht, bei solchen Einzelheiten zu verweilen: es genüge uns anzumerken, daß man sich da schon sehr streng gegen Frankreich zeigte, viel strenger als in den frankfurter Friedensvorschlägen. Dem Herzog von Vicenza, der darauf aufmerksam machte, antwortete Rasumovski, nicht ohne Härte, aber mit Offenheit, daß die Verbündeten wohl berechtigt seien mehr zu begehren, jetzt da ihr Erfolg entschiedener sei; und noch barscher war seine Antwort auf die Frage, was man mit den Territorien zu machen beabsichtige, welche man Frankreich abnehmen wolle; sie lautete also: Die gegenwärtige Lage Frankreichs in Europa lasse ihm keinen Anspruch darauf, sich in die allgemeinen Angelegenheiten zu mischen.

Auf dem Congresse von Wien trat unser Diplomat wieder in derselben Eigenschaft auf. Indessen kann es hier der Ort nicht sein, uns ausführlich über jenen großen, nicht Völker-, aber Monarchentag auszulassen; manches Persönliche haben wir schon anderwärts [117]) aufgezeichnet, und auch das Factische im Zusammenhange zu erzählen finden wir hoffentlich noch eine schicklichere Gelegenheit. Also hier nur weniges auf Rußland Bezügliches.

Wichtigere Aufzeichnungen als die unserigen sind jedenfalls die eines großen Zeitgenossen, des Freiherrn vom Stein, deren Bekanntmachung wir Hrn. Professor Pertz verdanken.[118]) Derselbe, nachdem er berichtet, wie Kaiser Alexander Rasumovski und Kapodistrias zu seinen Commissaren für die so wichtige Sache der Entscheidung über das Los Sachsens ernannte, wirft gelegentlich einen Seitenblick auf Nesselrode, der so schnell die Stufen erklommen hatte, welche zur Hauptschaubühne der Begebenheiten führten, damals aber nahe daran war den errungenen Credit wieder ebenso schnell zu verlieren, und der sich aus dieser Ursache auf Rasumovski stützte.

„Alle diese Verhandlungen", bemerkt Stein's Biograph, „geschahen ohne Zuziehung Nesselrode's, der es nun tief fühlte, allen Einfluß verloren zu haben. Er hatte ihn verloren wegen seiner Unfähigkeit (?) und seiner blinden Ergebenheit an Metternich, wodurch er oft in dem Falle war, gegen die Absichten des Kaisers zu handeln, oder sie nur mit Lauigkeit zu unterstützen. Dieses geschah besonders, als er in den Schweizerangelegenheiten ganz in Metternich's Sinn handelte, sich in Frankreich die Friedensideen Metternich's aneignete, die sächsische Sache misbilligte und zuletzt in der polnischen Sache geradezu widersprach. Der Kaiser ward daher schon in Freiburg mistrauisch gegen ihn; diese Stimmung vermehrte sich in Clermont und Troyes und entschied sich gänzlich in Wien, als die Abneigung des Kaisers gegen Metternich sich auf das lebhafteste aussprach.[119]) Nesselrode's Mittelmäßigkeit, Unwissenheit und Engherzigkeit in Ansichten und Gefühlen, seine Muthlosigkeit in schwierigen Lagen, ließen es nie zu, daß er sich lange auf einer gewissen Höhe erhalten hätte. Er mußte fallen, sobald er etwas anderes zu sein versuchte als ein Werkzeug seines Herrn, sobald als er eine Art von Selbständigkeit sich anmaßte; er mußte fallen, da er selbst diese nicht aus sich selbst schöpfte, sondern durch den Einfluß eines dem Kaiser verhaßten fremden Ministers gelenkt wurde. . . .

„Bei dem Einflusse, welchen Rasumovski durch seine Persönlichkeit und Geschäftserfahrung gewonnen hatte, hielt Nesselrode es für das Klügste, sich ihm anzuschließen und unterzuordnen. Er schlug dem Kaiser am 13. (Jan. 1815) vor, denselben zum Staatskanzler zu ernennen. Die Großfürstin Katharina bemühte sich, in Stein's Sinne, fortwährend, den Kaiser zu einer solchen Wahl zu bestimmen."

Alexander, seiner Natur gemäß, blieb lange unschlüssig; vielleicht konnte er es nicht über sich bringen, dem von

allen angefeindeten, in seinen Augen aber höchst achtbaren Grafen Rumanzov diese Beleidigung anzuthun; vielleicht auch fürchtete er in Rasumovski sich einen Vormund zu geben, der ohnehin nicht, wie er selbst, für den Besitz von Polen schwärmte. Zuletzt, um die Mitte Februar, gab er den Plan auf, so eifrig ihm seine Schwester denselben ans Herz legte, und näherte sich wieder Nesselrode, den seine Gemahlin, eine geborene Guriev, nach Kräften vorschob und der eine noch mächtigere Stütze in Pozzo di Borgo hatte. Nur ließ er die polnischen Fragen außer ihrem Bereich, indem sein Organ dafür beinahe ausschließlich Fürst Czartoryiski war, welcher noch hier und da den gefälligen und auch dem Schwärmen nicht abgeneigten Kapodistrias zuzog. Als aber im März die Schreckenspost von Napoleon's Landung in der Bucht von Cannes nach Wien kam, sah Rußlands Kaiser dennoch die Nothwendigkeit ein, eine selbständige Person, einen Charakter, an die Spitze seines Auswärtigen Amtes zu stellen; jetzt ließ er dem Grafen Rasumovski die Kanzlerstelle wirklich antragen, und zwar gerade durch den Emporkömmling, der sich ihm anschmiegen wollte. „Der Graf", heißt es im „Leben Stein's"[120], „nahm die Sache in Ueberlegung, konnte sich aber nicht entschließen. Ihn beunruhigte die Schwierigkeit der Stellung, sein Alter (er war schon in den sechziger Jahren), und die Besorgniß über Alexander's unsystematische Art die Geschäfte zu behandeln."

Alles Gesagte beweist die persönliche Wichtigkeit des Grafen. Wie sehr dieselbe sich in den Ergebnissen der Verhandlungen geltend machte, hat sich noch in diesen Tagen bei Gelegenheit des neuesten Aufstandes in Polen ausgewiesen, wo wiederum über die Bestimmungen der Wiener Schlußacte viel hin und her geredet worden ist. Der allererste Artikel dieser völkerrechtlichen Abmachung fängt be-

kanntlich also an [121]): „Das Herzogthum Warschau, mit Ausschluß derjenigen Provinzen und Districte, worüber die nachfolgenden Artikel anderweitige Verfügungen enthalten, wird mit dem russischen Reiche vereinigt. Es soll an letzteres unwiderruflich durch seine Verfassung (constitution) gebunden sein [122]), also daß es von Sr. Majestät dem Kaiser aller Reussen, dessen Erben und Nachfolgern auf immer besessen werde." Nun hat vor wenigen Wochen erst, in seinen Unterhaltungen mit Graf Russell, der russische Botschafter Baron von Brunnow darauf hingewiesen, daß jene Worte: „par sa constitution", auf den freien Antrag Rasumovski's hin schon in der Sitzung vom 30. Dec. 1814 in Ueberlegung genommen worden, lange ehe sie im Mai 1815 zur Abstimmung und Annahme kamen. Er meinte dadurch erhärten zu können, daß in denselben Worten nicht sowol eine Verbindlichkeit für Rußland als vielmehr ein Versprechen liege, welches man unrecht hätte derjenigen Macht entgegenzukehren, aus deren freier Entschließung selbiges hervorgegangen war. Wir müssen für jetzt auf diese Erwähnung uns beschränken, denn um auf die schwierige Frage der Befriedigung polnischer Nationalität uns einzulassen, müßten wir einen Raum beanspruchen, der uns hier nicht gestattet ist.

So wie unter der Schlußacte des Wiener Congresses (9. Juni 1815), so steht die Unterschrift Rasumovski's auch unter der Erklärung der Mächte gegen Napoleon, nach dessen Entweichung von der Insel Elba (13. März), und zwar immer als die des ersten der drei russischen Bevollmächtigten. [123])

Auch fehlte es ihm nicht an Anerkennung. Beinahe unter demselben Datum wie Graf Hardenberg (3. Juni) ward er, mit dem Prädicate Erlaucht, in den Fürstenstand erhoben, welcher schon nach der leipziger Völkerschlacht

dem Grafen Metternich, gleich wie früher dessen Vater, verliehen worden war. Außerdem hatte ihm Alexander schon vorher eine Anleihe bewilligt, von der weiter unten die Rede sein wird; endlich hatte er ihn, als Wirklichen Geheimrath erster Klasse, zum höchsten Range des Tschins befördert, den nur die Feldmarschälle und der Kanzler Graf Rumanzov mit ihm theilten.

Die Rolle, die Rasumovski in Wien spielte, war beispiellos glänzend. Gleich in den ersten Wochen des Congresses hatte er immer ein volles Haus. So notirt Gentz unterm 18. Sept.: „Besuch bei Rasumovski; daselbst ein unermeßlicher Zulauf, unter andern Lord und Lady Castlereagh, Graf Münster, Graf Westphalen, Hr. Coke, der Marquis de Saint-Marsan, Graf Castellalfor, alle Preußen, u. s. w.“ Da aber bald eigentliche Bälle an die Tagesordnung kamen, und Graf Stackelberg am 20. Oct. 1814 den seinigen gegeben hatte, wo der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, der König von Preußen und sonstige Größen aller Art erschienen, veranstaltete auch er am 6. Dec. einen solchen, und Gentz, der den magischen Anblick nur einige Minuten lang sich gönnte und in jener Nacht noch bis zwei Uhr an seinen Ausfertigungen zu arbeiten hatte, versichert uns, dieses Fest sei das schönste von allen denen gewesen, welchen er seit der Ankunft des französischen Monarchen beigewohnt hatte. Verdunkelt wurde es nur durch diejenigen, welche Kaiser Alexander selbst in dem nämlichen Palais gab, das er zu diesem Zwecke seinem fürstlichen Unterthanen entlehnte. Von letztern Festen wurde eins, das ganz am Ablaufe des Jahres 1814, den 31. Dec. gegebene, sogar historisch. Denn in den angebauten hölzernen Galerien, in welchen kurz zuvor der Monarch eine Tafel von siebenhundert Gedecken hatte aufstellen lassen, brach an jenem Abend plötz-

lich Feuer aus und griff mit solcher Gewalt um sich, daß das Prachtgebäude mit einem Theil der Reichthümer, welche es in sich schloß, ein Raub der Flammen wurde. Da sah man sich genöthigt, Meisterwerke der Kunst, Gemälde, Marmorstatuen, wovon einige von Canova, durch die Fenster in den Hof zu werfen, und auch von den Manuscripten und Büchern der herrlichen Bibliothek des Grafen nahm manches denselben Weg, dem Feuer entwischend, aber nur um im Schnee und Koth einer andern Verwüstung entgegenzugehen. Der Verlust war unberechenbar. Aus eigenen Mitteln ein Palais wieder aufzubauen, auf welches Rasumovski beinahe zwanzig Jahre lang sein ganzes Vermögen verwandt hatte, daran war kaum zu denken; allein Alexander säumte nicht ihm seine Hülfe anzubieten und den Fürsten Wolkonski zu ihm zu schicken, mit dem Auftrage, die Summe zu ermitteln, welche vorerst nöthig wäre, um die Hauptkosten zu bestreiten. Der Graf schlug sie auf 400000 Silberrubel an, die er sich als eine Anleihe erbat, was auch am 24. Jan. 1815 gewährt wurde. Allein diese Summe reichte bei weitem nicht aus, und um noch weitere Vorschüsse zu erhalten, mußte zuletzt auf das Eigenthum des prächtigen Hauses verzichtet werden.

So ward in Wien das Ende dieses merkwürdigen, aber für das Wohl der Menschheit wenig ersprießlichen Jahres 1814 bezeichnet, auf welches der selbst so frivole, herzlose Gentz mit folgenden Worten zurückschaut: „Der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten ist finster; nur ist er dies nicht, wie vormals, durch die erdrückende, abschreckende Wucht die über unsern Häuptern hängt, sondern durch die Mittelmäßigkeit und Geistesschwäche der meisten Theilnehmer. Da ich mir selbst keinen Vorwurf zu machen habe, ist für mich die genaue Bekanntschaft mit diesem erbärmlichen Hergange und mit allen den zwerghaften Wesen,

welche die Welt regieren, nicht sowol etwas Betrübendes als vielmehr eine wahre Unterhaltung, und ich habe an diesem Schauspiele den größten Genuß, wie wenn es zu meiner täglichen Belustigung aufgeführt würde." [124])

Indessen kam mit der drohenden Gefahr doch etwas von dem Ernste zurück, den man von Männern erwarten darf, welchen die Schicksale der Völker aufs Gewissen gelegt sind. Wir übergehen hier, was von den am 25. März 1815 erneuerten Tractaten [125]) und dann von der Wiener Schlußacte, noch vor dem wiederholten Feldzuge gegen Frankreich, zu sagen wäre. [126]) Auf den Feldzug selbst haben wir uns noch weniger einzulassen; nur daran wollen wir erinnern, daß Rasumovski nicht ganz ohne Antheil an demselben blieb. Denn, wie Varnhagen von Ense [127]) bemerkt, als noch die Ereignisse eines ungewissen Kriegs in Aussicht standen, hatten die vier Hauptverbündeten, um die hohe Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten zu führen, einen Rath von Ministern eingesetzt, in welchem auch unser Graf Sitz und Stimme hatte. Nach dem Siege hatten die Mitglieder eben dieses Raths in Paris das Friedensgeschäft zu übernehmen. Jeder der vier Staaten hatte zwei Bevollmächtigte: Oesterreich war durch den Fürsten von Metternich und den Freiherrn von Wessenberg vertreten, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und den Freiherrn von Humboldt; für England traten der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh ein, für Rußland der Graf Rasumovski und der Graf von Nesselrode. Nach Umständen nahmen auch andere Beauftragte derselben Staaten an den Verhandlungen theil. Als diese förmlicher zu werden begannen, von der Mitte des September an, führte Gentz das Protokoll. Da die Monarchen, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, persönlich zugegen waren, so konnten die Minister leicht täglich und

stündlich die Weisungen empfangen, welche durch die mündlichen Besprechungen der Monarchen sich im voraus schon bedingt hatten. Ludwig XVIII. ernannte drei Bevollmächtigte, welche mit diesem Ministerrathe in Verhandlungen traten, aber dessen Berathungen nicht beiwohnten, den Fürsten von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und den Baron Louis. Sie waren gehalten, setzt Varnhagen ausdrücklich hinzu, dem Ministerrathe die Protokolle ihrer Sitzungen vorzulegen, und empfingen darauf die Mittheilungen, welche die Lage der Sachen für nöthig erachten ließ.

So kamen denn, unter Rasumovski's Mitwirkung, die verschiedenen Tractate des zweiten Pariser Friedens vom 20. Nov. 1815 zu Stande [128]), die wir hier so wenig als die vorhergehenden beurtheilen wollen, für welche aber jedenfalls eine langjährige Aufrechterhaltung nicht in Aussicht zu stellen war. Daß Rußland im Verlauf der Berathungen der Sache Frankreichs das Wort sprach, ist bekannt, und Varnhagen, der darüber klagt, erwähnt ausdrücklich die vom Grafen Kapodistrias verfaßte Denkschrift vom 28. Juli, worin den Besiegten zu Liebe hervorgehoben wird, daß die Verbündeten mit dem jetzt wieder königlichen Frankreich gar nicht im Kriege seien, daß letzteres vielmehr mit ihnen im Bunde stehe, was man bei Festsetzung der Bedingungen des Friedens nicht zu vergessen habe. England unterstützte diese Vorstellungen, und selbst Oesterreich trat am Ende selbigen bei, sodaß Preußen mit seiner Einsprache nichts auszurichten vermochte.

Zugleich mit diesen welthistorischen Begebenheiten erreichte die staatsmännische Laufbahn Rasumovski's ihr Ende. Denn nicht nur war er ein Sechziger, die Schwäche seiner Augen hatte außerdem allmählich fast bis zur Erblindung zugenommen. Um so erwünschter mußte es ihm sein, für die Zeit,

die er nun noch, zwar immer in Wien, aber im Privatstande zu verleben hatte, eine zweite Lebensgefährtin in der Stiftsdame Konstanzia von Thürheim zu finden, einem Fräulein aus reichsgräflichem Geschlechte, das sich mit ihm den 10. Febr. 1816 verehelichte und ihn überlebt hat. Von dieser Zeit an scheinen seine Tage in stiller Zurückgezogenheit verflossen zu sein; wenigstens ist seitdem von ihm wenig gehört worden, und der Freiherr Franz von Andlaw unter andern, der in seinem „Tagebuch" viel von Wien und dessen Gesellschaft spricht, erwähnt Rasumovski's mit keinem Worte. Beim Jahre 1833 zum Beispiel, demjenigen, welches auf das Todesjahr von Gentz folgte, nennt er drei wiener Häuser, welche besonders dem geselligen Verkehr geöffnet waren: des Fürsten Haus war nicht darunter; es waren die Häuser Metternich, Esterházy und Sagan.[129]) In welchen Verhältnissen er zum damaligen russischen Botschafter, dem bekannten Bailly Tatischtschev, stand, wissen wir nicht zu bestimmen. Auch dieser scheint sein Haus der geselligen Unterhaltung offen gehalten zu haben, doch berichtet uns darüber der badische Freiherr nur Folgendes: „Nach dem Tode der Frau von Tatischtschev hatten sich von Zeit zu Zeit dessen beide Nichten Urussov, die reizende Blondine Fürstin S. Radzivill und die Gräfin M. Mussin-Puschkin mit der Gräfin Julie Apraxin in die Honneurs des Botschaftshotels getheilt. Fürst Alexander Gortschakov, damals erster Rath, freite später um die Hand der geistvollen Witwe Mussin-Puschkin."

Was wir noch hinzuzufügen hätten, würde jedenfalls ganz und ausschließlich dem Privatleben Rasumovski's angehören; wir können es also füglich übergehen und uns darauf beschränken den Tag zu bezeichnen, wo auch ein höherer Gebieter als der Zar seinen Untergebenen abberief. Der Fürst starb den 23. Sept. 1836, ohne Nachkommen-

schaft, wahrscheinlich müde und lebenssatt auf seine lange glänzende Laufbahn zurückblickend, von der allerdings viele Früchte schon gefault waren, welcher aber so wenig als der Laufbahn Pozzo di Borgo's ein sehr wichtiger Antheil am Sturz des Napoleon'schen Weltthrons abgesprochen werden kann.

Anmerkungen.

1) Notices sur les principales familles de la Russie, S. 71. Daselbst wird angegeben, die Einsegnung der Ehe habe im Dorfe Perowo, unweit Moskau, stattgefunden.

2) Vgl. Manstein, Beitrag zur Geschichte Rußlands, S. 518 u. 522; Castéra, Histoire de Catherine II, I, 128, und Levesque, Histoire de Russie, vierte Ausgabe, V, 264 u. 386. Was Castéra (S. 98 u. 124) von Rasumovski als einem Grenadier des Preobrashenski'schen Garderegiments erzählt, beruht auf einer Verwechselung mit dem Sergeanten Schubin. — Nach einigen Berichten hatte Elisabeth die Fürstin Tarakanov nicht mit Rasumovski, sondern mit Iwan Schuwalov gezeugt. E. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, V, 707.

3) Siehe bei Herrmann, V, 256 fg. Vgl. Histoire de Pierre III, II, 249.

4) Vgl. Sabathier de Cabres, Catherine II, sa cour et la Russie en 1772, S. 43: „. . . . Les faveurs inouies (de la fortune) l'ont élevé si haut de l'étage le plus bas, sans qu'il ait l'air de s'en apercevoir."

5) Was der Graf de Lagarde (Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne, II, 65) hierüber erzählt, klingt etwas abenteuerlich; einfacher und glaublicher ist die Erzählung Castéra's, I, 145. Bantysch-Kamenski, in seinem russischen „Wörterbuch merkwürdiger Personen des russischen Landes", IV, 266, läßt sich, wie man wol glauben kann, nicht in derartige Erörterungen ein. Rulhière, Anecdotes sur la révolution de Russie, S. 62, wirft beide Brüder untereinander und vermengt deren Erlebnisse.

6) Vgl. über ihn Histoire de Pierre III, par l'auteur de la vie Frédéric II, I, 229, 230, Note, 242, Note, u. s. w., und de la Marche, Anecdotes russes, I, 227.

7) Sie starb den 22. Juli 1771 (a. St.). Vgl. den genealogischen „Sbornik" des Fürsten Peter Dolgorukov, Abth. 4, S. 93.

8) Vgl. Herrmann, V, 176 fg.

9) Vgl. die sonst sehr geschmeichelte Beurtheilung des Marquis de Silva in: Histoire de Pierre III, I, 52, Note.

10) Histoire de Pierre III, I, 90.

11) Peter wußte wohl, daß ihr Sohn nicht auch der seinige war.

12) Levesque, Histoire de Russie, V, 266, Note. Castéra, I, 272, erzählt das ganz anders.

13) Wie die Kosackenhetmanschaft.

14) Nach Castéra (I, 147) hatte Rasumovski sogar Ursache zu befürchten, er möchte seine Hetmanschaft an den andern Günstling Peter's, den Generaladjutanten Gudowitsch, Bruder des nachmaligen Generalfeldmarschalls, abtreten müssen.

15) Histoire intime de la Russie, II, 427 fg. Vgl. auch Castéra, I, 324; Histoire de Pierre III, I, 224 fg., zumal 255; Saldern, Histoire de la vie de Pierre III, S. 72 fg.; Levesque, V, 278 fg.; Herrmann, V, 281 fg., und noch insbesondere F. von Raumer, Europa 1763—83, I, 301 fg.; Graf von Ségur, Souvenirs et anecdotes, II, 138.

16) Wie Friedrich der Große Katharina durchschaute und darstellte, weiß man aus seinem Briefe an den Grafen von Finkenstein, bei Castéra, I, 431, und bei Raumer, Europa, I, 309. Herrmann (I, 281), der diese Stelle auch wiedergibt, macht aus Maria — Katharina von Medici. Vgl. auch des Königs Urtheil über Katharina bei Ségur, II, 148.

17) Vgl. was Rulhière über ihr Einverständniß mit ihm sagt, Anecdotes sur la révolution de 1762, S. 65.

18) Castéra, I, 449.

19) Derselbe, II, 40.

20) Herrmann, V, 566—567. Um jene Zeit herrschte im Lande eine große Unzufriedenheit mit der Kaiserin, die, aller Erwartung zuwider, dem Großfürsten sein Erbe, den väterlichen Thron, vorenthielt. Ebend., S. 327 u. 563.

21) Bantysch-Kamenski, Slovar (Wörterbuch), IV, 266—278.

22) Dieses Gut ging nachher auf den Grafen Andreas über. Vgl. Lagarde, Voyage de Moscou à Vienne, S. 34.

23) Auf russisch wnutschatnaja sestra, Schwester in der dritten Generation.

24) Histoire de Pierre III, I, 255.

25) Schlözer lehrte seit 1762 an der von Cyrill Rasumovski gestifteten Anstalt, die man die Akademie der X. Linie nannte.

26) Wir wissen wenig über Einzelnes in der Erziehung Rasumovski's; über die des Großfürsten Paul mag man bei Raumer, Europa 1763—83, III, 382, einen aus dem englischen Staatsarchiv entlehnten diplomatischen Bericht nachlesen.

27) I, 315. Vgl. 349.

28) Nicht Präfectur, wie P. von Gerschau wiederholt es nennt, in der kleinen Biographie: Aus dem Leben des Freiherrn H. L. von Nicolay, S. 22, 25 u. a. m.

29) Castéra, II, 377, Note.

30) Raumer, Europa, III, 43. Unter Datum vom 29. April 1774.

31) Die eigentliche Störung des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn ist erst, wie man weiter unten (S. 24) sehen wird, von der Reise nach Moskau an, im Jahre 1775, zu rechnen.

32) Das Verhältniß aufrichtiger Zuneigung zwischen beiden Frauen dauerte indessen nicht lange. Man sehe Saldern, Histoire de la vie de Pierre III, S. 246 fg.

33) II, 377.

34) Den 26. April 1776. Der Großfürst war zwei Tage lang ganz außer sich vor Schmerz.

35) Gewiß mit Unrecht; jedoch sehe man darüber, was Castéra in der Note (S. 379) hinzusetzt.

36) Raumer, III, 383. Ein merkwürdiger Beitrag zur innern Bildungsgeschichte des unglücklichen Paul! (S. 382—390; vgl. S. 366.)

37) Es waren dies, der Reihe nach, der Marquis de la Chétardie, der Marquis de L'Hopital (unter diesem, als Rath, der Graf de la Messelière) und der Baron de Breteuil. Allein, so sehr die Intriguen am petersburger Hofe an der Tagesordnung waren, halten wir doch diese gehässige Insinuation für ungegründet. Vgl. Levesque, V, 387.

38) S. 380.

39) Es ist wol ein Irrthum, wenn Castéra noch weiter sagt: „Rasoumofski s'était déjà vu confier des ambassades distinguées (! der dreiundzwanzigjährige junge Mann?). Il sentit que cette nouvelle mission n'était qu'une marque de défaveur; il n'hésita pourtant pas à l'accepter."

40) „Cette princesse est-elle donc invariablement affermie sur le trône?" Mit dieser Frage eröffnet schon 1772 Sabathier de Cabres (S. 24) die Erörterung des Gegenstandes. Und nun folgt die Antwort: „Je ne suis pas plus disposé à le croire qu'à penser qu'elle peut en tomber facilement. Toute la nation la déteste comme souveraine, comme étrangère, comme marâtre usurpatrice. Son fils est adoré comme patriote et comme prince héréditaire."

41) Vgl. Castéra, II, 351. Herrmann, V, 327 u. 563.

42) Castéra, II, 352.

43) Vgl. über ihn die Denkschrift des Grafen von Görz, bei Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Bd. II, S. XXVI, wo auch alle andern vorwiegenden Personen des russischen Hofes gekennzeichnet sind. Ebenso bei Raumer, Europa, III, 560 fg. (das Jahr 1782 betreffend). Zwar nicht Potemkin, aber die letztern, lernt man auch näher kennen durch Sabathier de Cabres, Catherine II, sa cour et la Russie en 1772, S. 28 fg. Ueber Potemkin sehe man noch Ségur, Souvenirs et anecdotes, S. 260 fg.

44) Den 25. Oct. 1759 als Sophia Dorothea von Würtemberg-Stuttgart geboren, war sie damals 23 Jahre alt, und seit dem 18. Oct. 1776 Großfürstin und Erbprinzessin von Rußland.

45) Bodenstedt, Russische Fragmente, II, 371. Der Bericht ist auf Markov's Correspondenz gegründet.

46) Nicht selten waren Verhältnisse der besprochenen Art eher ein Grund mehr, den Betheiligten an dem Hofe zu lassen, wo er so absonderlicher Gunst sich erfreute.

47) Mémoires ou souvenirs, II, 258.

48) Castéra, III, 256. Vgl. Schöll, Histoire abrégée des traités de paix, XIV, 84.

49) Schöll, a. a. O., S. 85. Ausführlicher ist der Verlauf der Begebenheiten behandelt bei Ségur, Mémoires et souvenirs, III, 364, wo auch der Wortbestand der Note, wenigstens der Haupt-

sehr nach, mitgetheilt wird. Vgl. Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI, 185 fg.

50) Als der Graf Mussin-Puschkin den Oberbefehl übernahm, belief sie sich noch nicht über 14000 Mann.

51) Die bekannten findet man bei Levesque, Histoire de Russie, VI, 1—13, und bei Herrmann, VI, 180—198, 268—278 und 316—325. Außerdem sehe man Graf Ségur, III, 368—388, 422—426; Schlözer's Staatsanzeigen, XII, 1684 fg.; John Brown, Les Cours du Nord (in französischer Uebersetzung), III, 15 fg.: Schöll, XIV, 86 fg.; Castéra, III, 259 fg.

52) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, V, 160, spricht von einer „aristokratischen Conspiration, worüber man schon längst mit Rasumowski unterhandelt hatte".

53) Diesen Tractat vom 23. Jan. 1798 kann man lesen bei Miliutin, Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter Paul I., deutsche Uebersetzung, I, 292.

54) Man sehe über das alles Schöll, Histoire des traités de paix, XIV, 1—169; Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, V, 287—301, besonders S. 281; Graf Ferrand, Histoire des trois démembrements de la Pologne, III, 441 fg., und die Memoiren des Grafen Oginski.

55) Man sehe über ihn Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809, I, 55.

56) Die Geschichte Rußlands (ins Deutsche übersetzt), II, 265.

57) Siehe den Text bei Ghillany, Diplomatisches Handbuch, I, 246. Bei Miliutin, I, 269, findet man außerdem die sehr merkwürdige geheime Declaration, welche sich auf einen Plan die Türkei betreffend bezog.

58) Ghillany, I, 248.

59) Miliutin, I, 13 u. 300.

60) Geschichte des Krieges Rußlands u. s. w., I, 14.

61) Rostoptchine et Koutousof ou la Russie en 1812, S. 25 fg.

62) A. a. O., I, 327.

63) Rescript vom 15. Aug. 1797; Schreiben an Ludwig vom December desselben Jahres.

64) Miliutin, I, 336; Schöll, V, 61; Ghillany, I, 277 fg.

65) Schlosser, a. a. O., V, 711, Note.

66) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen an, II, 123—166.

67) A. a. O., VI, 139 u. 145.

68) Er hatte gegen Ende des Jahres 1797 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten auf einige Zeit an den Grafen Ludwig von Cobenzl, einen Universitätsfreund Talleyrand's, überlassen, bald darauf aber wieder selbst übernommen.

69) Miliutin, I, 45.

70) Aus dem Rescript des Kaisers an den Feldmarschall Fürsten Repnin, vom 19. April 1798.

71) Man sehe unter anderm bei Miliutin (S. 339) den merkwürdigen Brief des Kaisers von Rußland an den römischen, dessen Instructionen an den diesmal wirklich nach Deutschland gesandten Fürsten Repnin und die Depeschen des Grafen Panin, Gesandten in Berlin.

72) Miliutin, I, 56.

73) Miliutin, I, 101 u. 426.

74) Die Ernennung des Palatins wurde nachher widerrufen. Franz II., nachdem er Suworow den Rang eines österreichischen Feldmarschalls verliehen hatte, stellte seine Armee unter dessen unmittelbaren Oberbefehl.

75) Berichte Rasumovski's vom 17. Juli, 18. und 30. Aug., 29. Sept. und 30. Dec. 1798, sowie vom 23. u. 31. Jan., 10. März und 1. April 1799; Rescript Kaiser Paul's an ihn vom 28. Nov. 1798; an General Rosenberg vom 9. Aug.; Depesche Rosenberg's an Rasumovski vom 13. Sept. 1798; Brief des letztern an Suworow vom 17. Mai 1799 u. s. w.

76) Miliutin, I, 115.

77) Er war der Sohn eines armen Schiffmeisters zu Linz.

78) Bei Miliutin, I, 130.

79) Bericht vom 10. und 11. März 1799. Indessen hatte der merkwürdige Bericht ebendesselben vom 23. Jan. noch ganz andere Gründe angegeben. Diese und andere Berichte, die uns vorliegen, wären geeignet, uns einen Maßstab von der Geschicklichkeit zu geben, mit welcher Rasumovski die Geschäfte behandelte und die in der That nicht gering war, wenn uns der Raum gestattete, hier auf solche Weitläufigkeiten uns einzulassen. Auf das Deutsche Reich fällt aus diesen Berichten kein vortheilhaftes

Licht, wie es auch, selbst vom österreichischen Standpunkte aus, nicht möglich war.

80) Rescript des Kaisers an Rasumovski vom 14. März 1799.

81) Geschichte des 18. Jahrhunderts, VI, 201.

82) Bei Miliutin, III, 434.

83) Er vertheidigte sich gegen ihn in einem Briefe ohne Datum, von dem man bei Miliutin, III, 202, einen Auszug lesen kann.

84) Rescript vom 5. Sept. 1799.

85) Man sehe Miliutin, III, 453 u. 474.

86) Siehe die aus dem Nachlasse von Varnhagen von Ense herausgegebenen Tagebücher, S. 67, ad annum 1809.

87) Dieselbe, welche am 10. Febr. 1816 Rasumovski's zweite Gemahlin wurde. Seine erste Gemahlin war eine Prinzessin Lichnowski gewesen.

88) Histoire des cabinets de l'Europe, I, 327.

89) Man sehe über ihn Häusser, Deutsche Geschichte, III, 92 u. 248; über Rasumovski u. a., S. 255.

90) Schöll, VII, 380. Ueber Rußlands Auftreten gegen Preußen sehe man Häusser, II, 516.

91) Bei Gelegenheit dieser und der Ankunft Doubril's in Wien (April 1806), erwähnt Thiers endlich auch unsern Diplomaten, dessen Namen er ganz unkenntlich Rasomousky schreibt. Histoire du Consulat et de l'Empire, VI, 454.

92) Mémoires politiques et correspondance diplomatique S. 197.

93) Rasumovski hatte diesen Schritt längst gethan.

94) Histoire de France sous Napoléon, X, 119.

95) Warum sollte man diese Bezeichnung einem Manne absprechen können, der auf seinen Gütern an 40000 Seelen hatte? Wie viele sind in diesem Falle? Gewiß nicht hundert; denn nur 1453 Familien besaßen jede mehr als 2500 Seelen.

96) Dieser berühmte Staatsmann lebte noch, als Bignon dies schrieb.

97) La Russie et les Russes, I, 136.

98) Lettres à la duchesse Louise de Weimar, im Briefe vom 19. Jan. 1808. Es kann nämlich nur ein Gedächtnißverstoß sein, wenn sie in dieser Stelle Fürst Kurakin statt Graf Rasumovski

schreibt. Die berühmte Schriftstellerin kam im Juni 1812 wieder nach Wien.

99) Geschichte des 18. Jahrhunderts, VII, 459.

100) Darüber sehe man weiter unten, S. 70 u. 71.

101) VII, 477.

102) Auch Stadion, nach Schlosser's freilich hypothetischer Angabe, S. 477.

103) Der Friedenscongreß zu Jassy, im Februar 1809, zerschlug sich, wie man weiß, und einige Monate später rückten die Russen, ihrem Bunde mit Frankreich noch getreu, in das österreichische Polen ein.

104) Tagebücher, S. 110.

105) Vgl. die Mittheilungen daraus bei Bignon, X, 122 fg.

106) Man sehe über beide noch besonders Schlosser, S. 465; über Gentz allein, die zermalmende Note bei Bignon, X, 124.

107) VII, 479. Vgl. S. 482, und Schladen, Preußen in den Jahren 1806 und 1807, S. 318.

108) Tagebücher, S. 234.

109) Souvenirs contemporains, I, 126.

110) Gentz, Tagebücher, S. 242.

111) X, 123. Daß damals Gentz durch Stadion bei Metternich eingeführt worden sein soll, ist ein Irrthum, wie man aus den Tagebüchern sehen kann, wo es schon unter dem Jahre 1803 heißt: „Außerdem lebte ich in Dresden hauptsächlich mit Graf Metternich, dessen Freundschaft mir schon damals in hohem Grade werth war" (S. 33). Sodann S. 38: „Am 7. Nov. begab sich Graf Metternich, nach einem sehr freundschaftlichen Abschiede von mir, auf seinen neuen Posten in Berlin."

112) Bignon sagt nur „de ses amours". Wir glauben ihn aber doch mittels obiger Paraphrase treu übersetzt zu haben.

113) X, 128.

114) Man sehe darüber Bignon, XI, 340. Ueber das Nachfolgende: Schlosser, VII, 946 fg.; Thiers, XV, 341 fg.

115) Tagebücher, S. 280. Vgl. Freiherr von Andlaw, Mein Tagebuch, I, 33 fg.

116) Schlosser, VII, 1114. Vgl. Schöll, Bignon und Thiers (XVII, 241, 287, 298 u. 328). Uebrigens, in einem Schreiben des Bruders Lord Castlereagh's, Sir Charles Stewart, vom 30. Jan.

1814, lesen wir Folgendes: „Sie können sich eine Vorstellung machen, welchen Zufällen unsere Angelegenheiten ausgesetzt sind, wenn ich Ihnen sage, daß einer der Hauptsouveräne mir, als er mich zum ersten mal sah, sagte, daß er kein Zutrauen zu seinem eigenen Minister habe und noch weniger zu dem seines Verbündeten."

117) Rostoptchine et Koutousof, I, 411 fg. Vor der Hand beziehen sich diese ziemlich ausführlichen Mittheilungen nur auf Russen.

118) Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, IV. Siehe u. a. S. 257 fg.

119) In der Note vom 7. Nov. 1814 hatte Metternich sich erdreistet, die Wahrhaftigkeit des Kaisers in Zweifel zu ziehen.

120) IV, 373.

121) Man sehe Ghillany, Diplomatisches Handbuch, I, 325. Vgl. Klüber, Acten des Wiener Congresses, und Schöll, XI, 73 fg. u. 347.

122) Hier wird einer Verfassung nur im Vorübergehen erwähnt; allein im letzten Paragraphen desselben Art. 1 wird näher bestimmt, wie es gemeint war, und in dürren Worten von einer „Volksvertretung" und „nationalen Grundgesetzen" (une représentation et des institutions nationales) gesprochen.

123) Rußland hatte auf dem Wiener Congreß drei eigentliche Bevollmächtigte, Rasumovski, Stackelberg und Nesselrode; dann noch drei untergeordnete Theilnehmer an den Verhandlungen, Stein, Anstett und Kapodistrias.

124) Tagebücher, S. 352.

125) Vgl. Schöll, XI, 212 fg.

126) Ueber diesen vgl. Schöll, XI, 407 fg.; Schlosser, VIII, 1217 fg.

127) Denkwürdigkeiten, VII, 230.

128) Man sehe Ghillany, I, 386 fg.; Schöll, XI, 498 fg.

129) Mein Tagebuch, I, 279, 301.

Untergang von Bauern- und Herrenfreiheit in Holland.

Von

Franz Löher.



I.

Bekannt ist die Geschichte der schönen Jakobäa von Baiern, welche einen blutigen und hartnäckigen Krieg mit Herzog Philipp führte, ehe sie diesem schlauen und energischen Fürsten, dem Begründer der burgundischen Macht, ihre reichen und wichtigen Länder, Holland, Seeland, Hennegau, abtrat. Ihr Vetter Philipp war ihr gegenüber nichts als ein frecher Landräuber, gleichwol blieb ein großer und einflußreicher Theil von Jakobäa's Unterthanen mit ihm verbündet und verschworen. Dies war die Partei der Kabeljaus, welche in den wohlhabenden Kaufherren und Grundbesitzern der Großstädte ihren Kern, und auch an einigen wenigen alten und reichen Adelsgeschlechtern ihren Anhalt hatte. Ihr stand die Genossenschaft der Hoeks gegenüber, die Partei der Ritterschaft und Bauern, zu welcher auch der größte Theil der Kleinbürger hielt. Es war ein grimmiger und eingewurzelter Haß, der zwischen diesen Parteien seit Menschenaltern von Vater auf Sohn forterbte: kein Wunder, daß er endlich in entsetzlichen Bürgerkrieg ausbrach, als die Zügel der Regierung in die Hände einer schönen und heldenmüthigen Fürstin fielen, die aber bei alledem doch ein leidenschaftliches Weib blieb.

Jene Parteikriege zu Ende des Mittelalters, die wir nach jetziger Ausdrucksweise etwa als Kämpfe der Liberalen

und Conservativen bezeichnen könnten, haben ein besonderes culturhistorisches Interesse. Sie lassen uns deutlich erkennen, wie die mittelalterlichen Zustände, wie die damaligen Bestandtheile der mittelalterlichen Gesellschaft sich allmählich umbildeten zum Staats- und Volkswesen der Neuzeit. Eine in dieser Beziehung besonders lehrreiche Episode greifen wir hier aus jenen holländischen Parteikriegen heraus.

Es war im Jahre 1426, im vierten Jahre des Kriegs, seit Herzog Philipp von Burgund als der bedeutendste unter Jakobäa's Feinden auf die Bühne getreten war. Die furchtbare Seeschlacht bei Brouwershaven war geschlagen, Jakobäa's Flotte vernichtet, fast ihre ganze Ritterschaft niedergemäht. Fast das ganze Land hielt jetzt, freiwillig oder gezwungen, zum Burgunder; die Großstädte Haerlem, Amsterdam, Leyden, Delft, Rotterdam, Dortrecht waren seine geschworenen Anhänger; Jakobäa's Getreue hatten nur noch ein paar kleinere Städte, Gouda, Schoonhoven, Oudewater und eine Anzahl adelicher Festen besetzt. Jakobäa schien wehrlos gemacht. Dennoch wagte Philipp nicht, die Feindin in ihrer letzten Verschanzung aufzusuchen. Auch sein Heer hatte schrecklich gelitten; der Rest seiner Soldaten zeigte wenig Lust, sich noch einmal mit Jakobäa's „seeländischen Wölfen" und holländischen Hartköpfen einzulassen. Bedenklicher noch war die Haltung des holländischen Volks im großen und ganzen, denn trotz aller Wuth und Leidenschaft der Kabeljaus sah er wohl ein, daß er des Volkes selbst noch nicht sicher sei. Seine Gegnerin war ja die rechte Erbfürstin, welche durch Abstammung, durch Heldenmuth und Schönheit einen solchen Zauber auf das Gemüth des Volkes ausübte, daß es sie vergöttert hätte, wäre nur das Eine nicht gewesen, ihre englische Heirath und die Furcht vor dem Hochmuth und der Habgier ihrer englischen Verbündeten. Philipp hielt es gerathen, erst aus seinen eigenen

Erblanden altversuchte Kriegsvölker, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte, nach Holland zu schaffen, ehe er Jakobäa und ihre letzten Getreuen angriff. Er dachte nicht, daß diese sich plötzlich ein neues Heer schaffen sollte, dort, wo es niemand vermuthete. Beraubt war sie des größten Theils ihrer ritterlichen Helfer, ihre Leichen lagen im Sande vor Brouwershaven. Nur über wenige Städte, die bürgerliches Kriegsvolk stellen konnten, gebot sie noch als Herrin. Da rief sie das Landvolk in Nordholland in die Waffen, Bauern, deren Rüstung unansehnlich, deren Kriegsübung nicht der Rede werth war, in deren Herzen aber etwas von dem eisernen Trotze ihrer Vorfahren, der alten Friesen, lebte.

Nordwärts von Haerlem und Amsterdam erstreckt sich die Halbinsel, welche jetzt den Namen Nordholland führt. Hinter der langen Dünenlinie, an welcher sich die Stürme der Nordsee brechen, wohnen die Kennemer. Den äußersten Norden nehmen die Westfriesen ein, unter deren Schlachtäxten einst der deutsche König Wilhelm von Holland zusammenstürzte. Das Gebiet zwischen Südersee und Kennemerland, das noch vor kurzem mehr Wasserbreiten als festes Land enthielt, gehört den Waterländern.

Es waren diese Nordholländer wesentlich ein Volk von Bauern, Viehzüchtern und Schiffern geblieben. Die Kennemer hatten blos die eine Stadt Alkmaer, und wenn rings am Rande der Südersee einige größere Ortschaften den Namen Städte trugen — bei den Westfriesen Medenblick und Enckhuysen, bei den Waterländern Hoorn, Edam und Monnikendam —, so waren das mehr befestigte Handelsplätze als volkreiche Städte mit altersgrauen Mauern und Thürmen. Auch war es nur selten einem Herrn in diesem Gebiete gelungen, größern Landbesitz zu erwerben und sich zum Range der Edelleute zu erheben; denn jeder Bauer

hielt den Grund und Boden fest, der seine Vorfahren ernährt hatte. So konnte man auf diesen Flächen, gleichwie in Friesland und Westfalen, lange Stunden reisen und sah nichts als daß ein Gehöfte dem andern folgte, unterbrochen durch Seebuchten, grüne Anger und Binnengewässer.

Wirthschaft und Verfassung waren alterthümlich und einfach. Die Hofbesitzer hatten sich nur zu Heerfolge, Steuern und sonst einigen leichten Abgaben an den Landesherrn verstanden, der ihnen einen Amtmann setzte: sie nannten sich daher wohlgeborene, das heißt altfreie Mannen. Jeder Bauer hatte um seinen Hof seine Aecker liegen nebst Wiesen und Waldwuchs. Auf den Grenzen seines Besitzthums wohnten vielleicht ein paar Häuslinge, welche ein Stück Land von ihm in Erbpacht hatten und ihm statt des Zinses Feld- und Hausdienste leisteten. Das Land war eingetheilt in Bauerngemeinden, deren jede auf ein paar Stunden Breite die Gehöfte umfaßte und ihren Mittelpunkt dort hatte, wo bei der Pfarrkirche die Pastor- und Küsterwohnung und das Kram- und Wirthshaus standen. Dieser Ansatz zu einem Dorfe gab dann der Gemeinde ihren Namen.

Gleichwie in seinen schlichten Rechtssitten war dieses Landvolk auch in seinem Denken allem verschlossen, was nicht alt, einfach und längst gewohnt erschien. Es haßte das Vielregieren, den Prunk und die Unruhe der Großstädter. Es haßte den Burgunderherzog schon deshalb, weil er nicht aus dem alten Fürstengeschlecht stammte. Dieser wollte nun die rechtmäßige Landesfrau vertreiben: war es ein Wunder, daß gerade jetzt alle Herzen für sie um so wärmer schlugen? Diese Stimmung war überhaupt die vorherrschende bei dem holländischen Landvolke, und da sie in der Stille von manchen hoekisch gesinnten Städtern getheilt wurde, so wurden dadurch Philipp's Fortschritte

schwierig und zweifelhaft. Er wußte das und nahm danach seine Maßregeln.

Jakobäa stützte sich nun hauptsächlich auf die Kennemer. Sie hatten sich schon mehrmals einen großen Namen in der holländischen Geschichte gemacht. In ihrem Lande lag die altberühmte Abtei Egmond, der älteste Bildungsherd, und einst hatte ihnen der Fürst ihren eigenen Grafen gegeben an seinem Sohne, der unter ihnen das Haus Brederode gründete. Die Kennemer waren ein kriegshartes und leicht erregbares Volk, noch von ihren langwierigen Grenzkämpfen mit den Westfriesen her. Oefter, wenn man den Versuch machte, ihre alten Landesfreiheiten anzutasten, hatten sie einen entsetzlichen Sturm erhoben, gegen die Edelleute, gegen die Haerlemer und andere Städter, gegen den Fürsten selbst. Einen alten Groll hatten sie besonders auf die Haerlemer, bis vor deren Thore sie wohnten. Diese Bürger hatten ihr besonderes städtisches Leben reich und mächtig emporgebracht, und ihre Gelder und Darlehen waren die Ursache, daß mancher kennemer Hof ihnen verkauft oder verpfändet war. An den haerlemer Stadtmauern hatten die Kennemer schon manchen Strauß bestanden, und nach den Gütern der haerlemer Bürger manch guten Beutezug gemacht. Jetzt aber waren sie auf diese Städter ganz wild und erbittert; denn die übermüthigen Kabeljaus hatten zu Anfang des Jahres nicht blos Heemstede am Ausflusse des Haerlemer Meeres und Assendelft im Waterlande, zwei Burgen hoekischer Herren, zerstört, sondern selbst die berühmte Stammburg der Brederode eingeäschert, an welche sich bald fünfhundert Jahre lang die historischen Erinnerungen des Landes knüpften. Außerdem waren die Kennemer noch die Kosten schuldig, welche die Haerlemer für sie auslegten, als sie nothgedrungen sich zur Belagerung der Hoeks in Schoonhoven stellen mußten. Auch waren sie mit Soldgeldern, Landes-

steuern und mit den Strafen dafür, daß sie vor Schoonhoven nicht hatten graben und bollwerken wollen, im Rückstande. Als nun Philipp's Statthalter in Holland, der Herr von Gaesbeck, sich unter die Kennemer begab, die Rückstände einzutreiben, liefen sie zusammen, und hatten einen Zorn und fielen mit solchem Ungestüm seine Leute an, daß er in Hast und Eile nach Haerlem zurückfloh. Sie aber folgten ihm auf dem Fuße mit wehenden Bannern und legten sich vor Haerlem und bedrängten die Stadt, daß Gaesbeck, um sie nur erst zu beschwichtigen, ihnen Brief und Siegel gab, alle Soldgelder und alle Strafen sollten erlassen sein. Die Bürger aber mußten förmlich beurkunden, mit all ihrer Macht den Kennemern zu helfen, daß keiner sie dieser Dinge wegen mehr bekümmere.

Das war in den ersten Tagen des Mai 1425. Philipp war es zufrieden, als er hörte, wie die Sachen standen. Er selbst beeilte sich, den Bürgern von Alkmaer, Hoorn, Edam und den andern Städten an der Südersee ihre Privilegien zu bestätigen. Jakobäa aber stellte noch bessere Privilegien in Aussicht. Den Bürgern zu Alkmaer versprach sie, sie wolle ihnen zur Bezahlung ihrer Schulden helfen, und daß jedem Flüchtigen die Rückkehr freistehe, wenn er Rechenschaft leiste. Den Kennemern versprach sie, alle ihre beschädigten Handfesten und Privilegienbriefe zu erneuern, überhaupt werde sie das Kennemerland wieder ganz in seinen alten Stand der Freiheit stellen. Dann gab es noch besondere Punkte, bei denen es zum größten Aerger dieser Bauern nicht nach ihrem Sinne gegangen war. Jakobäa mußte ihnen daher Folgendes versprechen: Sie dürften jetzt eine feste freie Eidgenossenschaft machen durchs ganze Land bis nach Alkmaer und Edam. Der fürstliche Amtmann solle nicht mehr zum Willkomm Geschenke fordern, oder Geschenke halber Besuche machen. Auch solle

er keinen fangen, der mit seinem Gute Bürgschaft leiste. Jeder Kennemer dürfe dagegen sein Eigenthum antasten, wo er es finde. Die Bede oder Landessteuer solle nach einer Heerfahrt oder einem Meereseinbruch einen Monat ruhen. Zölle und Steuern aber von Lebensmitteln sollten ganz ab sein, und von Wagegeld in Städten brauche man fortan nur für das zu zahlen, was man wirklich wägen lasse. In der Selbstrichtung ihrer Deiche und Schleusen aber wollten die Kennemer gänzlich ungehindert sein. Freilich was die Heerfahrt betreffe, so sollten die Schöffen bestimmen, wer mit solle, und zwar von jedem Hofe wenigstens Ein Mann; keiner aber, und sei er noch so reich, dürfe die Heerfahrt abkaufen. Dagegen solle auch zum Graben und Handwerkern auf des Grafen Heerfahrt kein Mann genöthigt werden; denn die freien Kennemer wollten nicht, daß man sie gleichwie höriges Volk behandele.

Ein handfestes Pergament über alle diese Punkte versprach ihnen Jakobäa, wenn sie mit all ihrer Macht sich zu einem Hauptschlage wider die Kabeljaus erhöben. Haerlem solle zuerst erstürmt werden, dann wolle man andere reiche Städte und Burgen der Kabeljaus aufbrechen. Das gefiel den Kennemern gar sehr; denn die schöne Stadt Haerlem, wo man so viel schöne Waaren an den Schaufenstern, so viel Kleinode in den Truhen hatte, wünschten sie schon längst einmal ein wenig durchzustöbern. Brederode selbst, über dessen erlauchten Namen nur noch der fürstliche ging, sollte sie führen. Jakobäa aber wollte mit eigenem und utrechter Volke von Gouda her zu ihnen stoßen. Das alles ließ ihnen ihre rechte Erbfürstin antragen, und damit gingen und schlichen die Unterhändler von Ort zu Ort. Und wohin sie kamen auf die Höfe, da musterten die Bauern ihre Waffen und wehrfähigen Söhne und kamen zusammen, sich zu besprechen, welche man wol zu Feldhauptleuten wähle.

Bald umfaßte eine einzige große Eidgenossenschaft ganz Kennemerland und Alkmaer, dazu viele Westfriesen nordwärts bis zu den Inseln Wieringen, Texel, Vlieland. Auch viele Waterländer schworen sich zu durchs ganze Land bis hin zur Stadt Edam mit Seefang, Sparendam und Sparenwoud. Alle diese Eidgenossen erkannten Jakobäa als die einzige und rechtmäßige Fürstin an, und gelobten sich und ihr, daranzusetzen Leib und Gut und alles was sie vermöchten, bis Jakobäa ihres väterlichen Erbes sich wieder vergewaltige.

II.

In den ersten Tagen des April loderten in Nordholland die Feuerzeichen auf den Kirchthürmen und Sandhügeln; denn nach altem Brauch riefen damit die Bauern ihre Streitscharen zusammen. Jakobäa aber sammelte alles, was in Gouda, Schoonhoven, Oudewater, Vyanen, Montfort und den benachbarten Orten waffenfähig war, und vereinigt mit den utrechter Hülfsvölkern, mit vertriebenen Haerlemern und andern Hoeks zog sie von Gouda aus, hinter sich ein stattliches Heer von mehreren tausend Mann. Mitten im Lande fuhr das Kriegsvolk des Weges Hälfte zu Wasser, denn die Gewässer des alten Rhein, des Brasemer, Leydschen und Haerlemer Meeres bildeten eine treffliche Wasserstraße, und von den Dörfern ringsum, welche der Erbfürstin zugethan, erhielt man leicht die Menge der nöthigen Fahrzeuge. Am 4. April stieg Jakobäa bei dem zerstörten Schloß von Heemstede am Ausflusse des Harlemer Meeres aus den Schiffen; hier, eine Stunde von Haerlem, schlug sie das Hauptquartier auf. Um alle Hülfe aus Südholland den Belagerten zu versperren, wurden die Dämme, welche nach Leyden führten, durchstochen. Auch ins Delftland hatte sie

Mannschaften geschickt, welche dort die Deiche zerrissen und den Bürgern von Delft große Ueberschwemmungen und Hindernisse verursachten. Von der andern Seite legte sich Wilhelm von Brederode, seines glorreich gefallenen Bruders Nachfolger in Jakobäa's Diensten, mit den Kennemern und ihren Verbündeten vor die Stadt und schnitt auch dort ihr alle Verbindung und Zufuhr ab. Die Kriegsvölker waren mit all ihrem Zeug pünktlich zur Stelle gewesen, und sofort rüsteten sie zum Sturme mit ganzer Macht. Je eher man Haerlems Thürme und Thore einbrach, desto größer und gewisser war die Aussicht zum Siege über das ganze Land.

Denn diese Stadt war nach Dortrecht die angesehenste in Holland und Seeland. Einst war sie die erste gewesen, welche Jakobäa's Vater gelobt hatte, seiner Tochter als Erbfürstin unverbrüchliche Treue zu halten, und gerade in Haerlem war am ärgsten gewüthet worden wider die hoekisch gesinnten Bürger. So viele auch vertrieben waren, und es war eine große Zahl, noch immer gab es in der Stadt genug, welche nur mit Zähneknirschen das Joch ihrer Feinde ertrugen. Haerlems Fall aber mußte alle Hoeks im Lande ermuthigen, mußte Amsterdam, Leyden, Delft in Schrecken setzen, denn Jakobäa's Macht bedrohte sie dann von zwei Seiten.

Philipp, welcher Haerlems Wichtigkeit wohl kannte, hatte seinen Statthalter, den energischen Gaesbeck, dorthin geschickt und ihm seinen Rath und Kämmerer, den Ritter Roland von Uitkerken, einen Bläminger und altberühmten Kriegsmann, ferner den jungen Herrn von Isenburg, andere burgundische Edelleute und 600 auserlesene Bogenschützen beigegeben. Um diesen Herrn von Uitkerken in Nordholland recht einwurzeln zu lassen, hatte ihm Philipp nicht blos das Schloß Nyeburg bei Alkmaer, sondern noch eine Reihe von Herrlichkeiten dazu geschenkt. Die haerlemer

Kabeljaus hatten sich durch Allart von Büren und andere treffliche Ritter, sowie durch eine Menge Parteigenossen verstärkt, welche zu ihnen geströmt waren. Sie machten ihre Wälle und die Felder vor den Thoren klar von Büschen und Baumgrün, und verbollwerkten ihre Thore aufs beste. Dann verbanden sie sich mit einem heiligen Eide, daß sie ihre Stadt bewahren wollten bis auf den letzten Mann.

Als Jakobäa's Herold, der zur Uebergabe aufforderte, abgewiesen sich umwendete, stürmten sofort die Gewaltshaufen gegen die Stadt. Die Haerlemer wurden, wo sie vor den Thoren sich zu halten suchten, zurückgeworfen. Die ganze Vorstadt vor dem St.-Johannsthore ging in Feuer auf, und so weit die Bürger von der Wallhöhe ihre Mühlen und Höfe im Weichbilde schauen konnten, so weit zeigten ihnen Flammen und Rauch, daß nichts vor der Wuth des Feindes Schonung finde. Und nun begann das Rennen auf die Mauern mit Sturmleitern und Aexten und Hacken, das Schießen aus Kanonen und Mörsern, das Werfen von Feuerballen und flammenden Pfeilen. Selten war es gehört, daß einer Stadt so hart zugesetzt wurde, so rastlos bei Tag und bei Nacht. Aber die Belagerten hielten ihre Wälle wie tapfere Männer. Pfeile, Kugeln und Backsteine hagelten auf die stürmenden Feinde, und hatten diese die Höhe erklommen, wurden sie mit Schwertern und Beilen angefallen, und oft stürzten Freund und Feind hinunter und rötheten mit ihrem Blute das Wasser der Stadtgräben. Die Frauen aber eilten durch die Straßen, jeden entstehenden Brand gleich mit Wasser und Erde zu bedecken; denn hier und dort, unaufhörlich zischten die feurigen Pfeile in die Stadt und schlugen in die Dächer und Thürme. Die Kabeljaus wußten, vor der Rache ihrer Feinde hatten sie kein Recht auf Schonung mehr; deshalb blieben sie

festen und einmüthigen Sinnes. Auch die andern Einwohner fürchteten die Wildheit der Kennemer, wenn sie einbrächen. Der Prior der Predigermönche hatte sein Kloster zur Kaserne und zum Lazareth für die burgundischen Ritter und Kriegsleute eingerichtet.

Doch die Reihen der Vertheidiger wurden immer dünner, und hinter ihrem Rücken ließ sich bereits das dumpfe Murren der Empörung hören; denn die hoekischen Mitbürger waren lange genug mishandelt. Immer gefährlicher wurde die Lage der Haerlemer. Während die Belagerer freien Zuzug hatten, war die eingeschlossene Stadt aller Hülfe beraubt. Ihre einzige Hoffnung war, daß der Burgunderherzog aus allen Kräften rüste, um seinen Anhängern in Holland mit übermächtigem Kriegsheer zu Hülfe zu eilen.

Auch Jakobäa wußte dies: sie sah, wie sich ferne in Flandern, in der Picardie, in Artois, in Burgund das Ungewitter wider sie zusammenballe. Um so rastloser ließ sie stürmen, um in der reichen Stadt die Beute und eine feste Stellung zu erwerben, ehe Philipp heranziehe. Sie konnte darauf rechnen, je härter sie der Stadt zusetze, um so eher würden drinnen ihre Freunde Luft bekommen. Da wurde eines Tages ein armer Mann im Lager betroffen, der das abschreckende Gewand eines Aussätzigen trug und um Gottes willen um ein Stück Brot bat. Weil aber alles ein scharfes Auge auf Spionen hatte, so wurde er angehalten, und es fand sich bei ihm ein schönes neugebackenes Weißbrot. Man zerbrach es und ein Briefchen kam heraus folgenden Inhalts: „Fromme Freunde und Bürger von Haerlem! Wisset, daß wir in Leyden angekommen sind, und morgen wollen wir mit all unserer Macht ziehen auf Alfen und dort die Goudaschleuse stopfen, auf daß die Herzogin mit ihrem Heer keinen Weg noch Durchgang habe, wiederzukehren binnen der Stadt von der Gouda; und ist

das gethan, wollen wir euch zu Hülfe kommen." Dies Briefchen kam von Herrn von Lichtenfeld und vom Ritter Johann von Uitkerken, der mit ihm eilends aus Flandern aufgebrochen war, um seinen bedrängten Vater zu entsetzen. Philipp hatte ihnen vlämisches Kriegsvolk, darunter 800 auserlesene Bogenschützen aus der Picardie mitgegeben, und dazu hatten sie aus Dortrecht, Rotterdam, Delft und andern Städten herangezogen, was sich nur auf Eilmärschen von bereitem Kriegsvolk aufraffen ließ.

Jakobäa konnte nicht anders denken, als Philipp's ganze Macht ziehe heran. Wie, wenn sie nun abgeschnitten wurde von ihren Städten in Südholland, abgeschnitten durch des Feindes Masse und durch überschwemmte Landstrecken? Ihre treuen Städte waren ja der Vertheidiger entblößt. Und wenn das burgundisch-holländische Heer angriff und der Rest der haerlemer Macht aus den Thoren fiel, kam man nicht zwischen zwei Feuer?

Da war kein Säumen mehr, noch in der Nacht mußte man an der Goudaschleuse sein! Der Spion, der den Brief gebracht, erhielt Botenlohn am nächsten Baumaste. Durch das Lager aber flog der Ruf: „Zu Schiffe! Zu Schiffe!" Die erschreckten Bürger von Gouda, Schoonhoven und den andern Städten sahen vor ihren Augen stehen die wehrlosen Wälle der Vaterstadt, die unbeschützten Häuser der Frauen und Kinder; deshalb waren im Nu die Männer mit ihrem besten Kriegszeug auf dem Wasser und ließen die Ruder ausgreifen. Sie ließen sie nicht aus der Hand die ganze Nacht, und der Morgen dämmerte gerade, als sie auf dem Rhein vor Alfen aus den Schiffen stiegen.

Das war ein großer Aerger der leydener und andern Kabeljaus, als sie früh morgens hörten, daß die Hoeks schon da seien. Sie sprangen vor Aerger aus den Betten und stürmten mit den Picarden aus den Thoren: fast die ganze

Bürgerschaft war in Waffen, kein Rathsherr, der in der Stadt blieb. Sie besetzten eiligst den langen Damm, der durch das alfener Gewässer führt, den einzigen Weg, welchen die Hoeks nehmen mußten, wenn sie zur Schleuse und weiter wollten. Also stellten sich auch diese zur Schlacht auf, und während die Hauptleute die Rotten ordneten, bestrahlte die aufgehende Morgensonne die Fluren und Gewässer, welche Jakobäa so wohl bekannt waren. Denn gerade vor einem halben Jahre hatte sie auf dieser selben Stelle einen herrlichen Sieg erfochten. Jetzt war es der 30. April, das Vorfest von Philipp und Jakob. Beide Heilige so brüderlich vereint, und ihre Schützlinge in so grimmem Streite! Welcher Namenspatron war heute der stärkere?

Die Hoeks schritten zum Angriff vor, aber ein Hagel von Pfeilen riß ihnen Reihe auf Reihe nieder, ehe sie noch an den Feind kamen. Denn dort im Vordertreffen standen die Picarden, welche in den französischen Kriegen von den Engländern gelernt, mit Bogen und Pfeil in der Schlacht eine rasche Massenwirkung zu geben. Vergebens stürmten die Hoeks zum Handgemenge, sie gewannen keinen Schritt breit Raum, und die Furcht, die bleiche Vorahnung des Todes, schlich durch ihre Scharen. Es war aber ein sinnreicher Schmied aus Gouda dort, der rasch aus dem Belagerungszeug eine Art Widdermaschine herstellte, daß sie ungefähr zur Breite des Dammes paßte. Vorn hingen in Stricken bewegliche eisenbeschlagene Balken, wie man sie zum Einstoßen der Thore brauchte. Diese Maschine schoben nun die Hoeks aus aller Gewalt den Picarden auf den Leib, und während ihr die stoßenden Balken den Weg einbrachen, warf und drängte sie die Picarden rechts und links vom Damme hinunter in das tiefe Wasser. Die Picarden wichen, eine Menge wurde gefangen und am Ende des Dammes trafen nun beide feindliche Massen aufeinander. Es war

ein grimmiger Kampf: die Männer standen und mordeten einander mit dem gierigen Haß und Zorn, welcher während eines langen Bürgerkriegs die Herzen härtet. Doch die Hoeks waren einmal im Siegen; sie glaubten, dieser Tag gehöre ihnen, und nichts widerstand ihren wüthenden Schlägen. Jetzt wurden keine Gefangene mehr gemacht, der Sieger gab, der Besiegte nahm keinen Pardon. Und so wälzte sich die Schlacht, das Flüchten und das Kämpfen bis vor die Thore Leydens, welche den Rest der Besiegten aufnahmen. Leydener Bürger lagen 85 todt auf dem Weichbilde ihrer Vaterstadt, nur hier und da kam einer von den Rathsherren lebendig zurück. Nur wer im Hintertreffen, hatte sich gerettet. Auch Ritter Johann von Uitkerken, der Wunder der Tapferkeit gethan, entkam mit genauer Noth und brachte seinem Vater in Haerlem die Kunde von seinem Unglück. Die gefangenen Picarden und Fläminger ließ Jakobäa niederhauen. Das war ja häufig das Schicksal der gemeinen Soldaten, die sich nicht mit Gelde lösen konnten. Von den 800 hatten sich nur 300 gerettet.

Auf dem Schlachtfelde aber knieten um die junge Heldin des Tages sieben vornehme Herren und empfingen nach der Reihe den Ritterschlag. Es waren die vielbewährten Männer: Herr Jan van Wassenaer, Herr von Voorburg, der jüngste Sohn des einst so mächtigen leydener Burggrafen; Herr Heinrich von Kronenburg; Herr Eberhard von Hoochtwoude, Bastard von Holland, Jakobäa's natürlicher Bruder, der einst im Hennegau ihren tückischen Feind, den Verräther van den Berghe niedergehauen; Herr Jan van Langeraek, Herr van Asperen; Herr Dirck van der Merwede, der Tapfere und Kluge, der einst Gertrudenberg so heldenmüthig vertheidigte und Jakobäa's Flucht aus dem genter Schlosse leitete; Herr Geert

van Poelgeest, Herr van Hoemaden, und endlich Herr Arndt van Ghent aus dem Geldrischen.

III.

Nie feierte Jakobäa einen so fröhlichen Maitag, als da sie zum zweiten mal siegreich von Alfen in Gouda einzog, mit wehenden Fahnen, mit schmetternden Trompeten. Nur der Heldenmuth hatte sie aus großer Gefahr gerettet. Die haerlemer Belagerung freilich war mislungen. Jakobäa kehrte dorthin nicht zurück, weil sie jeden Tag erwarten mußte, daß Philipp sie selbst mit Heeresmassen überzog.

Die Kennemer lagen noch acht Tage vor Haerlem. Da sie endlich einsahen, das Blatt habe sich gewendet, fanden sie sich mit den Haerlemern und ihren Helfern, den Rittern, in folgender Weise ab. Friedlich sollten sie auseinander gehen, keine Feuerzeichen und Versammlungen mehr aufstellen, sondern jeder auf seinem Hofe Ruhe halten sechs Wochen lang, oder so lange, bis Herzog Philipp mit Macht ins Land komme. Mit Brand und Schwert dürfe keiner sie heimsuchen, nur mit ihrem Gute sollten sie büßen nach des Herzogs Spruch; außerdem könne er zehn aus ihnen nehmen und es mit diesen halten nach seinem Willen; schicke er sie aber in die Verbannung, so dürften sie unter Jakobäa's Fahnen gehen. Zugleich mit den Kennemern versöhnten sich zwanzig haerlemer Bürger mit der Vaterstadt; die andern, welche ebenfalls in Jakobäa's Heer waren, blieben verbannt. Brederode gelobte, bis 14 Tage nach Ankunft Herzog Philipp's solle seine Burg unbefestigt und von allen der Haerlemer und des Herzogs Feinden leer stehen. Geschähe es anders, so stellte er sich bei seinem Eide zu Haerlem in des Herzogs Gefangenschaft. Damit gingen die letzten Belagerer auseinander, und für

die Unternehmung, welche dem ganzen Kriege eine andere Wendung geben sollte, war alles umsonst aufgewendet.

Philipp hielt unterdessen in Flandern mit dem Herzog von Brabant und dessen Räthen eine Sitzung nach der andern, wie der holländer Krieg zum guten Ende zu bringen. Allein die Brabanter zeigten nicht Lust, ihm zu helfen: der vornehme Adel, welcher in der brüsseler Revolution im Bündnisse mit Jakobäa gesiegt hatte und hoekisch gesinnt war, hatte mehr Worte für Jakobäa's Ehren und Rechte als für Philipp's Absichten. Dieser berief nun seine besten Feldhauptleute mit ihren Truppen nach Flandern, und von schwerem Vorhaben bedrückt, auch wol den Eindruck berechnend, welchen äußerliche Frömmigkeit auf das Volk macht, begab er sich wieder auf eine Betfahrt, diesmal nach Boulogne. Dann erhob er auch in Artois große Geldsummen, ließ rüsten bei Tag und bei Nacht, und sah allmählich ein Heer von etwa 10000 Mann geübter Soldaten sich in Flandern vereinigen. Reisige waren wenige dabei, weil sie auf dem Boden Hollands, das von Gräben, Flüssen und Sümpfen durchschnitten ist wie eine Rieselwiese, schlecht zu brauchen sind. Jedoch führte der Prinz von Oranien 1200 Reiter aus Burgund herbei, diese waren aber nur ausgesuchte Leute. Endlich zu Anfang des Juli setzte das Heer von Sluys nach Holland über.

Auch jetzt hütete sich Philipp wohl, Jakobäa anzugreifen. Er legte einen Theil seines Heeres in Garnisonen auseinander, damit sie ihm unter seinen eigenen Kapitänen die festen Städte und Burgen sicherten. Den Holländern erließ er, ihm im Felde zu dienen, er wollte vielmehr nur mit seinem eigenen Kriegsvolke ihren Krieg führen, allein desto schwerer mußten sie ihm Soldgelder und Kriegskosten zahlen. Da gab es selbst Kabeljaus genug, welche meinten: das sei ja gerade darauf angelegt, sie arm an Wehr

und Freiheit zu machen. Er aber verlangte schriftlich die Namen derjenigen, welche nicht sofort willig bezahlten, und erklärte, er werde sie behandeln als offenbare Hoeks. Der Schrecken ging vor ihm her. Wer sich irgend verdächtig fühlte, flüchtete oder versteckte seine beste Habe. Es erging das Gebot, allem was hoekisch Gut sei, nachzuspüren und es gleich zu Gelde zu machen, den Hehler aber scharf zu züchtigen, einerlei ob geistlich oder weltlich. Ehe Philipp nach Haerlem zog, deckte er seinen Rücken gegen die Hoeks in Südholland durch zwei Blockhäuser, welche er an der vielumkämpften Goudaschleuse errichten ließ, jedes so groß, daß 300 Mann bequem darin wohnten.

Zu Haerlem angekommen, forderte der Herzog die Kennemer auf, sich zu Gericht zu stellen. Ein Theil erschien unter burgunder und haerlemer Geleite, die andern warteten in Grimm und Aerger der Dinge, die da kommen sollten. Auf einem Anger bei der Stadt hielt der Herzog am 24. Juli Rechtstag: die Kennemer brachten ihm Bitten und Vertheidigung vor und hörten dann mit gebeugtem Haupte den Spruch, welchen der Herzog in Mitte seiner glänzenden Ritter und Räthe verkünden ließ. Die Kennemer sollten alle Rückstände an Steuern, Soldgeldern und Bußen zahlen, die sie schuldig gewesen noch unter Herzog Johann von Baiern, und von da an bis zu diesem Tage. Die Kennemer sollten ferner als vorläufige Strafe eine doppelte Jahressteuer zahlen. Damit binnen wenigen Tagen die Zahlung erfolge, nehme der Herzog Geiseln aus einer jeden Stadt und jedem Orte. Sei alles bezahlt, wolle er über die fernere Buße eines jeden einzelnen nach seiner Missethat seinen Willen kund geben.

Die Männer hörten diesen Bescheid mit wachsender Bestürzung, und als sie erst wieder auf ihren Höfen zusammenstanden und die Artikel besprachen, da ermaßen sie alle,

wie wenig und wie viel darin stecke. Woher sollten sie plötzlich all das Geld nehmen? Und wenn sie zahlten, und wenn der Herzog aus jeder Ortschaft die besten Männer als Geiseln fest hatte, dann lagen sie ja noch immer an der Kette, noch keiner war mit dem Herzog ausgesöhnt; wer wußte denn, wie furchtbar erst die eigentlichen Strafen für den Aufstand lauten würden? Sollten sie sich denn langsam, aber gründlich verderben lassen? Nein, eher wollten sie doch Leib und Leben wagen gegen den fremden Herzog. Nun erwachte der grimmige Friesenzorn, nun sprühten diese eisernen Herzen wieder Feuer und Flammen. Jakobäa hatte ihnen einen trefflichen Anführer aus ihrer Mitte gegeben, Wilhelm Nagel, einen alten Edelmann, der viele Jahre in Kriegssachen sich wohl geübt hatte. Mit diesem kamen sie zusammen, und er mußte ihnen zusagen, daß sie das Aeußerste miteinander versuchen wollten.

Da dröhnte über die Anger und Moore der Glockenschlag, auf den Gewässern spiegelten sich schaurig die Feuerzeichen. Was eine Waffe schultern konnte, eilte nach den Sammelplätzen. Alsbald ergoß sich ein Strom der Verwüstung durch das unglückliche Land. Philipp's Schlösser, die Neuenburg und die Middelburg, wurden erstürmt, Purmerende und Medenblik hart berannt, die Stadt Monnikendam ausgeraubt, die Stadt Enckhuysen halb geschleift. Wehe dem Herzoglichen, der nicht flüchten konnte, er wurde niedergeschlagen. Der größte Theil der Westfriesen stürmte mit, die Waterländer stellten sich wenigstens unter Jakobäa's Amtleute. Nur die Städte an der See, Hoorn, Enckhuysen, Medenblik, und drei kleinere erklärten sich nicht für Jakobäa: dort hatte Philipp seine Besitzungen, dorthin flüchteten seine Anhänger, die von Haus und Hof vertrieben wurden. Philipp wagte nicht, sich dem wüthenden Strom in den Weg zu stellen. Nicht in Nordholland allein

loderte der Aufstand, in Goyland machte Herberndt van Yselstein von seinem festen Schlosse Ausfälle auf die Herzoglichen, in Schieland fielen die von ihnen besetzten Schlösser, Hillegaertsberge, Spangen, Cralingen, Weena und andere. An den Küsten aber streifte die Flotte der Hoeks, welche sich rasch unter Brederode's Commando sammelte. Der mächtige Burgunder hielt sich in seinen Festungen, wartend bis die empörten Volkswogen sich verliefen.

Vor der Stadt Hoorn geschah diesmal die Entscheidung. Die Hoorner hatten, als ihre Landsleute das Banner der Fürstin erhoben, still gesessen, sie hatten sich auch keineswegs für Philipp erklärt: sie waren vielmehr junge aufstrebende Kaufleute, die ihren guten Handel möglichst bewahren wollten. Darob war man im Lager der Hoeks schlecht auf sie zu sprechen. Nun begab es sich, daß eines reichen Hoorners Sohn, Johann Lambert Kruyf, der seines Handels wegen in Gouda war, dort zufällig die Fürstin sah. Betroffen von ihrer zarten Schönheit, die umdrängt war vom wilden Kriegslager, sagte der junge Mann unbedachtsam im Beisein anderer: „Es ist doch schade, daß man mit einer so schönen edeln Frau umgeht und Fahrten macht als mit einer gemeinen Frau." Er hatte es nur aus gutem Herzen gesagt, aber seine Worte wurden verkehrt angebracht und noch viel verkehrter aufgenommen. Konnte der Hoorner nicht ein Spion und Aufhetzer sein? Welcher Hoek sollte dulden, daß irgendein Mann von der angebeteten Fürstin so sprach? Der junge Mann wurde ergriffen, sofort vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Man ließ ihm indessen Zeit, seinen Vater in Hoorn zu beschicken. Dieser kam eilends nach Gouda und bat und flehte vom Himmel zur Erde, ihm seines Sohnes Leben zu schenken für reiches Lösegeld. Allein er konnte nicht mehr helfen, er hörte nur die Antwort: Der Frevler

8*

müsse das Schaffot besteigen, der Zorn des Volks und die beleidigte Ehre der Fürstin litten es nicht anders. Nun stellte er vor: Müsse denn sein unglücklicher Sohn für ein paar unbedachte Worte so schrecklich büßen, so sei es genug, daß er vor dem Scharfrichter niederknie; in dem Augenblicke aber, wo dieser zum Schlage aushole, möge die Fürstin mit dem Schleier winken, daß Gnade vor Recht ergehe. Dies ward ihm zugesagt, oder er glaubte wenigstens, es könne ja nicht anders sein. Der schreckliche Tag kam, der junge Mann kniete auf dem Schaffot, das Richtschwert blinkte in der Luft, und — am Boden rollte des Sohnes Haupt vor des Vaters Augen. Jakobäa hatte keine Gnade gewinkt. Da rief der alte Kruyf verzweifelt aus, daß viele es hörten: „Nun soll sie ewig nicht Landesfrau in Hoorn werden!"

Und weil er wußte, daß nach solchen Worten für ihn nicht gut bleiben war, eilte er spornstreichs nach Haus und regte seine Mitbürger auf durch seine Erzählung, wie verrätherisch man ihm in Gouda mitgespielt. Allgemein war das Erbarmen um den unschuldigen Tod ihres jungen Mitbürgers. Die Herren zu Hoorn gingen zu Rath und beschlossen einmüthig: sie wollten eine solche Landesfrau nicht leiden. Und da die Stadt noch offen war, ging man eilends daran, sie zu befestigen. Es arbeiteten die Männer mit Karren und Hämmern, es schleppten die Frauen und Kinder Erde und Steine, rasch stiegen die Wälle und Mauern empor und an den Thoren die Thürme. Der alte Lambert Kruyf lieh dazu aus seinen Reichthümern die Summen, welche er angeboten hatte, um des Sohnes Leben loszukaufen. Hoorn wurde nun der Hauptort des Widerstandes gegen die Hoeks, dort sammelten sich Kabeljaus aus Nordholland, welche sich auf dem Ihrigen nicht halten konnten.

Als nun die wilden Kennemer daherstürmten, Enckhuysen zu erobern, und die Nordfriesen mit sich fortrissen, da stellten

sich ihnen die Hoorner in den Weg: ihre besten Leute waren beisammen, dazu die Kabeljaus, welche zu ihnen geflüchtet waren. Es war am 20. Juli, zwischen Zwaagdyk und Osterblocker, etwa eine Stunde von Hoorn. Die Kennemer stürmten an, die Hoorner standen fest, von beiden Seiten gab es friesische Schläge und die Schlacht war hartnäckig und blutig. Die Sonne brannte, und die Hoorner wären nach so viel Blut und Schweiß verschmachtet, hätten ihnen nicht die Hausleute aus der Umgegend zu trinken gebracht. Zuletzt durchbrachen die Kennemer die Reihen der Bürger, es fiel der Schultheiß, es fielen die vornehmsten Hoorner, die andern zerstreuten sich in die Weite. Mehrere wurden auf der Flucht noch gefangen, auch der zweite Schultheiß und vier der angesehensten Bürger.

In der Stadt aber herrschte große Sorge um den Ausgang des Treffens. Ein Reiter kam ins Thor gesprengt und rief, daß das Heer zerschlagen und zersprengt sei, und der Feind gegen die Stadt ziehe. Da war Schrecken und Bestürzung, denn die meisten Männer waren mit ausgezogen, und man wagte nicht die Thore zu verrammeln, weil man nicht wußte, ob die Mitbürger nicht zur Stadt fliehen würden. Es wurde beschlossen, mit aller noch übrigen Mannschaft herauszuziehen und sich mit Waffen und Fahnen breit vor den Thoren aufzustellen, daß es sich ausnehme wie ein großer Streithaufen. Auch die Frauen kamen angstvoll aus den Thoren und standen da und wollten von ihren Männern wissen, die in den Streit gezogen. Da zeigten sich in der Ferne die Gewaltshaufen der Feinde.

Diese aber stutzten, als sie so viel Volks aufgestellt sahen vor der Stadt; sie meinten, es stehe dort noch viel herzogliches Kriegsvolk, das etwa zu Schiffe angekommen. Denn sie hielten die Menge der Frauen in ihren leinenen Hauben und kurzen Oberkleidern für Schwerbewaffnete. Sie zogen

also ihren Weg weiter auf Enckhuysen. In der Nacht kamen nun die Flüchtigen herein, und nun arbeitete alles, was noch eine Hand rühren konnte, um die Stadt zu befestigen. Jan Janssen übernahm es, Hülfe vom Herzog herbeizuschaffen, und ritt ab.

Die Kennemer und Westfriesen warfen sich unterdessen auf Enckhuysen. In Rath und That voran waren die benachbarten Grotebroeker, denn sie hatten einen bäuerischen Haß auf die Bürger von Enckhuysen, welche so stolz und städtisch aufstrebten. Die Stadt wurde erstürmt, geplündert und die Bürgerschaft schrecklich mitgenommen: ein Theil lag im Blute, ein anderer Theil kam in Fesseln und Banden.

Darauf zogen die Sieger mit der Beute und den Gefangenen vor Hoorn. Ihr Feldhauptmann Nagel ließ die vier vornehmen Hoorner, welche, wie vorher erzählt, auf der Flucht gefangen wurden, niederknien angesichts ihrer Mitbürger, welche auf den Mauern standen, und rief: „Macht eure Thore auf oder ich lege diesen vier den Kopf vor die Füße!“ Jammer und großes Geschrei entstand in der Stadt, und man redete eifrig hin und her. Viele wollten sich ergeben, doch es behielten die Oberhand, welche sagten: Um Heil und Leben willen solle man die Thore nicht öffnen, bald komme Hülfe vom Herzog. Nagel ließ nun die Stadt enge umschließen und sandte Boten ins Land, alle Kennemer, Westfriesen und Waterländer sollten sich aufmachen zu ihm, es gelte einen raschen und allgemeinen Sturm auf Hoorn. Denn er sah wol, wie stark die Bürger ihre Stadt befestigt hatten: zwingen aber mußte er sie in Eile, denn sie war und wurde das Bollwerk der Herzoglichen. Seinem Aufrufe folgend, machten sich auf, die noch zu Hause gesessen, hier und dort zogen die beutelustigen Scharen. Mehr als 3000 Streiter hatte Nagel allmählich beisammen und begann nun zum Sturm zu rüsten. Währenddessen,

vier Tage lang, blieb die Stadt eng umschlossen, und die Bürger schauten angstvoll auf die Südersee, ob sich kein befreundetes Segel in der Ferne zeige, denn von der Seeseite war die Stadt noch offen. Endlich am fünften Tage landeten zwei berühmte Kriegsobersten Philipp's, der Herr von L'Isle Adam und der Bastard von St.-Paul, mit ihnen der Bastard von Vieuville, der Herr von Humières und andere Herren und Ritter; sie brachten 500 Kriegsknechte, darunter 300 Picarden mit Handbogen. Und kaum waren sie aus den Schiffen, da kam noch ein zweiter Zug heran, es war die Hülfe von Amsterdam und Haerlem. Nun war Hoffnung und Freude in allen Häusern, und weil es gerade Mittagszeit, so schleppten die Hoorner die Tische und Becher und alles, was sie bereitet, und das Beste, was sie von Trank und Speise auf dem Boden und im Keller hatten, auf die Straße, ihre Helfer und Freunde zu bewirthen.

Der kluge L'Isle Adam aber benutzte sofort die gehobene Stimmung. Schon am Nachmittag — es war wieder Sonntag, gerade acht Tage nach der ersten Schlacht — stellte er seine Völker in Schlachtordnung, ließ das Nordthor öffnen und drang auf die Belagerer ein. Aus dem andern Thore rückten die Hoorner mit ihren Verbündeten und griffen nicht minder herzhaft an. Die Kennemer und Westfriesen aber waren tapfere Männer, sie wichen nicht vor dem Anprall zurück, sondern sie warfen dem Feind ihre Spieße und ihre Brust entgegen, und ihre sausenden Aexte schlugen gräßlich weite Lücken in die andrängenden Haufen. Hin und her wogte der Streit, und niemand wußte, wer siegen werde. Was die Tapfern am meisten belästigte, waren die Bogenschützen, welche gedeckt zwischen den Häusern und Büschen standen und ihnen die tödlichen Pfeile zusandten. Die Bauern wollten dem ein Ende machen, sie

stürmten in dichter Masse auf die Häuser ein. Da ersah L'Isle Adam den rechten Augenblick. Rasch zog er die 300 Schützen in einen Haufen zusammen und ließ sie seitwärts Stellung nehmen. Die Bauern drangen schreiend und wüthend vor, da plötzlich rasselte ihnen eine Wolke von Geschossen in die offene Flanke. Die Männer stockten. Neue Lagen Pfeile überschütteten sie, sie konnten sich nicht helfen, die besten Männer fielen. Nagel selbst stürzte zu Tod getroffen. Da lösten sich ihre Reihen, ihr Kampf wurde eine Flucht: so mancher Mann, so mancher Pfad. Aber der Tod war auf ihren Fersen, fast alle die Angesehenen kamen um. Der stärkste Haufen hatte sich nach Wognum gewendet, anderthalb Stunden von der Stadt: dort nahmen sie nochmals den Kampf an, jedoch nur, um so viel mehr Todte und Gefangene zurückzulassen.

Auch auf seiten der Sieger war der Verlust bedeutend. Der Bastard von Vieuville war geblieben, L'Isle Adam lag an Stirn und Bein schwer verwundet von einer friesischen Axt. Doch Verluste wurden in jenen Tagen leicht verschmerzt. War doch die Niederlage der grimmen Kennemer und Westfriesen gründlich, mußten sie doch fast alle ihre schrecklichen Banner, die Tod und Verwüstnng durch Nordholland getragen, in den Händen der Hoorner lassen. Diese zogen mit ihnen siegprangend in ihre Stadt zurück und hingen sie in den Kirchen auf. Und war der Mittag reich gewesen an Freude und Hoffnung, dieser Abend war den Hoornern voll Lust und Herrlichkeit, voll Jubel und Gelagen, daß sie noch lange von ihm erzählten.

Der tapfere L'Isle Adam lag mehrere Tage schwer danieder. Als es sich mit ihm besserte, kam Philipp selbst nach Hoorn. Er wurde mit den größten Ehren empfangen und belobte die Bürgerschaft, daß sie so treu und mannlich

gestritten. Vor ihren Thoren aber ließ er eilends eine feste Burg erbauen, um die wichtige Stadt und ihre Treue sich desto sicherer zu bewahren.

IV.

Die große Niederlage der Kennemer und Westfriesen war das Zeichen, daß überall die Besatzungen Philipp's ausfielen und, unterstützt von den Kabeljaus, sich auf die Scharen und Schlösser der Hoeks warfen. Zahllos waren die Scharmützel, ernstlicher wurde gekämpft an drei Punkten, bei Briel auf Ostvoorne, bei Delft und noch einem andern Orte. In diesen drei Treffen unterlagen zwar die Hoeks, in andern aber blieben sie Sieger. Denn hatte Philipp überall seine geübten Söldner, seinen Ueberfluß an Geschütz und Kriegsmaschinen aller Art, erschienen die Hoeks an beidem arm und schwach, so waren sie desto reicher an Muth, Zorn und hartnäckigem Sinn. Es kostete daher die Menge dieser Gefechte viel Blut auf beiden Seiten.

Philipp war von Hoorn nach dem Waterlande gezogen, dessen Bewohner sich leicht wieder unterwarfen: der Schrecken der hoorner Niederlage war in jede Hütte gedrungen. Dann begab er sich zu den Westfriesen und Kennemern, um die letzten Reste des Aufstandes zu zerschmettern. Der stolze tückische Burgunder, der in der Prachtfülle des Ritterthums schwelgte, er hatte einen Grimm auf diese mannhaften Freibauern, deßen er nicht Herr wurde. Eine Menge Gefangener wurde ihm vorgeführt: kein Lösegeld, keine Auswechselung. Sie wurden öffentlich enthauptet, „zur Sühne“, erklärte Philipp, „für den erschlagenen Freund Vieuville“. Die erbitterten Hoeks antworteten mit gleichem blutigen Frevel. Die Bürger von Enckhuysen waren ihnen besonders verhaßt, weil gerade sie von Anfang an erklärte An-

hänger der Burgunder gewesen. Eines Tags, als die Bürger gerade zu Mittag saßen, landete Brederode mit seiner Flotte. Die Hoeks stürmten in die Stadt, in die Häuser, an die Familientische, ergriffen die Bürger und schleppten ihrer 100 auf den Marktplatz und enthaupteten sie alle zusammen.

Fortan nahm der Kampf jenen entsetzlichen Charakter an, der nicht selten das Erzeugniß lange dauernden Bürgerkriegs ist. Die Parteien haben sich gegenseitig wund und matt geschlagen, noch immer schwankt der Sieg, jedoch nicht der wachsende Ingrimm: Rache schreit das vergossene Blut, verblendeter beharrt alles in unversöhnlichen Principien. Das ist ja die tiefe Noth und Qual in den Bürgerkriegen, daß jede Partei ein gewisses Recht hat und daß sie ebendeshalb sich nimmer entschließen kann, in den Gegnern etwas anderes als Verbrecher zu sehen. Ohnmächtig zum Siegen sucht jede Partei in heimtückischer Gier, wie sie ihrem Feinde recht ins Herz stoßen kann, und keiner bedenkt, daß das traurige Ende nichts ist als auf beiden Seiten Zerstörung, Oede und unsaglicher Jammer.

Furchtbarer noch als Philipp's Blutrache an den Kennemern und Westfriesen lag im Andenken der Zeitgenossen das Strafgericht, welches er über ihre Rechte und Freiheit verhängte. Der Fürst des Ritterglanzes weidete sich an der Demüthigung des friesischen Bauernstolzes. Der Herrscher, vor dessen Willen sich alles niederwerfen sollte, dachte ein Joch aus, das schwer genug, um eines freien Volkes Nacken zu zerbrechen. Das Leben ließ er den Unglücklichen, jedoch nahm er ihnen alles, worin die Ehre und Freude ihres Lebens beruhte, gleichwie man einem herrlich grünenden Baume Blätter und Blüten abstreift und nur das nackte Holz übrig läßt.

Philipp's Spruch erging zu Amsterdam am 13. Aug.

gegen die Kennemer und gegen die Westfriesen. Er erklärte: „Mit vollem Recht hätten die Kennemer und alle ihre Helfer durch ihren wiederholten Treubruch ihr Leben verwirkt und alle ihre Güter und Rechte. Er wolle ihnen aber Häuser und Hofstätten nicht verbrennen und sie ruhig darauf sitzen lassen, weil sie ihr Schicksal aufrichtig und mit freiem Willen in seine Hände gestellt, und weil er selbst allezeit gutherzig und gnädig sei und Erbarmen statt Härte wolle walten lassen." Jedoch Folgendes waren seine Bedingungen:

Sie mußten alle rückständigen Steuern, Soldgelder und Bußen zahlen, und dies traf selbst diejenigen, welche in die Städte geflohen und unter den Herzoglichen gegen ihre aufständischen Landsleute gedient hatten. Ja, selbst wenn die treu gebliebenen Städte während des Aufstandes auf eigene Kosten Söldner gehalten, so mußten sie dennoch die rückständigen Soldgelder nachbezahlen: so strenge hielt der Herzog auf pünktliche Erlegung dieser neuen und ergiebigen Art von Steuern. Die ungetreuen Städte und Dörfer aber mußten außer all jenen hoch angeschwellten Summen der Rückstände noch neue und so ungeheuere Bußen zahlen, daß Haus und Hof, wenn sie nicht gleich daran zu Grunde gingen, auf lange Zeiten hinaus mit Schulden überlastet blieben. In jede Ortschaft kamen des Herzogs Diener, welche diese Strafgelder unter die Einwohner vertheilten, je nach der Größe des Besitzes oder ihrer Verschuldung. Die Grotebroeker hatten zu erlegen 20000 Kronen, die Assendelfter 10000, die Westzaander 9000, die von Alkmaer, von Swirle, von Ackersloet, von Uitgeest je 800, die von Texel und von Beverdyck je 600, von Wieringen 5000, und so bis hinunter zu den kleinsten und ärmlichsten Ortschaften, welche wenigstens mit 500 Kronen angesetzt waren. Das Ganze mußte binnen sechs Monaten erlegt sein: wer einen Monatstermin versäumte, zahlte ihn gleich

doppelt. Um die Reichen noch härter zu treffen, zog der Herzog auch alle die Summen ein, welche einst den Gemeinden — wahrscheinlich für Deicharbeiten — vorgestreckt waren. Den waterländer Ortschaften wurden viel geringere Summen auferlegt, jedoch binnen drei Tagen zu Amsterdam zu bezahlen.

Nun hätte sich aus Armuth und Schulden das tüchtige Volk der Kennemer und Westfriesen wieder herausgearbeitet: es sollte aber noch in einer Weise erniedrigt werden, wie sie damals unerhört war. Kein Mann durfte mehr Waffen, Harnisch oder Wehre tragen, keiner sie nur noch im Hause haben. Binnen acht Tagen, bei besonderer Strafe, mußte jeder abliefern, was er besaß an Schwertern, Dolchen, Beilen, Hämmern, Piken, kurzen Lanzen, Bogen und Büchsen: die Ablieferung mußte für die Kennemer auf ihrer Feinde Rathhause zu Haerlem, für die Westfriesen auf ihrer Feinde Rathhause zu Hoorn geschehen. Nur ein schlechtes Brotmesser ohne Spitze durfte der friesische Mann behalten, gleich als wäre er der niedrigste Leibeigene, er, der auf nichts stolzer war als auf sein Waffenrecht, der kein Juwel höher achtete als die ehrenvollen Waffenstücke seiner Väter.

Er sollte aber auch rechtlos werden, wie der Geächtete, wie der Räuber und Dieb, der Hals und Hand, nachdem sie ihm mit Recht aberkannt waren, mit Geld lösete, oder wie Bankerts und umherziehendes Gesindel. Alle diese waren wie der Vogel in der Luft: sie hatten keine Heimat, an deren Recht und Frieden sie ihren Theil, keine Gemeinde, von deren Gesetzen sie ihren Schutz hätten. Damals einem Manne sein Landrecht nehmen, hieß ihm den Boden entziehen, in welchem sein bürgerliches Dasein wurzelte. Diese Strafe aber hatte der burgunder Fürst ausgedacht für die Kennemer und Westfriesen. Sie verloren nicht blos ihre Freiheit von Zehnten, Zöllen und Waggeldern,

nicht blos alle ihre andern alten Privilegien, sondern sie verloren überhaupt ihr Recht, das geschriebene wie das ungeschriebene.

Philipp selbst wollte ihnen erst festsetzen, gleichwie den schlechtesten seiner Hofknechte, was als ihr Recht gelten sollte. Also wurden nicht blos alle, welche zur Zeit des Aufstandes ein Amt gehabt, abgesetzt, sondern es wurde überhaupt das Recht aufgehoben, Richter und Schöffen zu wählen, nicht einmal Deichbeamte. Ohne besondere Erlaubniß der Grafen durften sich die Männer überhaupt nicht mehr in öffentlichen Angelegenheiten versammeln. Glockenschlag und Feuerzeichen wurden bei Strafe an Leib und Gut verboten. Es stimmte ganz dazu, daß den Bürgern von Alkmaer ihre Thore und Mauern niedergerissen und ihre Stadt zu einem offenen Dorfe erniedrigt wurde, das niemals wieder städtisches Recht erlange. Außerdem mußte man alles wiederherstellen, was auf den Schlössern Nieuweburg und Middelburg zerstört war. Nun mußte Philipp den Kennemern zwar sechs Tage später ihr altes Landrecht zurückgeben, denn das Land konnte sonst überhaupt nicht bestehen; allein sie behielten doch den Schimpf, fast eine Woche lang völlig rechtlos gewesen zu sein.

Es blieb noch übrig, eine Form zu finden, die stolzen Bauern den Hörigen möglichst nahe zu stellen. Also verordnete Philipp, daß zu ewigem schmachvollen Andenken im Lande der Kennemer und Westfriesen jede Wohnung, in welcher Feuer und Licht unterhalten werde, fortan jährlich vier Groschen zahle. Das war etwas ganz Neues, ein Strafgeld zu einem Zins für ewige Zeiten zu machen. Noch schlimmer, Philipp schenkte das Recht auf diese Abgaben an seine Edelleute, welche entweder wie die Egmond bereits große Grundherrschaften im Lande hatten, oder denen sie Philipp erst über mehrere Gemeinden verlieh, wie dem

Vertheidiger Haerlems, Roland von Uitkerken. Dem letztern ertheilte er die besondere Freiheit, in den ihm überwiesenen Gemeinden den Leuten ihre Waffen und Rechte zu lassen oder zu nehmen nach Gutdünken. Er wollte diesem in Nordholland fremden Herrn, den er schon sehr reich begütert hatte, noch mehr Gelegenheit geben, sich dort festzusetzen.

Dieses Verfahren, mit welchem Philipp Recht und Freiheit eines ganzen Landes für immer niedertrat, ist ein Denkstein auf der Bahn, welche das Fürstenthum bis zur absoluten Gewalt zurückzulegen hatte. Man zierte sich im Mittelalter wahrlich nicht, wo es galt, Feinde und Empörer niederzuschlagen und zu brandschatzen, man wählte das demüthigendste Schauspiel ihrer Unterwerfung: allein, die ganze bürgerliche Ordnung und Rechtsverfassung eines Volks auf einmal zu zerbrechen, es plötzlich förmlich und gesetzlich recht- und waffenlos zu machen, plötzlich es mit ewig dauernden Lasten zu beladen, — das schien doch höchstens denkbar gegen Wenden und Ungläubige. Insofern ist dieses kennemer Strafurtel ein merkwürdiges Gegenstück zu dem dortrechter Statut Johann's von Baiern, in welchem er wenige Jahre vorher dieser mächtigsten Stadt Hollands die Freiheit gab, ihr Recht und ihre Verfassung über das Land hin auszudehnen. Ein Jahrhundert später wurde Philipp's Neuerung von den Siegern über die deutschen Bauernaufstände fleißig nachgeahmt.

Die Gnade und Mildherzigkeit, deren Philipp sich rühmte, galt nur der minder schuldigen Volksmasse. Die eigentlichen Schürer und Führer des Aufstandes, alle, die noch hartnäckig schienen, wußte er noch anders zu fassen. Er behielt sich nämlich vor, aus den angesehenen Leuten in jeder Ortschaft Geiseln zu nehmen, wann und soviel er nur wollte, bis alles vollbracht sei, was er dem Lande auf-

erlegt. Widersetzlichkeit werde er an Leib und Gut ahnden. Außerdem werde er noch zehn Schuldige auswählen, mit ihnen nach seinem Willen zu thun. Und von der Versöhnung ebenfalls ausgeschlossen erklärte er alle diejenigen, welche mit Jakobäa in Gouda gewesen oder welche geflüchtet seien, insbesondere auch welche mit Rath oder That halfen zu dem Tode seines alkmaerer Schultheißen Heinrich von Thorenburg. Gegen die Flüchtigen aber und gegen die früher Verbannten richtete er eine förmliche Hetzjagd ins Werk. Er ertheilte Kaperbriefe, sie zu Wasser und zu Lande todt zu schlagen oder zu fangen, mit dem Beisatze, daß er jeden Gefangenen für 50 Schillinge selbst an sich nehmen könne, wenn er ihn aber hinrichten lasse, gar nichts für ihn zahle. Andere Bevollmächtigte sandte er aus, der Habe und den Gütern der Flüchtigen und Verbannten nachzuspüren und sie auf der Stelle zu Gelde zu machen.

Seiner klugen Gewohnheit gemäß belohnte dagegen Philipp die Treugebliebenen. Auch Roland van Uitkerken's Sohn, Johann, erhielt eine feste und einträgliche Stellung in Holland, nämlich die Herrschaft über Schloß und Stadt von Woerden. Die Haerlemer, welche großen Schaden erlitten und an ihrer Stadt eine neue Feste erbaut hatten, bekamen 12000 Schildthaler von den kennemer Strafgeldern angewiesen, ihr Weichbild wurde erweitert, das haerlemer Schöffengericht durfte fortan sogar Leute aus dem Kennemer- und Rheinlande mit Verbannung bestrafen.

Die meisten Geistlichen hatten auch in Haerlem ihre Zuneigung für die rechte Landesfürstin nicht verhehlt. Philipp beurkundete dagegen der Stadt, daß fortan keine neuen Klöster errichtet werden, und die Beghinen keine haerlemer Bürgerinnen annehmen sollten. Auch wurde die Steuerfreiheit der Kleriker von allem Grundbesitz ausgeschlossen, den sie etwa noch erwerben möchten. Der Prior aber der

Predigermönche erhielt für seine guten Dienste ein Jahrgeld von zehn Kronen.

V.

Wir betrachteten den Untergang einer Reihe von altfreien Landgemeinden. Es war dies aber ein Beispiel, das sich damals allerorten wiederholte. Was von germanischer Freiheit der Hofbesitzer stehen geblieben, was davon die langsam einbröckelnde Arbeit des 9. und 13. Jahrhunderts überdauert hatte, das fühlte jetzt im 15. Jahrhundert die Axt an der Wurzel seines Bestandes. Indem sich langsam aufsteigend das Gebäude des neuen Fürstenthums erhob, preßte und ebnete seine Last am stärksten auf dem breiten Unterbau der Gesellschaft, auf dem Bauernstande. An die Städte kam etwas später die Reihe. Dagegen drückte die neue Fürstenmacht noch einen andern Stand danieder, mit welchem die Städte ihre meisten Scharmützel gewechselt hatten. Es waren dies die altfreien Herren, die so lange auf ihre Burgen und Waffen, auf ihr eigenes hohes Gericht, auf den uralten reinen Glanz ihrer Geschlechter getrotzt hatten. Alle die Träger der hochberühmten Namen mußten sich nach und nach am Hofe des Fürsten einstellen und Platz nehmen unter seinen Beamten und Hofherren. Wollten sie der neuen Ordnung der Dinge gewaltsam trotzen, wurden sie kunstmäßig niedergelegt mit all ihrer Macht und Herrlichkeit.

Im weiten Deutschen Reiche hat sich eine Anzahl dieser vielleicht uralten Freiherren- und Grafengeschlechter erhalten in der Reichsritterschaft und auf der Grafenbank des Reichstags. In den Niederlanden wurden sie in den Bürgerkriegen der Hoeks und Kabeljaus unterthänig gemacht. Wir fügen hier die Geschichte eines solchen Falles an, der sich gleich nach dem Unglück der nordholländischen Bauern begab: er ist ein belehrendes Seitenstück dazu.

Außer den kabeljauischen Großstädten inmitten Hollands, welche Herzog Philipp schon bei Anfang des Krieges zufielen, hatte er jetzt auch den Norden und Süden des Landes der Erbfürstin abgerungen. Denn auf den seeländischen Inseln waren durch die blutigen Kämpfe die Hoeks so ziemlich ausgerottet, die Bauern aber in Nordholland lagen geknebelt und gefesselt. Gleichwol war Jakobäa's Macht, so viel sie auch verloren hatte, doch nur erst geschwächt, ihre Stellung selbst war wie ihr Heldenmuth noch nicht erschüttert. Gouda, Schoonhoven, Oudewater und die andern kleinen Städte der Nachbarschaft wankten nicht in ihrer Treue. Dahinter stand die gute Hülfe des weiten utrechter Landes, und nach der See zu erstreckte sich von Ort zu Ort das Netz der Hoeks hart und zäh wie Eisendraht. Offenbar litten die Hoeks unter dem Unglück jeder bloßen Parteimacht: eine große Niederlage ließ sie plötzlich auf allen Punkten in Verwirrung zurückweichen. Allein sie besaßen auch jene den Parteien eigenthümliche Zähigkeit, mit welcher sich nach einiger Zeit immer wieder Kraft und Frische zum Widerstande einstellt, immer wieder neue Kämpfe sich anspinnen.

Zwischen den nördlichen Inseln, Wieringen, Texel, Vlieland, fuhren rastlos umher Brederode, Gerhard van Zyl, und Jakobäa's Bruder der Bastard Eberhard. Sie hatten eine kleine Flotte zusammengezogen, welche von Tag zu Tag ansehnlicher wurde. Ihre leichten Schiffe stießen bald hier, bald dort ans Land; die Hoeks sprangen heraus und überfielen die kabeljauischen Ortschaften. Sie nahmen die Stadt Medenblik ein, brandschatzten vor Hoorn, und wo sie ins Land zogen, setzten sie Amtleute ein, welche ihrer Fürstin von neuem Treueid und Hülfe leisteten. Vergebens ließ Philipp die Flotte der holländischen Städte auslaufen, die Hoeks waren zu flink mit Segel und Ruder, nirgends konnte man sie fassen, sie hatten zwischen den Inseln, in

den Buchten und Flußmündungen Schlupfwinkel genug. Wußten sie doch, daß nicht blos an den Küsten der Westfriesen und Waterländer, sondern auch an den amersfoorter und oberysseler Einfahrten Freunde wohnten.

Noch schlimmer stand es für die Kabeljaus auf den Gewässern, in welche sich die großen Flüsse, Rhein, Maas und Schelde, des Landes Goldadern, zum Meere ergossen. Dort waren es nicht blos die Leute von Gouda und Schoonhoven, welche, bei all ihrer Heimatsfreude am Brauen eines guten Bieres, doch auch die Lust ihrer Gäste theilten, mit ihnen, den fremden Hoeks, auf einen guten Fang auszulaufen. Gerade so gefährlich war den Dortrechtern und andern holländischen und seeländischen Kabeljaus, sowie Philipp's flandrischen Unterthanen die Festung Sevenbergen. Diese lag hart an der Seebucht, Gouda ziemlich gegenüber im Süden, zwischen beiden Dortrecht und die Einfahrt in die Flüsse. Kein Frachtschiff konnte zwischen Gouda und Sevenbergen durchkommen, ohne daß es von den Kapern, welche vor diesen beiden Städten kreuzten, erspäht wurde. Sevenbergen breitete sich aus als mächtige Stadt: sie hatte zwar durch die große Sturmflut vor fünf Jahren schwere Verluste erlitten, allein noch immer war Sevenbergen reich und ansehnlich. Was aber in diesen Zeiten besonders werthvoll, der Platz mit seinem Schlosse war ebenso wie in Gouda durch Kunst und Natur so fest gemacht, daß es ein Wunder schien. Dort konnte Gerhard von Stryen, als Erbherr über Stadt und Land, noch schalten und walten als einer der alten vornehmen Barone, welche, wie einst die Arkel, Wassenaar, Egmond, van der Gouda, auf ihrem eigenherrlichen Gebiete das Wesentlichste ihrer alten Freiheit behauptet hatten. Hart auf der Grenze gelegen, zwischen Brabant und Holland, war es ihm und seinen Vorfahren gelungen, von den beiderseitigen Fürsten sich gerade so weit

fern zu halten, daß ihnen kein anderes Verhältniß übergeworfen wurde als ein leichtes Lehnsband. Als der burgunder Herzog mit seiner Macht die Lande überzog und jeden Rest von unabhängiger Stellung bedrohte, hatte der Herr von Sevenbergen geeilt, sich und sein Gebiet lediglich unter Kaiser und Reich zu stellen. Kaiser Sigismund, der Holland, Seeland und Hennegau für dem Reiche anheimgefallen erklärte, hatte den tüchtigen Kämpfer gegen den drohenden Burgunder freundlich aufgenommen, er hatte ihm sogar das Recht bewilligt, des Reiches Banner von seiner Festung wehen zu lassen.

Gegen den gemeinsamen Bedränger machte nun Sevenbergen gemeinschaftliche Sache mit Jakobäa. Die kühnsten Hoeks sammelten sich in Menge in seiner Festung, und kein Tag verging, daß ihre Kaper nicht in See stachen, die feindlichen Segler und Plätze anliefen und mit dem Raube ihre Schleppschiffe befrachteten. Keine Zollstätte Philipp's war vor ihnen sicher. Ihr Plündern, ihr Sengen und Brennen that den Kabeljaus ungeheuern Schaden, und sie spotteten jeder Verfolgung, denn gerade von der Seeseite war Sevenbergen uneinnehmbar.

Die dortrechter Schiffe hatten sich auf Philipp's Betreiben vor die Stadt gelegt, konnten ihr aber nichts anhaben. Der Kaiser schrieb damals — von Ofen aus am 18. Oct. — an die Dortrechter, „wie sie sich unterstünden, den Herrn von Sevenbergen, seinen und des Reiches besondern Diener und lieben Getreuen, der sich festiglich und getreulich an ihm und dem Reiche halte, mit Gewalt zu drängen, daß er sich in den Gehorsam des Herzogs von Burgund begebe, der doch gar kein Recht an den Landen habe? Wenn sie nicht auf der Stelle ihr Kriegsvolk von Sevenbergen zurückzögen, so werde er mit des Reiches Kurfürsten, Fürsten, Herren und Städten Rath es ihnen so ge-

denken, daß es ihnen vielleicht leid werde, so gröblich an ihren Ehren vergessen und unredlich sich gegen Kaiser und Reich aufgelehnt zu haben".

So sah es zur See für die Kabeljaus aus; auf dem Lande waren ihre Aussichten nicht viel tröstlicher. Auch hier bewährten die Hoeks rastlos ihre Meisterschaft im Kleinkriege. Die größern Städte dienten Philipp zwar, allein keiner ihrer Bürger konnte von Rotterdam nach Delft, oder von Delft nach dem Haag oder Leyden, oder von Leyden nach Haerlem, oder auch nur in die Umgegend reisen, ohne daß die Hoeks ihn draußen niederwarfen. Die zwischen den Städten liegenden Dorfschaften waren insgeheim der Erbfürstin zugethan; und wären sie es nicht gewesen, hätten sie schon aus Furcht vor den Hoeks sich dazu verstehen müssen, Plünderungen abzukaufen und Jakobäa Geldsummen zu geloben zu bestimmten Terminen. Zu allen Zeiten fanden die Hoeks bei ihnen die rechten Plätze, wo sie Wachen aufstellen und sich in Hinterhalt legen konnten, die Feinde zu überfallen. Philipp ließ in allen Pfarreien verkündigen: Bei Strafe an Leib und Gut solle keiner etwas an seine Feinde zahlen, und daß er drohend die Namen der Ortschaften verlange, welche Sicherheitsverträge mit den Hoeks abschlössen. Was half es, daß er wiederholt seinen Amtleuten befahl, keinen Verbannten oder Flüchtigen wieder auf seine Güter zu lassen? Die Hoeks waren eben überall und wußten ihre Leute zu finden. Es blieb Philipp wiederum nichts übrig, als sein Heer in Besatzungen aufzulösen, welche er im Lande vertheilte. Seine Feldherren, L'Isle Adam, Uitkerken und Gaesbeck, bestellte er zu Generalkapitänen, und die Städte erhielten Befehl, wiederum die ansehnlichsten Geldsummen herzugeben, um all die burgundischen Söldner zu unterhalten. Kein Feind hätte sie ärger anzapfen können.

Gleichwol mußte der stolze Herzog sich damit zufrieden geben, wenn selbst die Dortrechter und Gorkumer, wenn die Leute von Heusden und Woerden, ja wenn nach und nach die meisten andern Städte und Landschaften, die rings um Jakobäa's Gebiet gelegen waren, mit ihr Neutralitätsverträge abschlossen. Es war das einzige Mittel, um noch einigermaßen Handel und Verkehr zu unterhalten, und da Philipp es nicht hindern konnte, war er klug genug, jene Verträge zu bestätigen, welche seiner Feindin Macht anerkannten. Er behielt sich nur vor, daß man erklärte Hoeks nicht selbst hausen und hofen dürfe.

So stand es am Ende des Jahres 1426 um Philipp's Herrschaft. Nachdem er dreimal ein mächtiges Heer ins Land geführt und dort gelassen, nachdem er so große Siege erfochten, so gründliche Racheschläge ausgetheilt hatte, besaß er von Jakobäa's Erblanden immer noch nicht mehr, als die Städte und Plätze, welche seine Söldner oder die Kabeljaus augenblicklich besetzt hielten. Er, der gewaltige Fürst, vor welchem Frankreich zitterte, der „große Herzog", wie ein König mächtig, hatte noch nicht mehr ausgerichtet gegen eine Feindin, die an Söldnern, Geldern und Kriegszeug so arm war.

Auch jetzt wagte er noch nicht, sie selbst anzugreifen, sondern nur ihre Bundesgenossen, die Sevenberger, auf der einen, die Utrechter auf der andern Seite. Zu dem Ende schloß er mit dem Herzoge von Geldern am 26. Sept. ein Schutz- und Trutzbündniß. Einen Monat nach Ankündigung sollte jeder dem Feinde seines Verbündeten Fehde ansagen, stets sollte einer dem andern mit 600 Gewaffneten bereit stehen, des andern Feinde nicht unterstützen, vielmehr ihnen alle Straßen und Flüsse verlegen. Der Herzog von Geldern sollte auf der einen Seite das utrechter Gebiet umklammern, auf der andern sollte es L'Isle

Adam thun; dieser erhielt deshalb sein Hauptquartier in Muyden. Beamte wurden angestellt, aufs strengste zu wachen, daß den Utrechtern keinerlei Art von Proviant zugeführt werde; jeder, der Waarenzüge der Art antaste, sollte davon die Hälfte erhalten. Die Amsterdamer mußten sich mit ihren Schiffen vor die Eem legen. Auf diese Weise dachte Philipp das utrechter Gebiet ringsum zu blokiren, für sich selbst aber hatte er den Angriff auf Sevenbergen aufgespart. Er ging im October wieder in seine Erblande zurück und zog aus Artois, Burgund und Flandern ein neues Heer zusammen, das noch stärker war als die vorigen. Der größte Theil des Fußvolks bestand aus Bogenschützen. Seine beste Ritterschaft rief er auf zu diesem Zuge. Da strömten zusammen mit ihren Reisigen der Herr von Croy, der Herr von Robays, der Prinz von Oranien, Herr Baudouin von Salengis, Herr Roland von Uitkerken, Herr Robert von Massenmynne, Herr Gilbert von Lannoy, Herr Jost von Lichtervelde, Herr Jakob von Besville, Herr Andreas von Tholongon, der Hofmarschall von Limbercourt und viele andere berühmte Herren und Krieger. Die holländischen Städte erhielten Befehl, neue beträchtliche Soldgelder aufzubringen und ihre Schiffe zu rüsten, um Sevenbergen zu zwingen.

Aber auch hier rüstete man sich. Die Herren Florys und Johann von Haemstede, der Herr Johann von Ostende, Dietrich von Sandvoorst, Peter van Botland und noch ein Dutzend anderer hoekischen Edelleute sammelten sich in der Stadt, zahlreiche Mannschaften wurden eingenommen und Kriegszeug und Proviant aller Art. Guten Muths erwartete man den Feind.

Zu Anfang Januar 1427 eilte Philipp seinem Heere voraus; er war in Holland und Seeland, um alles Nöthige auch hier zu betreiben, damit er eine unwiderstehliche Macht

zu Wasser und zu Lande vor Sevenbergen vereinige. Um die Zeit des Tages der heiligen drei Könige begann die Belagerung. Von der Land- und Seeseite wurde die Stadt so stark und eng umschlossen, daß ohne heftige Stöße keiner mehr herauskonnte. Sofort begannen die Scharmützel. Philipp entsandte auf allen Land- und Wasserwegen seine Streifscharen, um Jakobäa's Anhänger zu vertreiben.

Die Stadt wurde unaufhörlich berannt und das schwere Geschütz setzte ihr heftig zu. Allein es war das eine harte Arbeit und mitten im Winter. Stürme rissen oft die Flotte von ihren Ankern und warfen Schiffe zerschellt ans Ufer. Die Belagerten dagegen wurden nicht müde, kräftige Ausfälle zu machen, und der Sieg war ebenso häufig bei ihnen als auf seiten des Feindes. Die Belagerung zog sich hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Allein Philipp hielt seine mitgebrachten Völker fest, diese konnten ihm nicht, wie es bei Landesaufgeboten Brauch war, nach sechs Wochen wieder nach Hause ziehen. Er selbst hatte sein Hauptquartier in Dortrecht, wo er ebenso das nahe Belagerungsheer als die Dinge in Holland im Auge haben konnte. Allein zuletzt verzweifelte auch er, den tapfern Muth der Eingeschlossenen oder ihre starken Mauern zu brechen, und war es zufrieden, daß einige mit Herrn Gerhard befreundete Edelleute einen Waffenstillstand vermittelten. Gaesbeck, der sein Vetter war, und mehrere der vornehmsten Burgunder unterhandelten lange Zeit mit dem Herrn von Sevenbergen, allein er wollte sich auf nichts einlassen. Zuletzt ließ ihm Philipp große Geldsummen bieten, wenn er ihm nur das Eine zugestehe, daß er neutral bleiben wolle, und auch dann solle er, sobald es zum offenen Kampfe zwischen Jakobäa selbst und dem Herzoge komme, noch die Wahl haben, sich mit den Waffen auf die eine oder andere Seite zu stellen. Jedoch auch dieses Anerbieten wies der treue

Mann zurück; nimmer wollte er thatlos zuschauen, wie der Burgunder ohne Feldschlacht die edle Fürstin mit seiner Uebermacht langsam umzingele und erdrücke.

Der Herzog war über die Zurückweisung noch mehr erbittert. Das Aeußerste bot er auf. Die Stadt wurde noch härter umschlossen und bestürmt. Er selbst verlegte zu Anfang des April sein Hauptquartier in das Lager, um die Festung zu bezwingen, koste es was es wolle. Aus allen Geschützen und Kriegsmaschinen hagelten Tag und Nacht die Geschosse auf die unglückliche Stadt und verwandelten Häuser und Straßen in Schutthaufen. Die Belagerten sammelten ihre Kräfte zu einem Ausfall in Masse. Der Feind erhielt Kenntniß davon: ein blutiger Zusammenstoß folgte, ein grimmiger Kampf. Auf burgundischer Seite fielen Diedrich Gheerboden, der Bastard von Maldeghem und noch drei oder vier hervorragende Männer, doch den größten Verlust hatten die Belagerten. Jetzt begann auch der Hunger den Tapfern zuzusetzen, und die Bürger wurden unmuthig. Während so langer Zeit hatte die Stadt keine Zufuhr erwarten können, was unerhört war, da selten eine so große Stadt damals eng umschlossen blieb. Der Herr von Sevenbergen aber blieb unbewegt; er hoffte noch immer auf Entsatz von Deutschland her. Allein der Kaiser konnte nichts als Briefe auf Briefe schicken, worin er den benachbarten Fürsten und Städten befahl, den Bedrängten zu Hülfe zu eilen. Was aber sollten kaiserliche Briefe, wo man die burgundische Macht leibhaft vor Augen hatte? — Ohne Zweifel ließ es Philipp nicht fehlen an Geld und Ränken, um sich unter den belagerten Bürgern eine Partei zu machen. Sie hatten früher reichlichen Proviant auf die Burg geliefert und verlangten jetzt davon in ihrer Noth. Herr Gerhard dachte jedoch mit dem Proviant zu sparen bis aufs Aeußerste. Vergebens bestürmten sie ihn: sie könnten die Schrecken einer

solchen Belagerung nicht mehr ertragen, die ganze Stadt gehe zu Grunde; bessere und rühmlichere Bedingungen, als Philipp ihm geboten, könne er ja nimmer wünschen. Zuletzt machten sie heimlich ihren Vertrag mit dem Herzog und übergaben ihm Stadt und Festung. Verrathen und bedrängt von seinen Unterthanen, mußte endlich der Herr von Sevenbergen die Schlüssel übergeben. Vierzehn Wochen lang hatte er eine unerhörte Belagerung ausgehalten gegen die ganze burgundische Macht, die von den holländischen Großstädten unterstützt wurde. Nicht der Feind, nur der Verrath in seinen eigenen Mauern brach sein tapferes Herz. Jetzt aber lauteten Philipp's Bedingungen anders:

Die erste war: Der Herr von Sevenbergen übergibt in des Herzogs Hände Stadt, Burg und Gebietsherrschaft von Sevenbergen.

Zweitens: Er und alle Edelleute, welche mit ihm in Stadt und Schloß, ergeben sich in des Herzogs Gnade, vorbehalten Leib und Leben, und bleiben Gefangene in Ryssel, in einer oder mehreren Herbergen, wie er es ihnen anweist.

Drittens: Der Herr von Sevenbergen, die Edelleute und auch die andern Fremden übergeben dem Herzog all ihre Kanonen, Pulver, Steinkugeln, Fuß- und Handbogen, Kriegs-, Schlepp- und andere Schiffe und sämmtliches Kriegszeug und was dazu gehört.

Viertens: Die Fremden, nämlich die kleinen Gesellen, können abreisen, wenn sie Urphede leisten, wie Brauch ist, d. h. sie sollen schwören, niemals Waffen zu tragen oder irgendetwas zu thun wider den Herzog und alle seine jetzigen und künftigen Lande und Leute.

Fünftens: Alle, welche von des Herzogs Seite in Sevenbergen gefangen liegen, die Herren von Moyencourt, von Arkel und alle die andern, werden frei ohne Lösegeld.

Sechstens: Die Bürger, Ansässigen und Einwohner von Sevenbergen sollen in nichts gekränkt werden. Sie leisten aber dem Herzog Huldigung als ihrem rechten Landesherrn, und damit ist alles abgethan und verziehen, was sie oder der Herr von Sevenbergen und seine Genossen gegen ihn und gegen Land und Leute von Holland und Seeland irgend Uebles gethan.

Nackt und bloß also mußte der altfreie und mächtige Herr von Sevenbergen sein Land und seine Leute verlassen. Noch eine andere feierliche Demüthigung blieb ihm nicht erspart, denn das Zeitalter wollte alles symbolisch ausgedrückt haben, damit ein Ereigniß ins Wissen und Denken der Menschen leibhaft eintrete, und Philipp war nicht der Mann, dergleichen seinen tapfern Feinden zu erlassen. Am 11. April kam ein langer Trauerzug von der Burg herunter. An der Spitze ging der Herr von Sevenbergen; ihm folgten die hoekischen Edelleute; sie waren sämmtlich ohne Waffen, ohne Habe und trugen einen Strick um den Hals: dies war das Zeichen, daß ihr Leben von des Siegers Gnade geschenkt sei. Philipp aber saß in seinem fürstlichen Glanze, umgeben von seinen Rittern und Herren und der wogenden Volksmenge. Die Gefangenen thaten, wie es Brauch war, vor ihm einen Fußfall, und Sevenbergen sprach die Worte, welche man noch ziemlich glimpflich vereinbart hatte. Die Formel lautete: „Hochgeborener Fürst, gnädiger Herr! Ich habe gefrevelt gegen Euere Gnade und Euere Lande und Untersassen. Deshalb komme ich in Euere Gnade und übergebe mich Euch selbst gefangen, und übertrage und überliefere Euerer Gnade meine Stadt, Schloß, Land, Herrlichkeit und Untersassen von Sevenbergen mit allem, was dazu gehört, ausgenommen meinen Leib, und bitte demüthig Euere Gnaden, daß Sie alles vergeben wollen mir und den Rittern und Knappen, die mit uns gewesen

und ins Gefängniß gehen und Euerer Gnaden Bestimmung erwarten." Und damit begaben sich die hoekischen Herren in die Gefangenschaft.

Also geschah am 11. April 1427. Am 12. schwuren „die kleinen Gesellen" Urphede und zogen ab mit Harnisch und Habe. Am 13. sah der Herr von Sevenbergen seine schöne Stadt und Burg zum letzten male und zog mit den übrigen Edelleuten und ihren Weibern in die Gefangenschaft nach Ryssel (Lille). Am 14. leisteten dann die Bürger dem Herzoge den Huldigungseid, daß sie ihn erblich und ewig als ihren rechten Landesherrn halten und Stadt und Schloß für ihn gegen jeden, wer es auch sei, getreu bewahren wollten. Sie empfingen darauf von ihm den Fürsteneid, daß er sich gegen sie verhalten wolle als ein treuer Fürst gegen seine Unterthanen. Eilends aber erfüllte Philipp Stadt und Schloß mit seinen Soldaten, um fortan diese wichtige Stellung, welche die Wasserstraßen beherrschte, nicht wieder aus den Händen zu lassen.

So war nun auch Sevenbergen burgundisch, und sein früherer Herr hatte in zehnjähriger Gefangenschaft Zeit, darüber nachzudenken, daß die Zeiten sich geändert, daß nicht mehr des Kaisers und Reiches Recht gelte, sondern Macht und Wille der Fürsten, welche die Länder zusammenschlugen und die kleinen Herren erdrückten. Ryssel (Lille) war Philipp's Hauptcastell, hinter dessen Mauern er seine Gefangenen so lange festhielt, bis sie mürbe waren und nicht mehr schaden konnten. Erst als Jakobäa gestorben, ließ er ihre tapfern Ritter frei, nachdem sie Urphede geleistet. Der ehemals so hoch angesehene Herr von Stadt und Land Sevenbergen wanderte davon, den Stecken in der Hand. Er starb zu Kaiserswerth am Rhein in Armuth und Elend. Oefter hörte man ihn sagen: „Herzog Philipp habe ihm

seine Bedingungen nicht gehalten." Wahrscheinlich hatte er außer jener öffentlichen Capitulation noch geheime Zusagen bekommen, denn sonst würde sich dieser Mann mit den hoekischen Edelleuten nicht in einer Art unterworfen haben, welche ihnen blos das nackte Leben im Kerker sicherte.

Die irrende Ritterschaft.

Von

Jakob Falke.

I.

„Wie? Die irrende Ritterschaft?“ wird man fragen. „Aber die hat ja niemals existirt!“ — Es ist ein Einwurf, der schon dem edeln und sinnreichen Sohn der Mancha gemacht wurde und seitdem eine bekannte Sache geworden ist. Wir müssen seine Wahrheit zugeben. Solche irrende Ritter, welchen Don Quixote nachstrebte, solche, welche den Vorbildern der bretonischen Epen oder der spätern Romane genau und erschöpfend entsprochen hätten, solche gab es allerdings nicht.

Dennoch aber ist geschichtliche Wahrheit dabei. Die Romanhelden waren Kinder des Zeitgeistes, sie haben ihren Widerschein in das Leben geworfen, und dieser Widerschein leuchtete stark genug, um seinerseits mit Reflexen in die Dichtung zurückzustrahlen, sie neu zu beleben und neu zu gestalten. Diese Wechselbeziehung und Wechselwirkung dauerte wenigstens vom Anfang des 12. Jahrhunderts an bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und läßt sich deutlich verfolgen. Ganz im allgemeinen gesagt, läßt sich das Verhältniß so auffassen, daß die irrenden Ritter des bretonischen Sagenkreises in der Dichtung den Anfang machen, alsdann unter ihrem Einfluß sich ähnliche Erscheinungen in der Wirklichkeit zeigen, aber durchaus nicht vereinzelt, sondern allgemein und kräftig genug, um durch den veränderten Geist des Ritter-

thums noch einmal die dichterische Phantasie zu entzünden und durch sie eine neue Art irrender Romanhelden zu erzeugen, welche von der ersten wesentlich verschieden ist. Diesen neuen Rittern entspricht dann in der Wirklichkeit nur noch eine allgemeine Abenteuerlust und die Spielerei höfischer Festlichkeiten, oder die Verrücktheit der durch die Lectüre verderbten Köpfe und schließlich das Hohngelächter des gesunden Menschenverstandes.

Hier liegt der Punkt, um den sich unsere Untersuchung bewegen wird. Nicht die Romanhelden sind es, welche den Gegenstand unserer Darstellung bilden werden, sondern im Zusammenhange mit der Dichtung ihre Abbilder im wirklichen Leben, oder richtiger gesagt, alles dasjenige, was Aehnliches in der Geschichte des Mittelalters auftritt, sei es nun directe Nachahmung oder sei es nur von gleichem Charakter und aus dem gleichen Geiste geboren, dem die irrenden Ritter entsprossen sind. Im wesentlichen sind es also die Excentricitäten des Ritterthums, wenn auch nicht alle derselben, die wir zu schildern haben, gewissermaßen die Thaten der vom Wege des verständigen Handelns abirrenden Ritterschaft, deren höchste und pikanteste Blüte, ja folgerichtigster Typus eben der irrende Romanheld ist. Ihn hat man als die äußerste, auf die Spitze getriebene Consequenz des Rittergelübdes zu betrachten.

Wie gesagt, machen die Helden der bretonischen Sagen den Anfang. Schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als sich die übrige höfische Dichtung des Abendlandes kaum aus dem Schlafe erhebt, als das Ritterthum noch nach Gestaltung ringt, da erscheint schon der ganze Kreis von König Artus und seiner Tafelrunde in seinem Charakter, in Sitten und Thaten fertig und fast geschlossen. Die Chronik Gottfried's von Monmouth, der zwischen 1130 und 1150 schrieb, berichtet davon gleich wie ein Ritterepos.

König Artus, den Wales, Cornwallis und die Bretagne gleicherweise als den Ihrigen in Anspruch nehmen, hält seinen glänzenden Hof, den Sammelpunkt aller Ritter von nah und fern, insbesondere aber jener bestimmten Zahl, deren Thaten sie würdig gemacht hatten, Mitglieder des geschlossenen Kreises der Tafelrunde zu sein. Zu ihm kehren sie von allen Fahrten wieder zurück. Er selbst, der König, hat seinen Ruhm und seine Thaten hinter sich; er kämpft nicht mehr mit, er ruht aus, nachdem ihn die Sage noch einen Zug nach Jerusalem hat machen lassen, und begnügt sich, der königliche Wirth, die gekrönte Spitze dieser glänzenden Gesellschaft zu sein. Aber die Ritter in seinem Dienst sind unermüdet zu neuen Waffenthaten, wo sich nur eine Aussicht dazu bietet, ja es heißt, daß man sich an der Tafelrunde nicht eher zu Tische setze, als bis ein Abenteuer bestanden sei.

Diese Thaten und Abenteuer haben zu der genannten Zeit in den welschen Erzählungen schon allen politischen oder vaterländischen Charakter abgestreift. König Artus ist nicht mehr ein nationaler Held, sondern das allgemeine Vorbild des Ritterthums. Seine Genossen und Diener ziehen aus, getrieben von dem reinen Drange zu Wagnissen und Kämpfen, ganz ziel= und zwecklos, womöglich auf unbekannten, noch nicht betretenen Pfaden, durch öde Gegenden und den wilden Wald, wo sich am ersten noch Neues und Unerhörtes vermuthen ließ. Sie gehen auf das Suchen aus, sei es daß ihnen ein anderer Ritter entgegenträte, der mit ihnen um die Ehre des Sieges einen Kampf bestände, sei es daß sich ein Abenteuer von wunderbarer Art darböte, daran die Phantasie der Bretonen und Waliser sich überfruchtbar zeigt. An Riesen und wunderkräftigen Zwergen, an verzauberten Brunnen und Bäumen, an Zauberschlössern und gebannten Frauen, die zu erlösen sind, an

Drachen und Schlangen, an Steinen und Ringen mit Zauberkräften, an Wassernixen und der luftigen Geisterwelt, an diesem ganzen Apparat der Märchen ist kein Mangel. Es ist fast selbstverständlich, daß der Ritter aus allen solchen Fährlichkeiten mit und ohne Hülfe befreundeter Geister, meist nach anfänglicher Trübsal und mancherlei Noth, endlich siegreich hervorgehe; nur erscheint es wie eine Art Bedingung seines Standes, daß er allein für seine Person ohne andere Genossen das Abenteuer vollführe. Die Kraft des eigenen Armes, der eigene Muth, allenfalls noch List und Verschlagenheit waren die Mittel, auf die er sich zu stützen hatte. Allein zog er aus, höchstens daß er sich für eine Zeit mit einem andern Genossen zur Waffenbrüderschaft vereinigte.

Von den geistigen Gefühlen und der Ueberschwenglichkeit, welche dem Ritterstand in seiner Blütezeit sein eigenthümliches Wesen gaben, zeigt sich bei Artus' Kämpfern kaum noch die Spur in den welschen Dichtungen vor 1150. Es ist eine ungefüge, materielle Gesellschaft. Mit dem Glauben und noch viel weniger mit religiöser Schwärmerei haben sie gar nichts zu thun und kaum schon etwas mit der Galanterie. Die Lehren, welche in der Erzählung von Peredur (Parzival) die Mutter ihrem Sohne auf die Fahrt nach der Ritterschaft mitgibt, enthalten zwar schon Anklänge davon, aber diese finden in den Dichtungen selbst kaum ihre Verwirklichung. „Ziehe hin", spricht sie, „an den Hof des Arthur, wo die besten, kühnsten und hochherzigsten Menschen sind. Wo du eine Kirche sehen solltest, wiederhole vor derselben dein Paternoster. Und wo du Speise und Trank antriffst und du bedarfst dessen, und sollte niemand die Höflichkeit haben dir davon anzubieten, so lange selbst zu. Wenn du ein Geschrei hörst, so schreite darauf zu, namentlich beim Geschrei eines Weibes. Siehst du ein schönes

Kleinod, so bemächtige dich dessen und gib es einem andern, denn damit wirst du großes Lob verdienen. Wenn du eine schöne Frau erblickst, so bezeige ihr große Höflichkeit, sie möge sie wollen oder nicht; denn dadurch wirst du dich zu einem bessern und geschätztern Manne machen, als du ehedem warst." (San-Marte.)

Man muß gestehen, wenn das der Sittencodex, die Summe der Lehren für die irrende Ritterschaft von der Tafelrunde ist, so waren sie weit entfernt nicht blos von jenen Gesetzen der Ehre und der Galanterie, welche nach dem Vorbilde der spätern Romanhelden Don Quixote, der Spiegel und die Blume der Ritterschaft, aufstellt, sondern auch weit zurück hinter den Lehren, welche Gurnemans in Wolfram's Bearbeitung der Percdursage dem jungen Parcival ertheilt. Und weiter noch zurück zeigen sich Artus' Helden in ihrem wirklichen Betragen gegen die Damen. Zwar verfehlen sie nie ihre Pflicht zu thun, wenn sie eine Dame in Bedrängniß sehen, und zu ihrer Befreiung sich in das gefährlichste Unternehmen einzulassen; aber es geschieht weniger um der Dame willen, als weil es ein Abenteuer gilt, das zu bestehen einmal in ihrem Berufe liegt. Ihre etwaige Huldigung an die Frauen gilt noch nicht dem ganzen Geschlecht als solchem, sondern höchstens der einzigen, die sie erkoren haben, obwol eine Dame einem irrenden Ritter noch keineswegs so nöthig erscheint wie später. Auch sehen wir zum öftern, wie sie es an der erforderlichen Artigkeit ermangeln lassen, ja das schöne Geschlecht ist noch nicht einmal vor Schlägen von seiten der Ritter sichergestellt.

So nothwendig die Damen dem Hofe des Königs Artus und den Tafelrundern sind, so ist die Achtung, die ihnen gezollt wird, wie wir hieraus erkennen, noch nicht sehr hoch und gleicht noch durchaus nicht dem Cultus, der ihnen später

gewidmet wurde. Daher steht auch die Sittlichkeit auf einer sehr niedrigen Stufe und wird sehr materiell aufgefaßt. Mehrere Proben sollen beweisen, daß alle Damen von Artus' Hof, die Königin selbst nicht ausgenommen, ihrem Galan oder Gatten, außer einer einzigen, die Treue nicht bewahrt haben; so die Geschichte von dem wunderbaren Mantel, den alle anlegen müssen, der aber allein der Treuen paßt, während er den übrigen allen entweder zu kurz oder zu lang wird. Merkwürdige Beispiele von den Begriffen, welche man über Ehre und Sittlichkeit, besonders auch über die Ehe hat, gibt die Erzählung von Lancelot vom See, der als der Leichtfertigste in diesem leichtfertigen Kreise erscheint. Nachdem er unter anderm mit der Tochter eines Burgherrn, bei dem er zu Gaste ist, eine Liebesscene gehabt hat, wird er vom Vater zur Rede gestellt und zum Kampf mit Messerwerfen herausgefordert; Lancelot aber weiß den Sieg nur zu gewinnen, indem er den Gegner in ziemlich meuchelmörderischer Weise todt sticht. Alsdann lebt die Tochter mit dem Mörder ihres Vaters als sein Weib weiter, bis es ihm plötzlich einfällt sie zu verlassen und weiter zu ziehen. Aehnlich macht er es mit Iblis, der Tochter Iveret's, des Ritters vom Brunnen; er tödtet ihr den Vater und heirathet sie selbst. Es ist dieselbe Geschichte, die im Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, erzählt wird, nur daß dieser den Gemahl tödtet und die Witwe heirathet. Solche Sittenzüge der alten welschen Sage zwingen selbst den deutschen Bearbeitern ein Staunen ab, sodaß sie es für nöthig halten, sich deshalb bei ihren Lesern zu entschuldigen.

Wie mit ihrer Galanterie, so steht es überhaupt mit der Ritterschaft der Tafelrunde. Sie nennen sich zwar Ritter, halten auch schon große Turniere wie Einzelkämpfe, aber die Formen sind doch noch wenig ausgebildet, namentlich finden wir noch nichts von dem Ceremoniel bei Er-

theilung der Ritterwürde. Nur einzelne Züge, die den irrenden Rittern eigenthümlich geblieben sind, zeigen sich schon damals, so z. B. die wunderlichen Gelübde, das und das zu thun oder zu unterlassen, bis ein anderes stattgefunden hat, obwol auch diese mit der Galanterie und überhaupt den geistigen Seiten des Ritterthums erst im südlichen Frankreich ihre rechte Ausbildung erhielten und von da in die bretonische, die nordfranzösische und die deutsche Dichtung hinübergingen. So sagt Peredur zur Angharad mit der goldenen Hand, als sie ihm Gegenliebe verweigert: „Ich betheuere dir, daß ich nicht eher zu einem Christen sprechen werde, als bis du mich liebst über alle Männer!“ Er hielt auch dies Gelübde, sodaß er den Beinamen des stummen Jünglings bekam, bis endlich das in Erfüllung ging, weshalb er sein Gelübde gethan. Eine Erweiterung hiervon finden wir später im Parzival, wo Kunneware gelobt hat, nicht eher zu lachen, bis sie den gesehen, der den höchsten Preis des Ritters verdiene, — und Antanor: nicht eher zu sprechen, als bis Kunneware gelacht habe. Beides geht in Erfüllung, wie die erstere Parzival in seiner Narrenkleidung erblickt.

Sehen wir uns nun für diese irrenden Helden der bretonischen Sagen in der ritterlichen Welt der Christenheit, das heißt vor 1150, nach Vorbildern um, denen sie nachgebildet sein könnten, so ist unser Bemühen vergeblich und wir müssen zugeben, daß sie im wesentlichen Geschöpfe der walisisch-bretonischen Bardenphantasie sind. Allerdings haben Arthur und Erec und Gawan und andere einmal Wirklichkeit in der Geschichte gehabt, aber diese Zeiten liegen so fernab von der Ritterlichkeit und waren so anders geartet, daß dieselben Persönlichkeiten nun im 12. Jahrhundert als ganz neue Wesen erscheinen, die von ihrer eigenen Geschichte und selbst von ihrem heimatlichen Boden nichts

mehr als den Namen übrig haben. Die Ursachen, welche diese Umwandelung veranlaßten, liegen in den wiederholten Wanderungen hinüber und herüber zwischen Wales, Cornwallis und der Bretagne von den Kämpfen gegen die Sachsen an bis zum Zuge Wilhelm's des Eroberers, der viele Bretonen wie zur Vergeltung mit nach England hinüberführte; sodann in den Fahrten der Barden und einzelner Kämpfer von einem der kleinen Fürstensitze zum andern oder über den Kanal her und hin, und endlich in dem außerordentlichen Reichthum des walisischen Volksstammes an Wundern und Zaubereien, an Geistern und Dämonen, den derselbe aus dem Heidenthum herübergenommen und allerorten sich bewahrt hat, wo er auch hingekommen und seßhaft geworden ist.

Hier sind allerdings die Elemente der irrenden Helden vorhanden, aber es hätte ihnen ein Wesentliches gefehlt, sie wären eben nicht Ritter geworden, wenn nicht in der Bretagne die walisische Phantasie mit dem auflebenden französischen Rittergeist in Verbindung gerathen wäre. Von ihm entzündet, war das wohleingerichtete Institut der walschen Barden schnell fertig mit der Umwandelung der Sagen und Helden im Geiste der Zeit, um diese zu Vorbildern, jene aber zur allgemeinen Lieblingslectüre zu machen.

Indessen wenn wir, wie gesagt, in der romanischen und deutschen Ritterwelt auch nicht die irrenden Ritter mit ihrem ziellosen Umhersuchen nach Abenteuern finden, so stoßen wir doch, auch abgesehen von dem allgemeinen Rittergeist, schon auf manche verwandte Erscheinungen. Bereits mehrere Jahrzehnde ist die Welt durch die Kreuzzüge auf das mächtigste aufgeregt, und schon vorher, ehe sie ihren eigentlichen Anfang nahmen, war im 11. Jahrhundert der Drang zur Wanderung, zur Pilgerfahrt so gewaltig, daß oftmals Tausende vor der heiligen Stadt Jerusalem und in derselben

lagerten, ihre Andacht an den heiligen Stätten zu verrichten. Und Fürsten, Grafen, Barone, Bischöfe und edle Frauen waren unter ihnen. So zogen im Jahre 1065 deutsche Bischöfe mit einem Gefolge von 7000 Personen nach dem Gelobten Lande. Schon aber war bei vielen nicht mehr die Frömmigkeit das Motiv der Reise, sondern der reine Drang nach Abenteuern, die Sehnsucht nach Neuem und Unerhörtem, die Befriedigung der aufgeregten Phantasie, das Vergnügen, welches sie nach der Rückkehr genießen würden, wenn sie von ihren Thaten und Leiden zu erzählen hätten, von den Wundern selbst, die sie erlebt, denn der Orient wirkte mit seinen größern Reizen so auf die ohnehin erregten und gespannten Sinne ein, daß sie, wo keine waren, doch überall Wunder zu sehen glaubten.

Nun kamen denn die Kreuzzüge selbst hinzu und machten gleichsam die ganzen Völker zu irrenden Rittern, indem sie dieselben auf die weite Bahn der unbekannten Abenteuer und Gefahren hinauswarfen, allerdings mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es diesmal ein bestimmtes und gemeinsames Ziel galt, und noch dazu ein tiefinnerliches und geistiges, von dem die Tafelrunde damals noch keine Ahnung hatte. Welche äußere Motive auch sonst mit im Spiele gewesen sein mögen, so wird sich im allgemeinen die Inbrunst der Pilger und ihre Wahrheit und Aufrichtigkeit nicht in Abrede stellen lassen, wenn z. B. ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, herumgehend um die heiligen Stätten hätten sie in tiefster Demuth die Erde geküßt und kaum fortgerissen werden können, um andern Platz zu machen, die von der gleichen Liebe und Sehnsucht erfüllt gewesen wären. Ebenso wenig ist in die Wahrheit des allerdings auffallenden Betragens der Wallfahrer bei der Eroberung von Jerusalem auch nur der geringste Zweifel zu setzen. Nachdem sie wie die Würgengel durch die Straßen gezogen sind,

das fürchterlichste Gemetzel angestellt und sich mit allen Lastern, mit Raub, Mord und Schlimmerm noch befleckt haben, so vernehmen wir, wie sie auf einmal die triefenden Waffen beiseite legen, sich von dem Blute reinigen und mit entblößtem Haupt und entblößten Füßen zu den heiligen Stätten eilen, die noch rauchen von dem Blut, das sie selbst dort vergossen haben. Und nun wallen sie umher und singen und beten, und ihre Lobgesänge zu Ehren Gottes mischen sich noch mit dem Gewinsel der Sterbenden, und viele kommen, die ihren Raub wieder dem Herrn opfern und ihre Beute den Alten, den Armen und den Kranken darbringen, während andere reuevoll ihre Sünden bekennen und Besserung geloben. Das war freilich ein anderer Geist, von dem die Ritter der Tafelrunde bis dahin nichts wußten.

Was die Kreuzfahrer an Gefahren und Abenteuern zu bestehen hatten, was sie an Wunderbarem erlebten oder zu erleben glaubten, kann gewiß mit den Begebenheiten der irrenden Ritter verglichen werden. Dies gilt für diejenigen, welche mit den großen Heeren zogen, und viel mehr noch für jene Unzähligen, welche einzeln nachkamen oder welche der Zufall oder ihr Ungestüm von den Genossen verschlagen und so unfreiwillig zu irrenden Abenteuerern gemacht hatte. Ihnen drohten die Leiden und Unfälle des Meeres, die vermeinten Ungeheuer der Tiefe, das Schwert der Feinde und das Gift der Seuchen; sie mußten trotzen dem Hunger und dem Durst, dem Sonnenbrand und den wilden Thieren der Wüste, der feindlichen Gefangenschaft, den Arbeiten der Sklaverei und den Qualen und Martern, welche bei solchem Lose den christlichen Gefangenen von ihren Herren und Peinigern angethan wurden. Und hierzu gesellten sich noch die Dämonen aller Art, mit denen ihr Aberglaube den Orient bevölkerte, und die Zauberkünste, die er den Heiden zuschrieb, gegen deren teuflische Macht

der christliche Streiter Gottes anzukämpfen hatte. Dafür verließ er sich freilich auch seinerseits auf göttlichen Beistand, denn auf das Gebot des Herrn war er ja ausgezogen mit dem Losungsworte: „Gott will es!" Und so sah er denn wirklich Erscheinungen vom Himmel gesendet — oder glaubte sie zu sehen, die zu seiner Hülfe kamen: lichte Ritter, die sich in den Wolken zeigten und die Feinde blendeten, andere, welche den Heeren zum Kampf voraufgingen, oder himmlische Männer, welche die verirrten Pilger wieder auf den rechten Weg brachten; er sah die Wunder des heiligen Kreuzes und erkannte leibhaftig die heilige Jungfrau. So konnte es denn wol einzelnen, wenn auch wenigen geschehen, daß ihnen ein Glück zu Theil wurde, wie es bei den Irrenden der Dichtung die Regel war, daß sie sich durch die Kraft ihres Armes und unter Gottes Beistand (noch nicht unter dem ihrer Geliebten, wie später) ein Königreich oder wenigstens eine Grafschaft eroberten, oder, wie der Graf von Gleichen, eine morgenländische heidnische Prinzessin mit nach Hause brachten, die sich in den gefangenen Christenritter verliebt hatte und mit ihm unter allen möglichen Fährlichkeiten glücklich entflohen war.

Wie sehr sich die Volksphantasie die Kreuzfahrt den Abenteuerzügen der Irrenden gleichdachte, das lehrt am besten das Volksgedicht vom Herzog Ernst, in dessen Kreuzfahrt sich alle Wundergeschichten der alten und der orientalischen Welt eingefunden haben. Verschlagen von seinem Ziele, findet er auf Cypern einen Wunderpalast, der dem König eines Kranichvolks gehört, das für seinen Gebieter eine Königstochter aus Indien geraubt hat. Aus diesem Abenteuer ist er glücklich heraus, da wird sein Schiff im Lebermeer an den Magnetberg gezogen und zertrümmert, und hier entgeht er nur mit wenigen Genossen dem Hungertode, indem sie sich in frische Häute nähen und von den Greifen fort-

tragen lassen. Erst nach mannichfachen Gefahren und Kämpfen für oder wider die einäugigen Arimaspen und die Plattfüße, die Langohren und die Pygmäen und Riesen sieht er sein Vaterland wieder.

Außer diesem allgemeinen Charakter sind aber solche einzelne Züge aus den frühern Kreuzzügen selten, welche an die Weise der irrenden Ritter erinnern. Namentlich tritt der Hang zu Einzelkämpfen und Einzelunternehmungen noch wenig hervor. Nur was Anna Komnena von dem Grafen Robert von Paris bei seinem Aufenthalt in Konstantinopel erzählt, sieht wirklich aus wie eine Episode aus einem Roman der Tafelrunde. Bei der Eidesleistung der Kreuzfahrer setzte sich dieser Ritter trotzig neben den griechischen Kaiser auf seinen Thron, und der Kaiser wagte nicht ihn hinwegzuweisen. Graf Balduin jedoch führte ihn bei der Hand herunter und verwies ihm seine Unart; er aber richtete zornig seinen Blick auf den Kaiser zurück und rief: „Welch ein grober Mensch, der da sitzt, während so viele vornehme Herren um ihn stehen!“ Als sich der Kaiser nach beendigter Audienz bei ihm über Stand, Geschlecht und Vaterland erkundigen ließ, gab er zur Antwort: „Ich bin ein reiner Franke aus edelm Geschlecht; dies mag dem Kaiser genügen. Nur dieses möge er noch wissen, daß in meinem Vaterlande auf einem Kreuzwege eine uralte Kirche ist, deren Heilige der um Schutz anruft, welcher im Zweikampf seine Tapferkeit erproben will. Hier wartete ich schon vergebens auf einen Gegner, denn niemand wagte einen Kampf mit mir.“ Indessen, wie gesagt, solche Züge, welche direct an die Sitten der Tafelrunde erinnern, sind vor der Mitte des 12. Jahrhunderts noch selten.

II.

Wenn also die Verwandtschaft zwischen der irrenden Ritterschaft der bretonischen Sagen und der christlichen, besonders der kreuzfahrenden bis gegen 1150 mehr allgemein erscheint, so lassen sich von da an die Wechselwirkungen mit größerer Bestimmtheit nachweisen. Abgesehen davon, daß damit auch die Zeit anfängt, wo das Ritterthum sich formell schärfer gestaltet und innerlich an geistiger Tiefe gewinnt, sowie besonders seine bekannte Richtung zur spiritualistischen Schwärmerei annimmt, abgesehen davon geben sich noch besonders günstige äußere Umstände kund, welche jene Wechselwirkung beförderten. Waren schon vorher die Bretonen und die Waliser seit der Eroberung Englands durch die Normannen mit den Franzosen, zunächst den Nordfranzosen, in nähere Berührung gekommen, und hatte sich dadurch das Gebiet der welschen Minstrels wie ihrer Sagendichtungen außerordentlich erweitert, so geschah das noch mehr, als Heinrich II. von England (1154—89) die französische Eleonore heirathete und seine Lande mit ihrem Erbgut vermehrte. Dadurch wurde nun einerseits auch der Süden Frankreichs den Barden und Minstrels geöffnet, und andererseits den Troubadours England erschlossen, und ihnen nach konnte der im südlichen Frankreich vergeistigte und idealisirte Rittergeist in die Geburtsstätte der bretonischen Dichtung einströmen und diese nach der neuen Auffassung umwandeln. So erhielten nun Artus und seine Tafelrunde, und was sich von Sagen an sie anschloß, ihr anfangs kleines Reich nunmehr ausgedehnt hüben und drüben des Kanals von den Klippen von Cornwallis an und dem rauhen Norden und den zackigen Felsen, die sich an der äußersten Spitze von Wales in die irische See stürzen, bis hinunter an die üppige, glühende Küste des Mittelmeeres

und alsbald auch über Deutschland und vermittelst der Kreuzfahrer in den Orient hinaus, überhaupt soweit nur der Orden der christlichen Ritterschaft Geltung erhielt. Auch Spanien trotz seines Cid und seiner Sarazenenkämpfer und der kalte verschlossene Norden trotz seiner eigenen Wanderfahrten, trotz seiner Recken und Wikinger, konnten den überall siegreichen irrenden Rittern der Tafelrunde am Ende den Zugang nicht verwehren.

Die welschen Barden und die französischen Minstrels sind es, welche die Vermittelung zwischen der Dichtung und dem Leben bilden. Als Dichter haben sie ihre Gesänge und die Charaktere ihrer Helden im Geist der neuen Ritterschaft umzuwandeln, und als Sänger und Erzähler, wie sie, im ständigen Amt oder von Hof zu Hof, von Burg zu Burg ziehend, in der Halle vor den Schmausenden und nach dem Mahle singen und recitiren, in dieser Eigenschaft führen sie ihren Hörern diese ewigen Kämpfer und ihre Großthaten vor, schwellen ihre Seelen an mit der Begier der Nacheiferung und flößen ihnen damit auch den Geist des irrenden Ritterthums ein. Selbst wandernd und abenteuernd ohne ein bestimmtes Ziel und nicht ohne Gefahren und Wechselfälle, meist ohne eine bestimmte Heimat, wenigstens ohne eine bleibende Stätte zu haben, geben sie mit ihrer eigenen Person eine Art von Beispiel. Aehnlich ist es mit den Troubadours, bei denen aber, wie wir noch sehen werden, eine andere Seite des ritterlichen Lebens und der irrenden Ritterschaft, die Galanterie, vorzugsweise herausgekehrt ist. So bildet sich unter dieser Vermittelung der Dichter die Dichtung zuerst nach dem Leben, aber sie potenzirt die Charakterzüge der Wirklichkeit, und das Leben ist dann bemüht, sich wieder nach der Dichtung zu bilden, diesen seinen eigenen hinaufgeschwindelten Zügen wieder gleich zu werden.

Die erste und vorzüglichste Wirkung der veränderten Verhältnisse erkennen wir daran, daß das religiöse und geistige Element des Ritterthums an die Tafelrunde herantritt. Wenn das im allgemeinen als die Folge des neuen Zeitgeistes angesehen werden muß, so läßt sich doch auch hier ein besonderer Weg nachweisen, auf welchem es geschah.

Diese Verbindung nämlich ging nicht in der Weise vor sich, daß Artus und seine Helden mit religiöser Schwärmerei erfüllt oder daß sie zu Vorkämpfern des Christenthums wider die Heiden gemacht werden, sondern so, daß eine ganz neue, speciell christlich-religiöse Sage, die erst durch die Kreuzzüge ihre Entstehung erhalten hatte, zu dem bretonischen Sagenkreis hinzutritt und sich in ihn hineinschiebt, ohne ihn ganz zu durchdringen. Das ist die Graalsage. Der Graal, dieses höchste Symbol des christlichen Ritterthums, schneidet gewissermaßen einen Theil der Tafelrunde für sich heraus und bildet aus ihm seine geistigen Helden, denen er eine große geistige Aufgabe auf die Seele bindet, während die übrigen und König Artus selbst, ohne darum sich in ein feindliches Verhältniß zu stellen, jenen gegenüber die Vertreter des weltlichen Ritterthums bleiben.

Der Theil, den der Graal sich herausnimmt, ist die Parzivalsage, und die Gegend, wo die Verbindung zuerst vor sich ging, ist das südliche Frankreich. Hier vorzugsweise hatten die Tempelritter festen Boden gewonnen und sich mit ihren Besitzungen weit ausgebreitet, indem der Geist und Charakter der Provenzalen (das Wort in dem weiten Sinne jener Zeit genommen) der Schwärmerei, welche den Einrichtungen dieses Ordens zu Grunde lag, günstig entgegenkam. Die Templer galten damals im 12. Jahrhundert in der ganzen Welt — es war noch ihre gute Zeit — als die fast idealen Muster christlich-religiöser Ritterschaft, heldenkühn und unermüdlich in der Handhabung

des Schwertes und in Ertragung der Beschwerden für das Heilige Grab und das Heilige Land, bescheiden und einfach, fromm und arm und entsagend aller Weltlichkeit und allen irdischen Genüssen. Hören wir einige Züge aus der begeisterten Schilderung, welche 1125 der heilige Bernhard von Clairvaux von ihnen macht: „Bei ihnen fehlt weder im Hause noch im Felde gute Zucht und der Gehorsam wird nicht gering geschätzt. Sie gehen und kommen nach dem Wink des Meisters, sie legen die Kleidung an, welche er ihnen gibt, und begehren von keinem andern weder Kleidung noch Nahrung. In beiden wird Ueberfluß vermieden, nur für die Nothdurft wird gesorgt. Sie leben miteinander fröhlich und mäßig, ohne Weiber und Kinder, und damit nichts an der evangelischen Vollkommenheit mangeln möge, ohne Eigenthum in einem Hause, eines Sinnes, bemüht, im Bande des Friedens die Eintracht zu erhalten, sodaß in allen gleichsam ein Herz und eine Seele zu wohnen scheint. Zu keiner Zeit sitzen sie müßig oder schwärmen sie neugierig umher; wenn sie vom Streite wider die Ungläubigen ruhen, was selten geschieht, so bessern sie, um nicht ihr Brot umsonst zu essen, ihre schadhaften oder abgenutzten Kleider und Waffen aus. Das Schach- und Bretspiel verabscheuen sie, der Jagd sind sie abhold und nicht minder der sonst beliebten Vogelbaize. Sie hassen die Gaukler, Bänkelsänger, allen üppigen Gesang und alle Schauspieler als Eitelkeit und Thorheiten dieser Welt. Sie gehen nicht stürmisch und unbesonnen in die Schlacht, sondern mit Bedächtlichkeit und Vorsicht, friedlich als die wahren Kinder Israel. Sobald aber der Kampf begonnen, dann dringen sie unverzagt in die Feinde, sie als Schafe achtend, und kennen keine Furcht, ob ihrer auch wenige sind, vertrauend auf die Hülfe des Herrn Zebaoth. Darum sind oft von einem von ihnen tausend und von zweien zehn-

tausend in die Flucht getrieben worden. Also sind sie in seltsamer Verbindung zugleich sanftmüthiger als Lämmer und grimmiger als Löwen, sodaß man zweifeln kann, ob man sie Mönche oder Ritter nennen soll. Doch ihnen gebühren beide Namen; denn ihnen ist die Sanftmuth der Mönche und die Tapferkeit der Ritter zu Theil geworden." (Wilken.)

Ebenfalls in dieser Gegend, wo die Templer ihre festesten Wurzeln geschlagen hatten, trat auch zuerst die Graalsage auf, und ihre Verbindung, somit also die Vereinigung des poetischen und des wirklichen Ritterthums, konnte nicht ausbleiben, da beide aus demselben Geiste geboren waren. Der Graal, jenes Gefäß oder jene Schale von wunderbarem Stein, in welche alljährlich am Charfreitag eine weiße Taube, welche vom Himmel herabgeflogen kommt, eine kleine weiße Oblate hineinlegt und sich dann wieder zum Himmel emporschwingt, ist nicht blos das höchste Symbol des Christenthums, er ist das Allerheiligste selbst, das ursprünglich bei Gott war und auf die Erde herabgebracht worden. Somit ist der Graal das von aller Christenheit Ersehnte, dem zu dienen der höchste Beruf auf Erden ist. Gar ein König des Graals, das heißt ein König der Diener oder Hüter des Graals zu sein, sich beständig seines Anblicks zu erfreuen und der Wunder, die er wirkt, theilhaftig zu werden, das ist die höchste Ehre und der höchste Genuß, die einem Sterblichen zu Theil werden können.

Der Graal erwählt seine Diener, die Diener seines „Tempels", Ritter und auch edle Jungfrauen. Die Ritter müssen ihm ihr ganzes Leben in Waffendienst widmen, aber sie müssen auch der Hoffart und der Falschheit sich entschlagen, sie müssen der Ehe entsagen und in Keuschheit und Demuth leben. So bilden sie einen Orden, eine geistliche Brüderschaft, gebunden durch das Gelübde des Ge-

horsams, der Keuschheit und der Armuth. Hier springt die Nachbildung der Templer bei diesen Rittern der Dichtung Zug um Zug in die Augen, und in der That war dieselbe auch so direct und so wenig verhüllt, daß die Hüter des Graals sie selbst in ihrem Namen „Templeisen" nicht verleugneten.

Indem nun der Graal sich seinen König aus der Tafelrunde holte, brachte er in die Artussage und somit unter die irrenden Ritter einen tiefern und religiösen Gehalt. Die bisher ganz dem Zufall überlassenen Irrfahrten und Abenteuer erhielten ein bestimmtes Ziel, eben den heiligen Graal, welcher zu suchen und zu gewinnen war. Nicht alle zwar sind es, die von der Sehnsucht nach ihm ergriffen werden, aber eine große Zahl zieht nach ihm aus mit mehr oder minder Bewußtsein. Unter ihnen erscheint als der vorzugsweise Erwählte Parzival, wenigstens ist er es für uns, da ihn der größte Dichter ergriff und die Sage von ihm in dem neuen Geiste am tiefsinnigsten durchbildete.

Parzival's Vorgänger in der welschen Sage, Peredur, hatte auch eine Aufgabe zu erfüllen, aber es war nach dem Geiste der Zeit nur eine Rache für den Tod seines Vetters und die Lähmung seines Oheims. In der französischen Bearbeitung, welche diese Erzählung durch Kiot von Provins erhielt, wurde daraus die Erringung des Graalkönigthums, und somit wurde Parzival zu einem Glaubenshelden, zu dem berufenen Kreuzritter, wie sie die Tempelherren mit ihren beiden Richtungen als Ritter und Mönche zugleich vollendet darstellten. Kämpfe und Abenteuer, Entbehrungen und Entsagungen, zwischen denen er rastlos umhergetrieben wurde und unter denen er auszuharren hatte, machten ihn reif zu der Würde, die seiner wartete.

Erkennen wir hierin schon einen unendlichen Schritt über die ursprüngliche Sage hinaus, so that der deutsche

Dichter und Bearbeiter, Wolfram von Eschenbach, noch einen zweiten, wie er deutschem Tiefsinn entsprechend war. Den äußern Kämpfen, durch welche Parzival sich vorzubereiten hatte, fügt er einen innern hinzu, den siegreichen Kampf seiner Seele über die Zweifel und die Verzweiflung, wodurch der Held sein Inneres reinigte und heiligte und sich im höchsten Sinne der Graalskrone würdig machte.

Hier, sehen wir, hat der Dichter die Idee, welche dem christlichen Ritter zu Grunde lag und damals fast unbewußt, oder wenigstens unklar, ihm die Richtschnur seines Handelns vorzeichnete, im tiefsten Sinne erfaßt und hat sie dem irrenden Ritter, denn ein anderer war doch Parzival nicht, untergelegt. Und somit ist der irrende Ritter jetzt auch für die geistige Seite des Ritterthums der idealisirte Typus geworden, ein Vorbild, das im Titurel noch in das Luftige, Transscendentale und Mystische hinaufgezogen wurde. Wer in der Wirklichkeit einen Parzival hätte nachahmen wollen, mußte der übrigen Welt schon wie ein Thor erscheinen.

Neben diesem Element ging aber, wie bei der wirklichen Ritterschaft, so auch bei der irrenden der Dichtung, das zweite Element, die Weltlust, nebenher. Wir haben schon gesagt, daß Artus und sein Hof gerade die Stätte des weltlichen Rittertreibens blieben, wenn auch Parzival aus ihm herausgenommen und zum Königthum des Graals berufen wurde. An der Tafelrunde herrschte fröhliche Festlust, das Vergnügen beständigen Waffenspiels in einzelnen Tjosten wie in großen, allgemeinen Turnieren, zu welchen die irrende Ritterschaft aus aller Welt Enden herbeizog; hier herrschte die Geselligkeit und die Liebe, aber nun nicht in der rohen Form der alten welschen Erzählung, sondern, wenn auch nicht gerade sittlich veredelt, so doch in den

Formen verfeinert und im Gefühl schwärmerischer, empfindsamer geworden. Es hatte sich eben auch hier die Liebe in die Minne, der Umgang mit den Frauen in Galanterie, in den Frauendienst verwandelt, und damit waren alle jene Ueberspanntheiten des Liebesdienstes in die Dichtung gekommen, welche in dieser zu festen Formen und zu einem bestimmten System ausgebildet wurden und dem 14. Jahrhundert wieder zum Vorbild dienten.

Auch hier sind wir auf die Provence als die wirkliche Quelle hingewiesen, und die Troubadours waren die Vermittler, welche nicht blos die Ritter in der ausschweifendsten Frauenverehrung überboten, sondern ihre Gefühle und ihre Thorheiten der Dichtung übergaben. Hier zuerst wurde die Frau die Herrin, die dem Ritter wie dem Dichter nothwendig war. Der eine konnte nicht schlagen, der andere nicht singen ohne sie. Hier erhielt die Liebe den übersinnlichen Charakter und verstieg sich auf jene schwindelnden Höhen, wohin ihr die Vernunft nicht mehr folgen konnte; hier lernte sie der Begierde entsagen und sich mit einem Wort, einem Blick, einem Gruß begnügen. Hier vermochte man es, sich in eine nie gesehene Dame blos auf den Ruf hin bis zum Sterben zu verlieben, und der bloße Anblick genügte endlich, die Todeskrankheit der hinzehrenden Sehnsucht zu heilen. Hier endlich bildete sich zuerst das rücksichtsvolle, zarte und schmeichlerische Betragen gegen die Frau, welches, begünstigt und festgesetzt durch die Erziehung von Kindheit auf, dem Ritter zur andern und nothwendigen Natur wurde.

Dieser Frauendienst also drang gleichzeitig mit dem religiösen Element in die Dichtung ein und setzte sich an Artus' Hofe fest, wenn auch die einzelnen rohern Züge, die aus der alten Zeit stehen bleiben, wie z. B. das Betragen

Keye's gegen Kunneware, sich wunderlich dabei ausnehmen. Nun muß auch an der Tafelrunde jeder Ritter seine Geliebte haben, und wer sie nicht hat, findet keinen Platz am Ehrentische. Die Dame wird Königin des Turniers, ja wol gar der Turnierpreis, wie Herzeloyde dem Sieger auf dem großen Turnier zu Konvaleis, Gahmuret, Hand und Reich übergibt. Das Bild der Geliebten begleitet den Ritter auf seinen Zügen und Abenteuern, sehnsüchtig gedenkt er ihrer und stärkt sich durch den Anblick eines Erinnerungszeichens. Er trägt wol gar ihr Hemd auf seinem Leibe und führt ihren Aermel auf seinem Schild, um beide, zerhauen und zerstochen, der Geliebten zurückzugeben. Wie Itonie und Gramoflanz im Parzival verliebt man sich ineinander, ohne sich je gesehen zu haben, und wechselt Briefe und tauscht Zeichen der Liebe aus. Man führt die Gebote seiner Erkorenen aus, seien sie auch noch so wunderlich, man erduldet ihre Launen, ihren Spott und Hohn selbst, in der Hoffnung, sie durch Unterwürfigkeit und Geduld endlich zu besiegen, wie Gawan sich in seinem verzweiflungsvollen Liebesdienst für die hochmüthige, schöne Orgeluse abmüht, er, der sonst so siegessicher in der Liebe wie im Lanzenkampfe ist und überhaupt nach beiden Seiten hin als der erste Vertreter des weltlichen Ritterthums gilt.

So zeigt sich die Romantik der Liebe mit aller übersinnlichen Schwärmerei und Phantastik in der irrenden Ritterschaft, und was die Reinheit und die Treue, die Tiefe der Gefühle und die nachhaltige Kraft der Leidenschaft betrifft, so hat auch hier der deutsche Dichter in Schioatulander und Sigunen, in Sigunen's Schmerz über den Abschied des geliebten Gemahls, in ihrer Witwentrauer in einsamer Zurückgezogenheit das Höchste gezeigt, dessen die menschliche Natur fähig ist. Es ist der volle Gegensatz zu der Liebe, wie sie die irrenden Ritter in ihrer ersten Ge-

stalt zeigen. Dagegen hat aber auch die Leichtfertigkeit Lancelots nicht ausgemerzt werden können, und in Tristan und Isolde lebt die alte Sinnlichkeit, wie sehr auch durch Gottfried von Strasburg im Geiste seiner Zeit modernisirt, doch in überwältigender Weise fort. Die irrende Ritterschaft hat neue Seiten gewonnen, aber die alten nicht verloren.

Wenn so die Dichtung und die Wirklichkeit miteinander jene luftigen Höhen der Schwärmerei erklommen haben, wo der Vernunft zu schwindeln beginnt und der feste Boden unter den Füßen ins Wanken kommt, so mag man, wie das auch bei einzelnen sich gezeigt hat, bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts hinein das Leben der Dichtung der Zeit nach vorausgehend betrachten, aber es wird von dieser sowol an Dauer wie an Intensität überholt. Während die epische Dichtung mit ihren ritterlichen Abenteuerstoffen fortgeht, ja, wenn sie sich auch auf gleicher poetischer Höhe nicht zu halten vermag, an Masse zunimmt und sich ausbreitet und zugleich die Lebensformen, welche der transscendentale Geist geschaffen hatte, nun auf Jahrhunderte consolidirt, währenddessen kann man eben diesen transscendentalen Geist schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachlassen sehen. Er steigt wieder herunter von seiner idealen Höhe und weicht langsam einem kommenden Materialismus.

Die Folge ist, daß das Leben und die Dichtung sich ebenso Schritt um Schritt voneinander trennen, und daß diejenigen, welche an dem alten Geiste des Ritterthums festhalten, sich von ihrer Gegenwart loslösen und der Dichtung näher treten, ja im einzelnen Fall die Dichtung, d. h. die irrenden Ritter der Tafelrunde, mit bewußter Absicht nachahmen und dabei schon völlig wie Sonderlinge erscheinen. Im 13. Jahrhundert, wo die Trennung beginnt, mag man

noch vielfach zweifeln, was Natur, was Nachahmung ist; als aber im 14. Jahrhundert ein neuer Schwung in die Ritterwelt kommt und sie sich ihrer glorreichen Vergangenheit und Glanzzeit erinnert, da ist sie von derselben schon so fern, daß ihr nichts übrig bleibt, als die Thaten und die Sitten der irrenden Ritter aus den Dichtungen und Romanen zu copiren und ihr eigenes Leben in die Lebensformen jener einzukleiden. Daher läßt es sich denn vom 14. und auch noch vom 15. Jahrhundert mit einiger Richtigkeit sagen, daß es in dieser Zeit wirklich irrende Ritter gegeben habe, wenigstens daß der Geist des irrenden Ritterthums sich in der Geschichte dieser Periode höchst lebendig zeigte.

Es ist sehr auffallend, und wir wissen nicht, ob wir darin noch ein Nachwirken des alten lebendigen Rittergeistes sehen sollen, der, seinen Fall ahnend, an Formen sich anklammert, oder ob wir schon einen Rückeinfluß der Dichtung haben — es ist sehr auffallend, sagen wir, daß das eigentliche Rittergelübde, welches bei Annahme dieser Würde abgelegt wurde, sowol seine Ceremonie wie seine vollständigen Regeln erst im 13. Jahrhundert erhält, also eben in einer Zeit, wo der Geist schon nachgelassen hat. Und zwar sind diese Regeln jetzt der Art oder bilden sich alsbald dahin aus, daß sie die Ueberspanntheiten des vorausgegangenen Rittergeistes im Sinne des romanhaften Ritterthums für alle Zeiten permanent festsetzen, sodaß wer seinen Eid buchstäblich vollführen will, fast nothwendig zu einer Art von Don Quixote werden muß.

Allerdings fand bei der Wehrhaftmachung des jungen Mannes, der „Schwertleite", bei Ertheilung der Ritterwürde, schon im 12. Jahrhundert und früher schon, wie denn der Ursprung im altgermanischen Brauch zu suchen ist, eine Art Ceremonie statt, und es wurden auch Er=

mahnungen daran geknüpft, die von den Tugenden eines Ritters, von Uebung der religiösen Gebräuche und von Schutz der Frauen handelten, aber sie waren so allgemein und so wenig formulirt und die Ceremonie so unbestimmt, daß der Unterschied mit der spätern Zeit auffallend ist.

Das erste geschichtliche Beispiel ganz bestimmter und formulirter Regeln, welche zu beschwören waren, ist dasjenige vom Grafen Wilhelm von Holland, als er vor seiner Königswahl 1247 durch den Cardinallegaten des Papstes Innocenz unter Beistand des Königs von Böhmen zum Ritter geschlagen wurde. Hier begnügte sich der Cardinal nicht blos, ihm das Muster eines Ritters vorzuhalten, der hochherzig, edel, freigebig, von feinen Sitten und tapfer sein müsse, sondern er legte ihm die folgenden zwölf Regeln vor: 1) mit frommer Erinnerung an das Leiden unsers Herrn täglich die Messe zu hören; 2) für den katholischen Glauben kühn das Leben zu wagen; 3) die heilige Kirche und ihre Diener von ihren Feinden zu befreien; 4) Witwen, Unmündige und Waisen in ihrer Noth zu schützen; 5) ungerechte Kriege zu vermeiden; 6) ungerechten Lohn zurückzuweisen; 7) zur Rettung jedes Unschuldigen einen Zweikampf zu bestehen; 8) Turniere nur zu besuchen, um sich in den Waffen zu üben; 9) dem römischen Kaiser oder seinem Vertreter in allem Weltlichen zu gehorchen; 10) das Reich mit aller Kraft unverletzt zu erhalten; 11) die Lehen des Reichs und des Kaisers in keiner Weise zu veräußern; 12) ohne Tadel vor Gott und Menschen in dieser Welt zu leben. Auf diese Regeln leistete Wilhelm den Schwur und erhielt dann den Ritterschlag. Der Ceremonie vorausgegangen war nur eine Messe, aber noch nichts von weißen Gewändern, von Nachtwachen und Prüfungen. All das war noch ein weiterer Schritt im Geist des irrenden Ritterthums.

Ganz ebenso wie hier mit dem Rittergelübde und seiner Ceremonie verhält es sich mit dem Turnier, welches in den ausführlichen Beschreibungen Ulrich's von Liechtenstein sich noch ziemlich unausgebildet zeigt, bei dem sogar die Damen noch gar keine Rolle zu spielen haben, als daß allenfalls ein besonders verliebt gestimmter Ritter, wie Ulrich selber einer war, durch seine Thaten den Ruhm seiner Dame zu vermehren trachtet. Erst nach diesem bildete sich der Turnierbrauch so aus, daß er in Verbindung mit den übrigen Gesetzen des Ritterthums zu einer Art Wissenschaft sich gestaltete.

Wie beim Rittergelübde, so kann man auch darüber im Zweifel sein, ob auch der veränderte Geist des Ritterthums in den Kreuzzügen bereits auf einen Einfluß der Romandichtung hinweist. Wir meinen hier nicht das entschiedene Nachlassen der religiösen Begeisterung, deren Feuer sehr der künstlichen Mittel, der Ermahnungen und der Strafen bedurfte, um in neue Lohe gesetzt zu werden, sondern die Auflösung der großen Unternehmungen in kleinere und die Zersetzung des allgemeinen Kampfgeistes in die zerstreute Abenteuerlust der einzelnen. Selbst die gut vorbereiteten und mit bedeutenden Mitteln ins Werk gesetzten Züge Ludwig's des Heiligen sind nicht frei von einem Anflug irrender Romantik. Und wenn wir erst Joinville's Bericht lesen, so lösen sich gar alle Begebenheiten und alle Schlachten in Einzelkämpfe und Abenteuer auf. Es war König Ludwig nicht möglich, die Seinen bei der Fahne zu halten, obwol er sich alle Mühe gab, weil die vereinzelten Unternehmungen, die gewöhnlich unglücklich abliefen, die besten Ritter raubten. So war vor Damiette (1249) ein Ritter, Gauchier von Autreche, der sich nicht an das Verbot des Königs kehrte. Als er gute Gelegenheit sah, bestieg er wohlgerüstet sein Schlachtroß, erhob sein Panier und rannte ganz allein gegen die Türken. Unglücklicherweise stürzte er

mit seinem Roß und wurde nun von den ihn umringenden Türken mit ihren Keulen so jämmerlich zerhauen, daß die Freunde, die zu seiner Rettung herbeieilten, ihn kaum noch lebend fanden und er bald darauf im Lager seinen Geist aufgab. Glücklicher ging es dem Grafen von Salisbury, Wilhelm Longaspatha, der sich bei demselben Kreuzzuge mit im französischen Lager befand. Von einem großen Abenteuerzuge, den er ebenfalls wider das königliche Gebot unternommen und bei dem er einen feindlichen Thurm erobert, viele Gefangene gemacht und ganze Karavanen erbeutet hatte, kehrte er mit reichen Schätzen beladen wieder in das Lager zurück. Doch er fand noch auf demselben Kreuzzug seinen Tod in einer Schlacht, die nur durch die unbesonnene Abenteuerlust des Grafen Robert von Artois, der ebenfalls mit dem Leben büßte, unter sehr ungünstigen Umständen veranlaßt worden war.

Aehnliche Züge irrenden Abenteuersinns lassen sich noch in großer Zahl anführen, ja das ganze Kämpfen der Christen im Orient ist für gewöhnlich darin aufgelöst. Eine kleine Episode, die Joinville aus dem Selbsterlebten erzählt, klingt sogar ganz wie einem Roman entnommen. Es war in der gefährlichen und ganz in vereinzelte Kämpfe aufgelösten Schlacht, welche Ludwig IX. auf dem Wege nach Kairo am Kanal von Aschmun zu bestehen hatte, daß jeder einzelne Ritter hatte gegen die Ueberzahl kämpfen müssen. Da war auch der Graf von Soissons, von langem Fechten müde und vom griechischen Feuer höchst schmerzhaft verwundet. Dennoch wollte er nicht vom Kampfe ablassen und verlor nicht einmal seine gewöhnliche Laune, sondern wandte sich scherzend an Joinville und sagte: „Seneschall, lassen wir dieses Gesindel toben! Bei der Helmhaube Gottes, von diesem Tage werden wir einst in den Zimmern der Damen zu erzählen haben.“

Wenn dieser Ausspruch wenigstens im Sinne der irrenden Ritterschaft gehalten ist, so finden wir bei den deutschen Rittern in einzelnen Beispielen schon ganz deutlich die Nachahmung der Romandichtung, ja wir finden sogar eine ganze Klasse fahrender Ritter, die man mit den irrenden vergleichen möchte. Indeß ist hier doch ein wesentlicher Unterschied. Diese Fahrenden nämlich nehmen ihre Züge nicht als die Erfüllung des Rittergelübdes, sondern als ein Gewerbe. Es sind arme Ritter, die keinen festen Sitz, nicht Haus und Hof haben, sondern nur ein Roß und eine Rüstung, mit deren Hülfe sie sich ihren Lebensunterhalt verschaffen, aber nicht als Soldaten, die um Sold dienen, sondern als Turnierritter, die um die ausgesetzten Preise fechten. Ein glücklicher Stecher in den Schranken mochte sich auf diese Weise damals schon erhalten, denn wenn auch die Preise selbst nicht ausreichten, so war es doch im 13. Jahrhundert beim Turnier die Sitte, daß der Besiegte dem Sieger mit Roß und Waffen verfallen war und selbst mit seiner Person, bis er sich mit einer Summe Geldes erlöste. Außerdem fielen von seiten der Fürsten und Herren zahlreiche Geschenke für die Fahrenden ab an Rossen und Waffen, Kleidung und Geld, und gastliche Aufnahme fand sich auf jeder Burg. Wenn nicht, so mußte freilich die Herberge im Wirthshaus gezahlt werden, und wie das zu geschehen pflegt, so kam es in trüben Zeiten auch vor, daß Roß und Rüstung für die Zeche in Pfandschaft hängen blieben, bis ein gnädiger Fürst oder irgendein glücklicher Zufall die Lösung schaffte. Das Leben und Gewerbe dieser fahrenden Ritter erscheint darum keineswegs als ein so edles, wofür das der irrenden in der Dichtung jedenfalls galt, und sie lassen sich daher weit eher mit den fahrenden Sängern und Künstlern zusammenstellen, mit denen sie sich an den Höfen bei Festlichkeiten in großer Zahl herumdrängten.

Sicherlich ist aber auf die Quelle der Romandichtung jene Ritterfahrt zurückzuführen, welche der thüringische Ritter Walter von Sattelstädt im Jahre 1226 unternahm. Es war damals ein großes Hoffest zu Eisenach gehalten worden und man verlegte dasselbe nach Merseburg. Nun begab sich der Ritter Walter zu seinem Herrn, dem Landgrafen, und bat sich die Erlaubniß aus, ihn nach Merseburg begleiten zu dürfen. Mit sich führen wolle er „eine wohlgeschmückte Jungfrau auf einem zeltenden Pferde; die solle führen einen wohlbereiteten Sperber mit einem guten Ständer, nach St.-Walpurgentag"; und auf dem Zuge, dort beim Hofe in Merseburg und wieder zurück nach Eisenach wolle er alle Tage drei Tjoste mit drei ehrbaren Mannen bestehen, und wer ihn niederstäche, der solle die Jungfrau verdienen, den Zelter, den Sperber und den Harnisch, in dem er ritte. Aber die Jungfrau solle sich mit einem gülden Ring lösen dürfen. Wen er aber niederstäche, der solle der Jungfrau so wie ihm einen Ring geben. So geschah es denn auch, wie der Ritter ausbedungen hatte; und er bestand seine Ritterfahrt so glücklich, daß er, ohne jemals niedergestochen zu sein, mit seiner Jungfrau und vielen goldenen Ringen wieder nach Eisenach zurückkehrte.

Ein anderer deutscher Ritter, der mehrere Abenteuerzüge ungefähr zu derselben Zeit unternahm, macht kein Hehl aus seiner Nachahmung der Dichtungen. Es ist der steirische Minnesinger Ulrich von Liechtenstein, der diese seine Fahrten selbst ausführlich in Reimen erzählt. Auf einer derselben nahm er sogar den Namen des Königs Artus an und forderte jeden Ritter auf, drei Speere auf ihn zu verstechen. Wer dies rühmlich vollführte, ohne ihn einmal zu verfehlen, der erhielt von ihm den Namen eines der Helden der Tafelrunde und wurde in seine Genossenschaft aufgenommen.

Seine berühmteste Fahrt war diejenige, die er als Frau Venus in weiblicher Kleidung von Venedig an, als wäre er wie Venus dem Meere entstiegen, durch die österreichischen Lande bis nach Böhmen unternahm. Die Sache hatte er insoweit geheimnißvoll betrieben, als niemand wußte oder wissen sollte, wer diese Venus sei, weshalb er denn auch wohlweislich auf der ganzen Fahrt weder Gesicht noch Hände zeigte. Heimlich stahl er sich als Pilger, der nach Rom ginge, von seiner Heimat fort und hielt sich in Venedig den Winter hindurch bis zum Mai verborgen. Um den irrenden Rittern noch mehr zu gleichen, hatte er vorher bei seiner erkorenen Dame um die Erlaubniß zu diesem Zuge angehalten und sie natürlich erlangt. Dreißig Tage vor seinem Aufbruch von Venedig sandte er einen Boten mit einem offenen Briefe durch die Lande voraus, durch welche sein Zug stattfinden sollte. Der Brief entbot allen Rittern der Lombardei, von Friaul und Kärnten, von Steiermark und Oesterreich und zu Böheim Gruß und Huld der Königin Venus, Göttin über die Minne; die Königin wolle sie lehren, wie sie werther Frauen Gunst verdienen könnten. Dazu wolle sie durch die Lande fahren bis nach Böheim und der Ritterschaft pflegen: welcher Ritter gegen sie komme und einen Speer auf sie verstechę, dem gebe sie zur Belohnung einen goldenen Fingerring, den solle er der Frau senden, die ihm die liebste sei; wenn aber die Frau Venus einen Ritter niederstecke, so solle sich derselbe an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren; wer hingegen sie niederstecke, solle alle Rosse haben, die sie mit sich führe. Weiter bestimmte dieses Programm alle Orte, welche sie berühren, und die Tage, an welchen sie dort eintreffen werde, und verkündete schließlich ein großes Turnier zu Neuenburg, acht Tage nach dem Ende dieser Fahrt.

Daß dieser romantische Sinn des Liechtensteiners damals keine vereinzelte Erscheinung in der Ritterschaft jener Gegenden war, sehen wir aus der Bereitwilligkeit und Fröhlichkeit, mit welcher der Adel von allen Seiten an die bezeichneten Oerter herbeieilt und auf den Scherz eingeht. „Wo dieser Brief in die Lande kam", sagt Ulrich, „waren die Ritter fröhlich: denn die deutschen Lande stunden so, daß niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde." In solcher Zahl kamen sie herbei, daß die Frau Venus einmal an einem Tage 43 Speere zu verstechen hatte, eine Anstrengung, die für ihre männliche Kraft ein sehr günstiges Zeugniß ablegt; sie wurde auch nicht ein einziges mal auf der ganzen Fahrt vom Pferde gestochen oder verfehlte nur mit der Lanze ihres Gegners. Als die Fahrt zu Ende war, sagte ein edler Ritter: „Gott weiß, mir ward nie eine so ritterliche Fahrt bekannt, sie hat mit Recht hohe Ehre davon gewonnen." Und andere äußerten sich, wer sie nicht preise, der müsse immer unselig sein; was sie gethan habe, müsse man immerdar, auch in künftigen Zeiten, rühmen.

Noch andere Sitten und Züge begegnen uns in den Erlebnissen desselben Dichters, welche der irrenden Ritterschaft angehören, so z. B. wenn er sich während eines großen Turnierfestes plötzlich entfernt und verkleidet als ein ganz fremder, allen unbekannter Ritter wieder auf dem Plan eintrifft, oder wenn er sich bei ebensolcher Gelegenheit mit seinem Bruder und andern Rittern in einen Hohlweg legt und den Paß gegen jedermann vertheidigt. Aber alles das ist doch nur ein künstliches Gewand, welches der Ritter Scherzes halber anzulegen beliebt, ohne darum ein irrender Ritter zu werden oder ernsthaft von seinem Geist erfüllt zu sein.

Dieser Geist konnte damals noch um so weniger festen

Fuß fassen, als die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts einen tiefen Verfall des Ritterthums zu erkennen gibt, und ganz besonders in Deutschland, ein gänzliches Versiegen des geistigen Gehalts, ein Versinken in Materialismus, Roheit, Raufsucht, ein Verschwinden des Frauendienstes, der Poesie und der Bildung. Die Ritter verloren selbst den Genuß an den Dichtungen und überließen sie der bürgerlichen Welt. Daher sich denn auch damals eine merkwürdige Erscheinung in norddeutschen Städten zeigt, wie in Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, bürgerliche Turniere nämlich, zu denen die Tafelrunde ein allegorisches Gewand herleihen mußte, ungefähr wie es bei Ulrich von Liechtenstein gewesen war. In Magdeburg ordnete im Jahre 1266 ein Dichter Brun von Schonebecke ein solches Festturnier an, welches man Graal oder Roland, auch Schildbaum oder die Tafelrunde hieß, und zu welchem die Kaufmannschaft naher und ferner Städte eingeladen wurde. Der Graal oder Schildbaum war nämlich ein hoher Baum, an welchem die Schilde aller derer hingen, welche an dem Turnier theilnahmen. Dabei waren Zelte aufgerichtet und Schranken geschlagen, und wer sich am besten im Kampfe hielt, gewann die Frau Feie; das pflegte in Hildesheim eine aufgeputzte Puppe zu sein, in Magdeburg aber war es damals eine lockere Dirne, welche der Sieger, um sie von ihrem Stande zu befreien, mit Heirathsgut ausstattete. Aehnliche Turniere haben sich lange in den Städten erhalten.

III.

In Deutschland sank, wie oben angedeutet worden, das Ritterthum moralisch, politisch und social in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so tief, daß es der bürgerlichen Welt ein Spott wurde; selbst Frauen verhöhnten die

Minne und die Ritterschaft, denn auch sie hatten eine ganz andere Lebensansicht bekommen. Die alten Erzählungen von Ritterthaten und Abenteuern hießen nun Lügen und Thorheiten und die Dichter wendeten sich von ihnen ab und lieber zu den frommen Legenden und der lehrhaften Moral. Nur das Volk erzählte sie sich noch, ohne daran zu glauben, als einen unterhaltenden, halb burlesken Stoff, oder künstelnde Dichter benutzten sie als das Skelet ihrer verschrobenen und dunkeln mystischen Allegorien. In dem einen wie in dem andern Fall waren diese Dichtungen von dem Leben und der Wirklichkeit gänzlich losgelöst.

Nicht so war es in Frankreich. Wenn sich auch seit dem Tode des heiligen Ludwig, der einen gewissen Schwung aufrecht erhalten und durch seine Kreuzzüge genährt hatte, ein Erschlaffen des ritterlichen Geistes nicht verkennen läßt, so war er doch fern von einem so außerordentlichen Verfall wie in Deutschland, und die Erhebung, welche im 14. Jahrhundert mit ihm vorging, traf ihn fast auf dem Niveau und brauchte ihn nicht aus so tiefem Abgrunde heraufzuholen.

Diese zweite Erhebung, die in mindestens gleichem Grade auch England ergriff und, wie wir später sehen werden, auch in Deutschland nicht ohne bedeutende Wirkung blieb, ist wiederum mit der Dichtung auf das engste verknüpft, und wiederum und mehr noch als früher sind es die irrenden Ritter, welche die zugespitzten Typen dieser neubelebten Gesellschaft bilden und denen alles, was nach idealen Gütern, nach Ruhm und Ehren trachtet, nachstrebt.

Die romantischen Dichtungen der alten Sagenkreise hatten sich auch in Frankreich in die Breite verloren und gewissermaßen ausgenutzt. Die Handlungen und Begebenheiten waren alle bekannt und standen fest wie historische Facta, die Charaktere waren ebenfalls ausgeprägt und festgeschlossen,

und so war dieser alte Stoff nicht mehr schmiegsam genug, um sich noch nach der neuen Richtung umändern zu lassen. Gawan z. B. war zwar ein verliebter und galanter Held, aber in seiner Weise, und die schönblumigen, wohlgedrechselten Redensarten und die künstlichen Manieren dieser neuen Periode würden ihm doch schlecht zu Gesicht gestanden sein. Was aus dem alten welschen „Mabinogion" zu machen gewesen war, das hatte bereits die erste Umwandelung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts geleistet, und auch sie schon hatte die Charaktere im wesentlichen stehen lassen müssen.

Darum entstand nun, aus dem Bedürfniß hervorgegangen, eine ganz neue Art von Romanen, welche sich zwar verwandtschaftlich an die Artussippschaft anlehnte, aber doch frei in alle übrigen Sagenkreise hinausgriff, willkürlich auswählte und verband, und dazu wesentlich neu erfand. Schon diese Klasse von Romanen drängte die ganze Tafelrunde in den Hintergrund; sie selbst aber wurde wieder überflügelt von den ganz frei erfundenen spanischen Romanen, die mit „Amadis von Gallia", der urspünglich einen portugiesischen Verfasser hatte, ihren Anfang nahmen, sich alsbald durch alle christlich-ritterlichen Länder in Uebersetzungen und Nachbildungen verbreiteten und noch am Ausgang des 16. Jahrhunderts so lebhaft im Schwunge waren, daß sie gegen sich den „Don Quixote" hervorriefen. Die ersten dieser beiden Richtungen, an ihrer Spitze der umfangreiche „Perceforest", hüllte ihre gehäuften Sammlungen von Abenteuern wol noch in einen mystisch-allegorischen Dunst, womit sie das Ritterthum, wie sie es darstellte, immermehr vom Boden der Wirklichkeit loslöste und zu einem Nebelgebilde gestaltete, das nicht mehr auf der Erde wurzelte. In diesem Sinne und in dieser Auffassung gab der „Perceforest" gewissermassen den Codex des Ritterthums, indem in ihm er-

zählt wird, wie der König Perceforest alle Institutionen dieses Standes gründet, die dabei zugleich eine ausführliche Schilderung finden. So wurde dieser Roman schon der französischen Ritterschaft der in Rede stehenden Periode eine Art Autorität und Musterbuch in ritterlichen Dingen, wie er der frühern Geschichtschreibung die Hauptquelle zur Kenntniß ritterlicher Zustände gewesen ist. Was die andere Art, die Amadisromane, betrifft, so kümmerten sie sich nicht viel um den mystischen und allegorischen Schwindel, dafür aber trieben sie die eigentlichen Rittertugenden, das Ehrgefühl, die Tapferkeit und Abenteuerlust, die Galanterie, die Treue, die Dienstwilligkeit und die Großmüthigkeit bis auf die alleräußerste Spitze, und sie vor allen sind es auch, welche die gespreizten Complimente, die blumigen, zierlich gedrechselten Phrasen, die ceremoniöse Höflichkeit, kurz, diese ganze affectirte Gesellschaftsmanier in Gang gebracht haben.

In dieser Dichtung wurde der irrende Ritter ein Ausbund aller Tugenden, ein wirkliches Ideal, aber ein Ideal schon so dieser irdischen Welt, wie eben die Dinge auf Erden gehen, entrückt, daß, wer ihm nachstrebte, in einer ruhig verständigen Zeit für verschroben, und wer es erreichte, für einen vollkommenen Narren gelten mußte. Das war das Schicksal, welches den edelsten und hochherzigsten aller Ritter, den Sohn der Mancha, traf, weil er mehr denn zweihundert Jahre zu spät in einer nüchtern gewordenen Zeit auf Abenteuer im Stil der Romane auszog, in einer Zeit, wo ihm die Prosa auf Schritt und Tritt faustdick entgegentrat und ihm den Widerspruch zeigte, ohne daß er ihn zu sehen vermochte. Es war eigentlich der einzige schwache Punkt in seiner Vernunft, aber leider der Cardinalpunkt, der den ganzen geistig idealen Menschen aus dem Gleise brachte. Zwei Jahrhunderte früher hatten die englischen und französischen Ritter, wie wir sehen werden, Donquixote-

rien genug gemacht, und sie hatten hohen Ruhm davongetragen. Das aber war nur möglich gewesen, weil der Geist nicht blos in ihnen oder in einzelnen, sondern überhaupt in der Zeit lebendig gewesen war.

Die Romandichtung verlangte eigentlich von jedem Ritter, daß er ein irrender wäre; er war des Standes nur würdig, wenn er auf Thaten und Abenteuer auszog. Seine Tapferkeit sollte von solcher Art sein, daß auch gar nichts in der Welt sie irgend zu erschüttern vermöchte, sein Ruf, seine Ehre sollten blank sein wie sein Schild und auch der peinlichsten Scrupelsucht nicht den kleinsten Flecken oder Hauch entdecken lassen; seinem gegebenen Worte sollte er treu sein bis in den Tod und mit derselben unwandelbaren Festigkeit ein Sklave seiner Pflichten, seines Rittergelübdes sein; zum Dienst der Schwachen, der Waisen, der Unmündigen, der Frauen in jedem Augenblick stets bereit, sollte er alle Ungerechtigkeiten bestrafen und ins Gleiche bringen; seinen Feinden gegenüber sollte er unter Umständen die edelste Großmuth zeigen, den Frauen aber die höchste Ehrfurcht widmen, und nicht einmal dulden, daß von einer Dame in seiner Gegenwart Schlechtes geredet werde.

Alles das war eigentlich nur dazu angethan, den Ritter zu erheben, zu reinigen, einen vollkommenen Menschen aus ihm zu machen. Unglücklicherweise wurden aber diese vortrefflichen Grundsätze so überspannt und ihre Anwendung dabei in so eigenthümlichen Formen verlangt, daß sie in der Praxis, wenn nicht gerade in das Gegentheil umschlugen, so doch sich höchst absurd bewiesen und hart an die Thorheit streiften. Dazu kam denn noch, daß die eigentliche sittliche Grundlage, auf welcher diese Gesellschaft, im Leben wie in der Dichtung, ruhte, keineswegs eine tadelsfreie, vielmehr eine sehr verderbte war, wodurch sich nur um so mehr das Gold als Flitter, der Glanz als Schein erwies.

Da nun diese idealen, aber absurden Typen im 14. Jahrhundert die Vorbilder des Adels wurden, da man ihnen nicht blos in ihren vortrefflichen Grundsätzen nachstrebte, sondern auch alle ihre eigenthümlichen Formen und Seltsamkeiten nachahmte, so konnte die Ritterschaft dieser Periode nicht verfehlen, ebenfalls beide Seiten zu zeigen. Neben unermüdlicher Abenteuerlust hat sie die glänzendsten Beispiele von Kühnheit und Tapferkeit geliefert, von Treue, Ehrenhaftigkeit, Großmuth, Aufopferung, aber oft in den abgeschmacktesten Formen, die mit denen der Romane wetteifern. Sie hat selbst wirkliche irrende Ritter gesehen, welche zwar nicht die Welt von Ungeheuern befreien wollten, in allem andern aber ihre poetischen Orginale treu copirten. Um dieser beiden Seiten willen thut man unrecht, diese Periode für die Blütezeit des Ritterthums zu halten, wie wol geschehen ist, denn sie ist in ihrem Aeußern nur eine Copie, und zwar eine Copie, die falschen Vorbildern folgt und von der Caricatur nicht fern ist.

Mannichfache äußere Umstände waren es, welche in der Ritterschaft des 14. Jahrhunderts ein Feuer anfachten, wie es nöthig war, um den Sinn auf die hohen Ideale der Romane zu richten. Ohne Zweifel wirkten hierzu am mächtigsten die englisch-französischen Kriege, welche bei ihrer langen Dauer und dem Preis, der auf dem Spiele stand, den Wetteifer beider Nationen auf die höchste Spitze trieben, alle ihre Kräfte wach riefen zu dem großen Ringkampfe, der dann auch andere Nationen, die Schotten, die Niederländer, die Spanier, mit ergriff und ganze Scharen deutscher Ritter mit auf die französischen, spanischen und vlämischen Schlachtfelder führte. Schon der Beginn dieser großen Reihenfolge von Begebenheiten, die Flucht der Hülfe suchenden Königin Isabella von England nach Frankreich und von da nach den Niederlanden, dann die Fahrt des Grafen Johann von Hennegau nach England zu ihrer

Wiedereinsetzung und zur Entthronung Eduard's II., und der außerordentliche Erfolg dieser Unternehmung, und endlich die Belohnung der kühnen hennegauischen Ritterschar (1324—26), schon das klingt wie aus einem Roman entlehnt, wie die Erzählung von dem Unternehmen eines irrenden Ritters zur Restitution einer vertriebenen Königin. Und noch über hundert Jahre später steht an dem Schluß dieser langen Periode die Geschichte des Mädchens von Orleans, eine Geschichte, die an Wunderbarem selbst die kühnsten Wunder der Romanphantasie zu überbieten scheint. Und welche Thaten liegen dazwischen! Selbst den Erzähler, den Hauptchronisten Froissart, der das Meiste von ihnen berichtet, faßt der romanhafte Geist, der von diesen Kriegen ausströmt.

Aber diese Kriege waren es nicht allein. Ohne auf die Ursachen einzugehen, wollen wir nur die Thatsache anführen, daß in dieser Periode die abendländische Christenheit in schwärmender Bewegung ist. Es ist ein Zeitalter weiter und wundersehender Reisen, wie des Marco Polo und Mandeville, welches endlich zu den großen Entdeckungen des Seewegs nach Indien und der Neuen Welt führt, Resultaten, an denen der romantische Abenteuersinn ebenso viel Antheil hat als die Wissenschaft. Die Wallfahrten nach dem Heiligen Grabe leben zahllos wieder auf, Kreuzzüge werden angeregt und selbst Könige nehmen das Kreuz, wenn die Fahrt auch nicht zur Ausführung kommt. Als der König von Cypern, für das Kreuz werbend, auch London besucht, sagt ihm König Eduard, er selbst sei zu alt zum Zuge, aber er zweifle nicht, daß wenn es dazu käme, viele von seinen Rittern daran theilnehmen würden. Er glaube es wohl, erwiderte der von Cypern, „denn die Ritter und Knappen dieses Landes reisen gern“.

Als eine Art Kreuzzug kann man die Fahrt der französischen Ritterschaft unter Anführung des jungen Grafen

von Nevers, nachherigen Herzogs Johann von Burgund, nach Ungarn betrachten, um König Sigmund gegen die Türken beizustehen; wenigstens war es ihr abenteuerlicher Plan, nach Bezwingung der Türken Konstantinopel aufzusuchen und weiter durch Asien zu ziehen, um das Heilige Grab zu befreien. Nachdem ihre unbesonnene Tapferkeit sie in der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis um diese Aussichten gebracht hatte und sie in die Gefangenschaft des Sultans gerathen waren, lauten ihre weitern Erlebnisse, wie sie von Froissart erzählt werden, ganz im Stil eines Romans. In der harten Gefangenschaft trösteten sich die wenigen Herren, die übrig geblieben waren, damit, daß man eben die Waffenehre und den Ruhm dieser Welt nicht anders haben könne als mit harten Mühen und Abenteuern. Wie sie endlich erlöst sind und sich durch das Mittelländische Meer nach Venedig auf den Heimweg begeben, werden sie gerade wie irrende Ritter, die in Ausübung ihrer Pflichten gegen die Damen und Schwachen zu Schaden gekommen sind, von einer hohen Dame aufgenommen, welche am Hofe zu Konstantinopel gelebt hatte und der abendländischen Bräuche kundig war: sie werden bewirthet und gepflegt, vollständig mit neuer Kleidung versehen, mit Leinenwäsche und Damastkleidern, ein jeder nach seinem Rang, und mit allem Nöthigen ausgerüstet. Wenn wir dann lesen, wie sie in Cephalonia von den Frauen und Fräulein mit höchsten Freuden empfangen und mit allerei Vergnügungen unterhalten werden, wie auf dieser Insel die Damen die regierenden Herrinnen sind und mit Feen und Nymphen verkehren, so glauben wir nicht Geschichte vom Ende des 14. Jahrhunderts zu lesen, sondern die Fahrten und Abenteuer des Herzogs Ernst.

Die Kreuzzüge nach dem Gelobten Lande wären sicherlich zur Ausführung gekommen, wenn sie nicht in den Preußen-

fahrten einen Ableiter gefunden hätten. Einzelne Ritter zogen dahin aus allen christlichen Ländern des Abendlandes bis von Portugal her, und ganze Scharen, so oft und so zahlreich, daß die Kriegsfahrten des 12. Jahrhunderts nur in anderer Richtung wieder aufgelebt schienen; auch konnten sie ebenso wenig sich eines andern Erfolgs rühmen als die Befriedigung der Abenteuerlust. Der Sitz des Großmeisters des Deutschen Ordens in Marienburg bildete den glänzendsten Hof; kein anderer konnte sich rühmen, in dem gleichen Grade die Ritterschaft der ganzen Christenheit bei sich zu sehen. Ebenso sahen die Kriege gegen die Türken, gegen die Russen und die Völkerschaften an der untern Donau, wie nicht weniger die nordischen Kriege und die nie endenden Fehden in Italien, Spanien und die Sarazenenkämpfe nicht zu vergessen, stets eine gute Zahl fremder Ritter, die nichts anderes dahin trieb als die Reise- und Abenteuerlust.

Reisen, das heißt, ein paar Jahre herumwandern und sich in Waffenthaten versuchen, galt für den jungen Adelichen nöthig zur Vollendung; er sollte sich dabei Kriegserfahrung sammeln und sich zugleich in guter Lebensart ausbilden. Die Gewohnheit hatte daraus eine Vorschrift gemacht; wer ihr nicht folgte, mußte auf Ruhm und Ehre verzichten. Alle berühmten französischen Helden dieser Zeit, Boucicaut, Saintré, Coucy u. s. w., haben sich in der Jugend den Ruhm verdient, „viel gereist zu sein und viel Welt gesehen zu haben". Meistens holten sie sich auch in der Fremde den Ritterschlag.

Außer dieser jungen Ritterschaft, die sich aus Thatenlust, um Ruhm und Bildung auf Reisen befand, gab es noch eine andere Klasse von Kriegsabenteuerern, die umherzog, weil sie kein anderes Geschäft, keinen andern Erwerb hatte. Es waren meist jüngere Söhne ärmerer Edelleute, denen nichts anheimgefallen war als höchstens Roß

und Rüstung, und die nun ihr Glück und ihre Existenz einzig auf ihr Schwert, den „Brotgewinner", gründeten. Sie hatten keine andere Aussicht, als entweder sich einem höhern und reichern Herrn anzuschließen und ihm bleibend um Lohn und Unterhalt zu dienen, oder auf eigene Faust ihr Glück zu suchen. Wie wir schon in Deutschland solche Turnierfahrer haben kennen lernen, so existirten sie auch zahlreich in Frankreich und England. Manchen von ihnen ging es gut, wie die folgende Schilderung eines solchen chevalier errant zeigt, die der Roman nur nach dem Leben copirt hat. Es ist Herr Godwin, wie es heißt, ein Mann von hoher Gestalt und starken Gliedern und wohl beritten:

Nicht Schloß noch Haus noch Felder nannt' er sein,
Nur mit dem Schwert holt er die Ernt' sich ein.
So ritt er jetzt, nur Geld und Gut im Sinn,
Mit frohem Herzen zum Turniere hin,
Denn Feigheit schien ihm todeswürdig gar,
Und wie sein Geist so auch die Haltung war,
Und aus dem Antlitz sprach die Seele klar.
Er hatte, wie sein schmucker Zug es lehrt,
Viel reiches Gut verdient mit seinem Schwert;
Die Knappen hatten Kleider, schön gemacht,
Und gute Pferd' und Zelte für die Nacht.

Wohl die geringere Zahl war das, welche es so weit brachten, sich wohlberittene, reichgekleidete Knappen zu halten; denn die Leichtfertigkeit, die mit solchem Leben verbunden zu sein pflegt, ließ das Gewonnene rasch wieder zerrinnen, und es ging diesen Abenteuerern wie dem Ritter Kurt:

Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach, kein Ritter wird sie los.

Eine schlimme Zeit kam für sie, als im 13. Jahrhundert die Turnierlust sank und zugleich von der Geistlichkeit mit

dem Bann gegen die Turnierbesucher gedroht wurde und allen denen, die im Turnier blieben, das Begräbniß an geweihter Stätte verweigert war. Gleichzeitig hörten auch eine Weile die großen Kriege auf. Die unangenehmen Folgen dieser Zustände werden uns in einem französischen Fabliau geschildert:

Hört ihr Leut', wie ich erzähl',
Wie es schlug dem Ritter fehl.
Gärten hatt' er nicht noch Flur,
Lebte drum vom Kriege nur.
Wohl zu Roß konnt' er stolziren,
Kühn im Tjost die Lanze führen,
Wohl wußt' er den Brauch im Streit.
Doch nun kam die Friedenszeit:
Alle Fehde ruht' umher,
Die Trompete schallt' nicht mehr,
Schild und Schwert hing an der Wand,
All Turnieren war gebannt.
Sein Erwerb war nun dahin,
Denn er hatt' nicht Hermelin,
Und in Pfand hatt' gute Rast
Rock und Mantel von Damast,
Reiche Wehr und starkes Roß,
Weib' in Speis' und Trank zerfloß.

Aufs neue kamen gute Zeiten für sie im 14. Jahrhundert mit dem Ausbruch der englisch-französischen Kriege, aber sie wurden nun aus Turnierfahrern Kriegsföldlinge, die zwar jedem Herrn dienten, ausgenommen gegen ihren Lehnsherrn, aber nur für Geld. Unter dem Namen der Gensdarmencompagnien bildeten sie den Hauptbestandtheil der Heere in diesen Kriegen, woraus man auf ihre große Zahl schließen mag. Was den Sold betrifft, so waren sie allerdings sehr fern von dem Muster jener irrenden Ritter, denen Don Quixote nachstrebte, denn von diesen steht nirgends etwas in Anbetreff des Geldes geschrieben, sodaß

wir den edeln Manchaner stets in Verlegenheit sehen, wenn in Wirthshäusern Zahlung von ihm verlangt wird. Die Gensdarmen hielten streng auf pünktliche Zahlung und meuterten, wenn sie ausblieb, denn „Gold und Silber", sagt Froissart, „ist das Metall, womit man die Liebe der Edelleute und der armen Söldlinge sich erwirbt". Wenn man mit ihnen zu verhandeln hatte, so wählten sie gewöhnlich als ihre Vertreter einen Engländer, einen Gasconier und einen Deutschen, denn diese drei Nationen stellten das größte Contingent; auch Niederländer waren viele darunter.

Wenn die Ritterschaft überhaupt, und nicht blos die abenteuernde, sich in diesem Einen Punkt sehr fern von ihren Vorbildern aus der Dichtung zeigt, so wußte sie nach andern Seiten hin den Geist des irrenden Ritterthums sehr wohl zu treffen. Wie allgemein sie von diesem Geiste angesteckt war, kann man unter anderm daran erkennen, daß selbst in das gewöhnliche Gelübde, wie es jeder Ritter bei Erlangung seiner Würde abzulegen hatte, wenn anders die Ceremonie vollständig vor sich ging, daß selbst hierin Bestimmungen aufgenommen waren, die völlig dem Roman entlehnt zu sein scheinen. So lautet nach den Angaben im „Théâtre d'honneur et de chevalerie" die 15. Bestimmung: „Wenn ein Gelübde oder Versprechen geleistet worden ist, irgendein Unternehmen oder wichtiges Abenteuer zu bestehen, so soll der Ritter niemals die Waffen ablegen außer bei nächtlicher Ruhe." Ferner die folgende: „Bei Verfolgung eines Unternehmens oder Abenteuers soll er niemals die bösen und gefährlichen Pässe vermeiden, auch sich nie vom geraden Wege abwenden, aus Furcht starken Rittern zu begegnen, oder Ungeheuern, wilden Thieren oder andern Hindernissen, welche die Kraft und den Muth eines einzigen Mannes überwinden könnten." Ueber diese Gelübde und Unternehmungen, die an sich schon Nachahmungen der Roman-

stien sind, heißt es weiter, daß wenn ein solches Unternehmen einmal beschlossen, der Ritter Jahr und Tag daranwenden müsse, und wenn ein Gelübde gethan, irgendeine Ehre zu erlangen, er sich nicht eher zurückziehen dürfe, als bis dieselbe oder eine entsprechende Entschädigung wirklich erreicht wäre. Von demselben Ursprung ist auch die 19. Bestimmung, anderer zu geschweigen, welche sagt, daß, wenn der Ritter verpflichtet, eine Frau oder Jungfrau zu führen, er ihr dienen, sie vor jeder Beleidung schützen und aus jeder Gefahr erretten solle oder eher das Leben lassen.

Wie das Gelübde, so änderte sich auch die Ceremonie des Ritterschlags im Geist der Romane. Es mußte nun nicht blos die Ablegung der Beichte, sondern auch ein strenges Fasten und ein Bad vorausgehen; der Knappe mußte die Nacht vorher in einer Kirche oder Kapelle wachend und in Gebetsübungen verbringen und weiße Kleidung dabei tragen. Bei Erlangung gewisser Orden, z. B. des englischen Bathordens, war das ganze Ceremoniel mit der peinlichsten und kleinlichsten Genauigkeit ausgesonnen und durchgeführt, wie es der müßige Kopf eines Romandichters nicht minutiöser hätte erdenken können. Erst jetzt auch erhalten die Damen ihre Rolle beim Ritterschlag, davon der frühern Zeit nichts bekannt gewesen war: jetzt legen sie dem neuen Ritter die Sporen an, reichen ihm die Waffenstücke und gürten ihm das Schwert um; doch müssen wir hinzufügen, daß dies niemals allgemeine Sitte geworden ist.

Ueberhaupt war mit der Stellung der Damen eine große Veränderung vor sich gegangen. Man kann gewiß nicht sagen, daß in der frühern Zeit, die wir die Blütezeit des Ritterthums nennen, die Bedeutung der Frau für den Ritter eine geringere war; im Gegentheil, ihre Macht über das Herz, das Gemüth und die Phantasie war eine viel innigere, viel tiefere gewesen. Dafür war nun die äußere,

ceremonielle Ehre, die ihr erwiesen wurde, eine ungleich größere. Was in dieser Beziehung früher noch im Keime gelegen, war jetzt zur vollen, künstlich getriebenen Blüte gekommen. Aber Herz und Gemüth hatten wenig dabei zu sagen, und noch weniger hatte die allgemeine Moral gewonnen. In diesem letztern Punkte könnten wir ebensowol unzählige Thatsachen wie die bestimmten Klagen der Zeitgenossen sprechen lassen, wenn gerade darin die Zustände des spätern Mittelalters nicht bereits allbekannt wären.

An der äußern Schwärmerei und Verehrung für die Damen ließen es die Ritter dieser Periode nicht fehlen. Es bedurfte ein jeder nothwendig einer Dame, welcher er seine Thaten widmete, deren Bild oder Zeichen ihn auf allen Zügen, in alle Schlachten begleitete. Ohne sie war er „ein Schiff ohne Steuer, ein Roß ohne Zügel, ein Schwert ohne Heft“. Sie inspirirte ihn zu Thaten, flößte ihm den Enthusiasmus ein, stärkte ihn im Kampf durch ihre Augen oder durch ihre Erinnerung. Wenn sie abwesend war, rief er sie um Hülfe an in der schwersten Noth, und wenn er gesiegt hatte, dankte er ihr für ihren Beistand. Mitten aus der Gefahr, wo er die glänzendsten Beweise seiner Tapferkeit ablegte, rief er dann wol aus: „Ah, wenn meine Dame mich sähe!“ Beim Turnier war sie nicht blos mit den Augen gegenwärtig, sondern sie rief ihm ermunternde Worte oder warf ihm Zeichen ihrer Gunst mitten im Gefechte zu. Sein Sieg war ja auch der ihre, denn er führte die Lanze und das Schwert zu ihrer Ehre, im allgemeinen sowol, wie er am Schluß des Turniers noch eine besondere Damenlanze zu brechen pflegte. Er trug ihre Farbe und ihre Devise. Auch ganze Turniere wurden zur Ehre einer einzigen Dame abgehalten, wie z. B. König Eduard III. im Jahre 1342 zu Ehren der tapfern und schönen Gräfin von Salisbury das große Weltturnier zu London

veranstaltete, zu welchem Einladungen an die Ritterschaft aller Länder hinausgesendet worden waren. Einzelne Ritter zogen auch wirklich den irrenden gleich umher, um gegen jedermann die vorzügliche Schönheit ihrer Dame zu vertheidigen, oder sie stritten miteinander darum, wer der verliebteste sei. Beispiele von geschichtlichen Abenteuern dieser und ähnlicher Art werden wir noch kennen lernen.

Wie aber die Ehre, so mußte der Ritter auch allen Damen überhaupt den Schutz angedeihen lassen, zu dem ihn sein Gelübde verpflichtete, wo sie dessen bedurften, sei es, daß sie in ihrer Ehre, in ihrem Eigenthum oder sonstwie gekränkt und bedroht waren. Wir haben schon oben Gelegenheit gehabt, von dem glücklichen Kriegszug des Grafen Johann von Hennegau nach England Erwähnung zu thun, welchen Zug er nur mit 300 Rittern aus keinem andern Grunde unternahm, als der flüchtigen Königin Isabella mit ihrem jungen Sohne Eduard III. wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Gerührt von der Erzählung ihrer Leiden, hatte er ihr unter Thränen geantwortet: „Gewiß, Dame, betrachtet mich als Euern Ritter, der für Euch sterben wird, wenn alle Welt Euch verläßt! Mit Hülfe Gottes und Euerer Freunde werde ich Euch und Euern Sohn nach England zurückführen und Euch und ihn in Euere Würden wieder einsetzen.“ Herzog Philipp von Burgund wollte selbst für die Rechte seiner Tante, der Frau Katharine von Chevoix, persönlich in den Schranken fechten. Boucicaut, der französische Held, gründete mit 13 andern Rittern zum Schutz bedrängter Frauen einen besondern Orden, den „Orden von der weißen Dame mit dem grünen Schilde“, denn er hatte mit großem Misfallen öfter bemerkt, daß die Ritterschaft in solchen Fällen nicht von selbst zu den Waffen gegriffen hatte, sondern die Damen sich erst an die Stufen des Throns mit ihren Klagen hatten wenden müssen.

Als Zeichen trug ein jeder von ihnen auf dem Arme einen goldenen Schild mit grünem Schmelzwerk und inwendig mit dem Bilde einer weißen Dame, wobei zu bemerken, daß Grün die Farbe der irrenden Ritter war, um anzudeuten, daß sie die Zeit ihrer Fahrten hindurch nur Hoffende seien. Selbst die nationale Feindschaft sehen wir schweigen, wo es den Schutz der Frauen gilt. So trug der englische Feldherr Captal de Buche kein Bedenken, sich mit dem Grafen Foix und andern französischen Rittern zu vereinigen, um die edelsten Damen Frankreichs zu befreien, die Herzogin von der Normandie, die Herzogin von Orleans und 300 andere Damen, welche mit dem Herzog von Orleans von der aufständischen Bauernschaft der Jacquerie in Meaux belagert wurden und mit dem grauenvollsten Schicksal bedroht waren. Obwol es im ganzen nur 60 Ritter waren, gewannen sie doch über die großen, aber wilden Haufen den vollständigsten Sieg.

Solche Bereitwilligkeit und Ergebenheit im Frauendienst, diese Wissenschaft der Galanterie — denn es war in der That ein System daraus gemacht — lernte der Ritter schon als Knabe vermöge seiner Erziehung. Wie früher, so hatte er auch jetzt seine Knabenzeit, bis daß er fähig wurde Waffen zu tragen, in der Bedienung edler Frauen hinzubringen, und er gewöhnte sich nicht blos dabei, die höchste und rücksichtsvollste Verehrung gegen ihre Person zur Schau zu tragen, sondern er wurde auch ausdrücklich von seiner Herrin in dieser Wissenschaft unterrichtet und von ihr zu künftigen Thaten und zum ruhmvollen Streben im Dienst der Liebe ermuntert. Das Verhältniß liegt klar in dem, was von dem jungen Saintré, der später ein berühmter Ritter dieser Periode wurde, und der Dame des belles Cousines erzählt wird.

Die Dame hatte ein Auge auf den jungen vielver-

sprechenden Pagen geworfen und fragte ihn einst nach dem Namen der von ihm geliebten Dame. In seiner Unschuld nennt er Mutter und Schwester, und als die Dame erwidert, sie habe nicht nach dieser pflichtschuldigen Liebe gefragt, sondern nach jener par amours, so gesteht er, daß er keine solche habe. Darüber muß er bittere Vorwürfe hören, er sei ein falscher Edelmann, ein Verräther an den Gesetzen des Ritterthums, ein feiger Page, der zu gestehen wage, daß er keine Dame habe u. s. w. In seiner Verlegenheit nennt er endlich den Namen eines zehnjährigen Mädchens, was mit Lachen aufgenommen wird. Welchen Vortheil, welche Hülfe, welche Ehre, welchen guten Rath, um im Rang der Ritterschaft aufzusteigen, könne er denn von einer solchen Wahl erwarten? Er solle sich eine Dame von hohem und edelm Blut erwählen, die geschickt sei, ihm nach seinem Bedürfniß zu rathen und zu helfen, und ihr solle er so treu und loyal dienen, daß sie seine Zuneigung anerkennen müsse. Seinem Zweifel, daß sich eine Dame von dieser Beschaffenheit finden werde, die Dienste seiner geringen Person anzunehmen, begegnet sie damit: „Seid Ihr nicht edel geboren? Seid Ihr nicht ein schöner und trefflicher Jüngling? Habt Ihr nicht Augen, sie anzusehen, Ohren, sie zu hören, eine Zunge, Euere Sache vor ihr zu führen, Hände, sie zu bedienen, Füße, sie auf ihren Wink in Bewegung zu setzen, Leib und Herz, ihre Befehle treu zu erfüllen? Und mit all diesem könnt Ihr noch Bedenken tragen, Euch dem Dienst einer Dame zu widmen, welche es auch sei, und für sie auf Abenteuer auszuziehen?"

Es wurde vorausgesetzt, daß die Damen solchen Dienst der Ritter zu belohnen hatten, das Wie war aber im wesentlichen von ihrem Willen abhängig. Wenn im allgemeinen die Moralität der Zeit den Schluß erlaubt, daß die Damen mit Erfüllung der Wünsche ihrer Ritter nicht

spröde thaten, so gab es doch auch stolze und grausame Schönen, die harte Proben verlangten und ihren Dienern Aufgaben stellten, die ganz im Stil der irrenden Ritterschaft waren. Manche belohnten sehr kärglich und platonisch, andere gaben sich selbst und ihr Erbe dem Tapfersten zu eigen.

Es ist schon erwähnt, wie die Damen im Turnier mit Blick und Zuruf ihre Ritter ermunterten, und wie sie dieselben mit kleinen Geschenken, mit Bändern, Schärpen, Schleiern, Handschuhen u. dgl. anspornten und belohnten. Die Damen waren auch gesetzliche Beisitzer des Turniergerichts, entschieden mit über den Sieg und theilten die Preise mit eigener Hand aus, wobei dann auch wol nach Weise der Romane dem Tapfersten ein Kuß gewährt wurde. Ihm gebührte auch beim nachfolgenden Banket ein Platz neben der höchsten Dame, mochte sie auch eine Fürstin sein und er ein einfacher Rittersmann. Wie überhaupt der Romanstil in das gewöhnliche Turnier eingedrungen ist, davon findet sich ein interessantes Beispiel bei den großen Festen, die Richard II. 1390 zu London veranstaltete. Als nämlich am ersten Festtage in einem großen Zuge sich die Theilnehmer vom Tower aus nach dem Turnierplatze durch London hindurcharbeiteten, sah man in demselben 60 reichgekleidete Damen zu Pferde, von denen eine jede einen wohlgerüsteten Ritter, der turnieren wollte, an silberner Kette neben sich führte. Man wollte damit, scheint uns, symbolisch andeuten, daß der Ritter ein Sklave seiner Dame sei, welche Bezeichnung er sich auch wol als einen Ehrentitel beilegte.

Die Belohnungen und Gunstbezeigungen, die der Turniersieger verlangte, konnte ein Ritter für ernstlichen Beistand noch um so mehr erwarten. Als im Kriege um die Bretagne die Gräfin von Montfort sich mit dem Muthe

und der Tapferkeit eines Löwen auf dem Schloß Hamibont vertheidigt hatte und in der größten Noth der englische Führer Gautier von Manny sie befreite, da ging sie mit höchster Freudigkeit von ihrem Schlosse herab ihm entgegen und küßte ihn und seine Gefährten, den einen nach dem andern, zweimal oder dreimal „wie eine wackere Dame“. Johann von Hennegau und seine Genossen wurden in England nach glücklicher Vollendung ihres Unternehmens von der Königin und überhaupt von den englischen Damen auf das höchste gefeiert, Feste wurden ihnen gegeben und mit Gold, Silber, Juwelen und Jahresrenten wurden sie reich beschenkt. Die großen Damen und die schönen Fräulein, welche am Hofe der Königin versammelt waren und die sie ausdrücklich zu Ehren dieser Gäste in besonders großer Zahl versammelt hatte, leisteten ihnen Gesellschaft, wie sie konnten. Als die Helden endlich fort wollten, von Sehnsucht nach der Heimat und neuen Abenteuern getrieben, nachdem sie ihren Aufenthalt schon einmal verlängert hatten, da wurden sie ungern entlassen, aufs neue von den Damen mit Juwelen beschenkt, alle Kosten ihres Aufenthalts von der Königin bezahlt und ein großes Gefolge von Rittern ihnen bis nach Dover mitgegeben.

Es gibt Beispiele noch in dieser Zeit, daß die Damen von ihrem Ritter zur Prüfung einen Kreuzzug verlangen; andere unter den Französinnen verlangen Kämpfe wider die Engländer als Zeichen der Zärtlichkeit, und eine besonders wünschte von ihrem Ritter, Bonnelance genannt, einen Engländer zu erhalten. Im nächsten Feldzuge machte er auch mehrere Engländer zu Gefangenen, brachte sie seiner Dame und sagte, er wolle dieselben so lange bei ihr lassen, bis sich jemand fände, der für sie das Lösegeld zahle. Es wird nicht gesagt, daß er besondern Lohn dafür von der Dame erhalten hat. Aber Eustace d'Auberthicourt, der

auch zu den Helden dieser Kriege gehört, erlangte wirklich durch seine Thaten die Hand der Gräfin von Juillers. Sein Ruf hatte ihm Augen und Herz dieser Dame zugewendet, daß sie ihm schöne Pferde und verliebte Briefe schickte, was ihn zu den kühnsten Unternehmungen begeisterte, die sie endlich mit sich selbst belohnte.

Wenn der Verfasser des „Tristan le voyageur" recht hätte, so wäre auch der Brauch in den Romanen, wonach Väter ihre Töchter und Erbe als Kampfpreis dem Tapfersten bestimmen, nur dem Leben entnommen. Aehnlich ist allerdings die berühmte Geschichte von dem „gefährlichen Schloß", die Walter Scott den Stoff zu seinem Roman gegeben hat, obwol sie der Zeit nach etwas früher ist. Dieses schottische Schloß gehörte James Douglas und war zum öftern von den Engländern besetzt, stets aber war die Besatzung in einem kühnen Ueberfall vom Herrn des Schlosses niedergemacht worden, sodaß niemand mehr Lust hatte die Hut zu übernehmen. Da verkündete eine schöne Dame von England ihren zahlreichen Freiern, sie wolle demjenigen ihre Hand geben, der ein Jahr und einen Tag das Douglas-Schloß behaupten könne. Der Ritter, welcher es übernahm, hielt das Schloß mehrere Monate hindurch, und die Dame, hiermit zufriedengestellt, rief ihn zurück; er aber folgte nicht, sondern wollte den Platz behaupten, weil Douglas ihm angekündigt hatte, daß er vor Palmsonntag das Schloß in seine Gewalt bekommen werde. Am Abend vor diesem Tage erfolgte auch der Ueberfall, und der tapfere Ritter wurde bei der Vertheidigung erschlagen mit dem Brief seiner Dame in der Tasche.

Auch auf andere Weise vergalten die Damen die Tapferkeit der Ritter. Wie es den irrenden Rittern in den Romanen geschieht, so ist es auch in Wirklichkeit, daß die Damen ärztliche Dienste thun und mit eigenen Händen die Pflege

der verwundeten Ritter übernehmen. Von Empfang und gastlicher Beherbergung, worin ohnehin die Sitten der Romane und des Lebens ganz gleich sind, wollen wir hier nicht einmal reden. Ein hübsches Beispiel ist auch, wie die Damen Frankreichs Bertrand du Guesclin aus der englischen Gefangenschaft loskaufen, diesen ersten der französischen Helden, der allerdings um sein Vaterland außerordentliche Verdienste hatte, aber bei seiner Häßlichkeit der Frauengunst weniger würdig erschien.

Gibt sich in dem Charakter dieses gegenseitigen Verhältnisses zwischen Ritter und Frau offenbar der Geist der irrenden Ritterschaft aus den Romanen kund, so spricht er noch viel deutlicher aus der allgemeinen Abenteuerlust, welche nicht blos jene fahrenden und habelosen Söldlinge erfüllte, die wir oben geschildert haben, sondern den ganzen hohen Adel von den Königen an. König Eduard III. von England und sein Sohn, der Prinz von Wales, genannt der Schwarze Prinz, sind auch in diesem Sinne die höchsten Zierden der damaligen Ritterschaft, und die französischen Könige, besonders Karl V., Johann und Karl VI., solange er das Licht der Vernunft besaß, standen ihnen hierin wenig nach. Das Abenteuersuchen war so Stil geworden, daß es die ganze Kriegsweise beherrscht, es war so mit dem Leben verwachsen, daß aventure überhaupt jede kriegerische oder ritterliche Unternehmung bezeichnet; ein Kriegszug ist une cherche, und von den Ritten, Fahrten und Reisen braucht man allgemeinhin das Wort errer, so sehr war der chevalier errant in Fleisch und Blut des Adels eingedrungen.

Man braucht nur Froissart zu lesen, und man wird unzählige Beispiele finden, wie die Thatenlust in diesem Stile, seien es nun Fahrten oder Herausforderungen, die oft ganz abenteuerlichen Charakter tragen, überall hervorbricht. Die Ritter können das Stilliegen nicht vertragen, selbst nicht

im Fall einer Belagerung vor einer festen Stadt. Als König Eduard 1360 vor Rheims lag, da ritten die englischen Herren nach allen Seiten davon und machten weite Züge, „um Abenteuer zu finden". Wie Jehan Chandos, der englische Feldherr, im südlichen Frankreich commandirte und zu Chauvigny lag, so trat Thomas von Percy, der Seneschall von Larochelle, zu ihm und sagte: „Sire, ist es Euere Absicht hier zu bleiben?" — „Ja", sagte Messire Jehan Chandos, „warum fragt Ihr?" — „Sire, weil ich Euch bitten will, für den Fall, daß Ihr nicht selbst reitet, mir Urlaub zu geben; ich werde mit meinen Leuten irgendwohin reiten, um zu sehen, ob ich nicht ein Abenteuer finde." — „Geht in Gottes Namen", erwiderte Messire Jehan Chandos.

Das ganze Leben Gautier's von Mauny, den wir schon als den Befreier der Gräfin Montfort haben kennen lernen, ist in seiner frühern Hälfte nur eine einzige Kette solcher Abenteuer. Er trat zuerst mit dem Gelübde auf, der erste zu sein, der Frankreichs Boden beträte, und das erste Schloß einzunehmen, damals, wie Eduard III. die Reihe der Kriege gegen Frankreich begann. Seine Thaten in der Bretagne sind wunderbar, ebenso kühn und klug wie glücklich. Er ist unermüdet und kann an keinem feindlichen Schloß vorbeigehen, ohne der Lust zum Sturm nachzugeben. Einmal hat er mit seinen Genossen eine abenteuerliche Fahrt zu Schiff gemacht, und mit beliebig aufgegriffenen Pferden kehren sie zu Lande nach dem Schlosse Hamibout zurück. Da kommen sie bei dem Schloß Rocheprion vorbei. „Meine Herren", sagt Gautier zu seinen Gefährten, „ich möchte gern dieses Schloß bestürmen, wenn ich Gesellschaft hätte, so ermüdet und abgearbeitet ich auch bin." Die Ritter antworten ihm: „Herr, geht kühn voran und wir folgen Euch bis in den Tod."

Ein paar Beispiele mögen noch den Geist dieser Unternehmungen erläutern. Als im Jahre 1370 die Engländer vor Noyon lagen und die Franzosen nicht herauskamen, so ritt ein schottischer Ritter, Jehan Assueton, vor die Barrièren mit seinem Pagen hinter sich. Dort stieg er ab, ließ seinen Pagen mit dem Pferde warten und sprang mit der Lanze in die Barrière. Hier befanden sich 10—12 französische Ritter, die sehr verwundert waren über die That des Schotten. Er aber rief ihnen zu: „Meine Herren, da es euch nicht gefällig war herauszureiten, so bin ich zu euch gekommen, meine Ritterschaft an euch zu versuchen; besiegt mich, wenn ihr könnt.“ Darauf griff er sie an und stieß wiederholt mit der Lanze gegen sie und sie gegen ihn, und kämpfte so mit ihnen länger als eine Stunde herum und verwundete auch einen oder zwei. Die Franzosen liefen von allen Seiten aus der Stadt herbei, aber nur um zuzuschauen, denn die Ritter fanden so viel Vergnügen an der That des Schotten, daß sie verboten hatten, ihm etwas zu Leide zu thun. Endlich kam der Page und erinnerte ihn, daß es Zeit zum Aufbruch sei. Da that er noch ein paar Lanzenstöße, sprang ohne irgendeinen Schaden wieder über die Barrière zurück und setzte sich auf das Pferd hinter seinen Pagen. Mit einem „Adieu, meine Herren, großen Dank!“ ritt er von dannen.

Schlimmer erging es einem andern englischen Ritter, welcher sich im Heere des Sir Robert Knowles befand, als dieser die Umgegend von Paris verwüstete. Er hatte das Gelübde gethan, gerade vor die Stadt zu reiten und mit seiner Lanze an das Thor zu schlagen. Nur von einem Knappen begleitet, den er in einiger Entfernung halten ließ, die Lanze in der Hand, den Schild am Hals, so sprengte er heran zum Erstaunen der französischen Ritter, die meinten, er wolle in die gerade offenen Thore hineinreiten. Er

aber schlug nur mit seiner Lanze daran und kehrte wieder um. Die Franzosen, voll Bewunderung, ließen ihn ungehindert ziehen und riefen ihm nach: „Geht, geht, Ihr habt Euere Sache gut gemacht.“ Allein in der Vorstadt stieß er unversehens auf einen Fleischer, der ihn hatte kommen sehen und der ihm mit einer langstieligen schweren Axt einen Hieb zwischen Nacken und Schulter versetzte, daß er auf den Hals des Pferdes sank. Kaum erhob er sich wieder, da erhielt er einen zweiten Hieb in den Kopf und er fiel vom Pferde zu Boden. Als sich sein Knappe näherte, waren bereits mehrere Leute um seinen Herrn, die ihn vollends tödteten, und da er ihm keine Hülfe mehr bringen konnte, so kehrte er zu den Engländern zurück, die den Fall ihres kühnen Genossen sehr bedauerten. Die Franzosen aber begruben ihn ehrenvoll in geweihter Erde.

Solche Unternehmungen verwandelten sich auch zuweilen in weite Züge. Eine zweite Art der Abenteuer im Stil der irrenden Ritterschaft bestand in den häufigen Herausforderungen und Einzelkämpfen, die mitten im Kriege wie im Frieden stattfanden und die oft einen großartigen und in Verbindung mit den Gelübden, von denen wir noch zu sprechen haben werden, einen phantastischen Charakter annahmen. Zunächst einige Beispiele von einfacherer Art, wie sie zahlreich in den Geschichtswerken vorkommen.

Im Jahre 1379 ritt der französische Herr von Langurant mit 40 Rittern auf Abenteuer aus und kam vor das Schloß Cadilhat, welches dem Captal de Buche gehörte. Seine Genossen zurücklassend, reitet er allein vor die Barrièren und ruft den Wächtern zu: „Wo ist Bernard Courant, euer Kapitän? Sagt ihm, der Sire de Langurant sei da und wünsche einen Waffengang mit ihm zu machen. Er ist ein so braver und tapferer Kriegsmann, daß er es mir aus Liebe zu seiner Dame gewiß nicht verweigern wird.“

Als Bernard davon gehört, wächst ihm das Herz in der Brust vor Kampfluft; er rüstet sich sofort und reitet zum Kampf hinaus, in welchem er seinen Gegner tödtet.

Im folgenden Jahre lag der Graf Buckingham mit seinem Heere zu Toury. Da kam ein französischer Edelmann Gauvain Micaille und fragte, ob nicht ein Ritter da sei, der für die Liebe seiner Dame einige Waffengänge machen wolle; er stehe bereit, wohlgerüstet und zu Pferde, für drei Stöße mit der Lanze, drei Stöße mit dem Dolch und drei Schläge mit der Axt. Dies war die gewöhnliche Herausforderung, doch wurden auch noch drei Schläge mit dem Schwert hinzugefügt, oder für alle Waffen die Zahl drei auf fünf erhöht. Es meldete sich auf diese Herausforderung Joachin Cathor, und der Kampf fand unter den Augen des Grafen Buckingham statt.

Ein anderer Kampf zwischen dem Franzosen Jean Boucmel und dem Engländer Nicolas Clifford kam erst nach vielen ritterlichen Galanterien und Umschweifen zu Stande, da der Engländer mit andern Landsleuten mit dem Schutzbrief des Connetable unbewaffnet durch Frankreich zog und unter diesen Umständen die Herausforderung des Franzosen nicht annehmen durfte. Der Kampf fand statt, nachdem die Kämpfer die Messe gehört hatten. Der Stoß des Engländers ging so unglücklich, daß er seinem Gegner die Hauptader am Hals durchschnitt und ihn so tödtete. Er selbst war unglücklich darüber, daß er „durch bösen Zufall einen so tapfern und braven Kriegsmann getödtet habe", und er wollte durchaus nicht an dem Mahle, welches der Connetable nach dem Kampfe den Engländern gab, theilnehmen. Er setzte sich erst zu Tisch, als der Connetable ihn tröstete und versicherte, er hätte es auch nicht anders machen können, und es sei immer besser, den Gegner zu schädigen, als von ihm Schaden zu erleiden; so seien die Abenteuer der Waffen.

Als der Herzog von Lancaster im Kampf um den Thron von Castilien in der Stadt Besances mit seinem Heere weilte, kam (1387) ein französischer Herold von Valdolif, wo die Castilianer und die mit ihnen verbündeten Franzosen lagen, und übergab dem Prinzen Johann (jüngerm Bruder Richard's II.) einen Brief von dem Herrn Regnaud de Roye. In diesem Briefe bat ihn der Franzose im Namen der Liebe und seiner Dame um drei Stöße mit der Lanze, drei mit dem Dolch, drei mit dem Degen und drei mit der Axt. Als der Prinz den Brief gelesen, lachte er und sagte zum Herold: „Gesell, du bist willkommen! Du hast mir gute Botschaft gebracht, und ich nehme sie an." Sofort erwirkte er beim Herzog einen Geleitsbrief für Regnaud de Roye und 30 Ritter nach Besances, denn der Franzose hatte zwischen diesem Ort und Valdolif die Wahl gelassen, und sendete mit demselben den wohlbewirtheten und reichbeschenkten Herold zurück. Als die Nachricht von diesem Abenteuer nach Porto kam, wo der König von Portugal weilte, rief dieser aus: „Im Namen Gottes, ich werde dabei sein und alle Damen und meine Gemahlin auch." Und so gehen sie alle mit der Herzogin von Lancaster nach Besances. Drei Tage nach ihnen kam auch Regnaud mit seinen Rittern und Knappen, im ganzen mehr als 120 Pferden. Auf einer sandigen Fläche waren erhöhte Tribünen errichtet für die Damen, den König, den Herzog und die andern großen Herren von England. Das Turnier ging in aller Ordnung vor sich, ohne daß einer verwundet wurde, nur tadelten die Engländer den Franzosen, weil er seinen Helm absichtlich so lose gebunden hatte, daß er ihm dreimal nacheinander heruntergestochen werden konnte, wodurch er selbst der Gefahr des kräftigen Stoßes entging. Nach dem Kampf wurden beide Streiter in ihre Hotels zurückgeführt, und darauf gab der Herzog von Lancaster den Franzosen ein

Gastmahl, bei welchem Regnaud den Platz neben der Herzogin erhielt. Als man aufgestanden war, nahm sie ihren französischen Ritter bei der Hand in das Gesellschaftszimmer, wo sie sich mit ihm und den andern Franzosen unterhielt, bis der Wein gebracht wurde. Dann entfernten sich die Damen, und die Fremden nahmen Abschied.

Eine Erzählung, die Monstrelet überliefert, zeigt zugleich, wie weit der galante Stil der Romane in die Wirklichkeit eingedrungen ist. Im Jahre 1400 forderte ein englischer Ritter einen Aragonier zum Kampf auf französischem Boden heraus, erbat dabei von Gott für seinen Gegner Freude, Ehre und Vergnügen und alles Gute, was er etwa für seine Dame wünschen möchte, und ersuchte zugleich, ihn eben dieser Dame, welcher er möglicherweise den Geliebten tödten könnte, bestens zu empfehlen. Als er nicht früh genug die gewünschte Antwort erhielt, meinte er, der Ritter müsse mittlerweile bei dem Liebesgott in Ungnade gefallen sein; denn der Liebesgott, so raisonnirt er, setze die Waffen in Bewegung, stelle die Ritter auf die Probe und erhalte die Angehörigen seines Hofes in edler, ritterlicher Gesinnung, und da nun der Aragonier dieser Gesinnung zu ermangeln scheine, so müsse er vom Hofe des Liebesgottes verbannt sein. Indeß wolle er ihm noch eine Frist verstatten, nach deren Ablauf er nach England zu den Damen zurückkehren werde, denen Ritter und Knappen bezeugen sollten, daß er sich nichts wider den Liebesgott habe zu Schulden kommen lassen. Diesen Grund gibt der Aragonier in seiner Rechtfertigung nicht zu; er sei durchaus nicht vom Hofe der Liebe verbannt und habe auch seinen Entschluß nicht geändert.

Statt der einmaligen Ausforderung geschah es auch, daß Ritter in Nachahmung der irrenden von Ort zu Ort zogen und jeden, der wollte, zum Kampf aufforderten. So war

in der Kirche zu Coindrien auf einem Grabmal von einem Ritter zu lesen, daß er Spanien, Portugal, England und Schottland durchzogen habe, in der Absicht, überall die tapfersten Ritter aufzufordern, daß sie mit geschliffenen Schwertern oder mit stumpfen Lanzen, d. h. im Ernst wie im Scherz, sich mit ihm messen möchten. Das geschah auch infolge eines Gelübdes. Von dieser Art war das Unternehmen des Galeazzo von Mantua, dem die Königin Johanna von Neapel bei einem prächtigen Feste zu Gaeta einmal die Hand geboten hatte, um den Ball zu eröffnen. Für diese Auszeichnung that er, indem er nach dem Tanz feierlich vor der Königin niederkniete, das Gelübde, durch die Welt zu wandern, wo nur Waffenthaten zu vollführen wären, und nicht zu ruhen, bis er zwei tapfere Ritter bezwungen und sie zu den Füßen der Königin dargeboten habe, um mit ihr nach ihrem Gefallen zu thun. Nachdem er ein Jahr lang Frankreich, England, Burgund und andere Länder durchzogen, wo es für den Kriegsmann etwas zu thun gegeben, kehrte er mit zwei ritterlichen Gefangenen zur Königin zurück. Sie nahm dieses Geschenk sehr gnädig an, aber begab sich ihres Rechtes, schenkte den Gefangenen die Freiheit und zeigte sich selbst noch sehr freigebig gegen sie. Diesem Galeazzo fehlte nichts mehr von einem irrenden Ritter.

Bisweilen vollführten mehrere Ritter gemeinsam eine Waffenthat. Ueberhaupt existirte im Leben ganz dieselbe Sitte der Waffenbrüderschaft, wonach ein Ritter sich mit einem andern auf Tod und Leben, sei es auf immer, sei es für ein besonderes Abenteuer, verband. Die Verpflichtungen der Waffenbrüder waren so streng, daß ihnen gegenüber selbst die Pflichten gegen die Damen schweigen und die Bande des Bluts zurücktreten mußten. In der Geschichte finden wir so Bertrand du Guesclin und Ludwig Sancerre vereinigt, ebenso Olivier Clisson und den Herzog von

Bretagne, die lange Zeit erbitterte Feinde gewesen waren; Boucicaut und Regnaud de Roye zogen so nach Ungarn wider die Türken.

Von gemeinsamen Unternehmungen in größerer Zahl gibt es mehrfache Beispiele. So siegten im Jahre 1408 sieben Ritter, die dem Hause Orleans angehörten, in einer Ausforderung und hielten dann in weißen Kleidern einen feierlichen Einzug in Paris. Im Jahre 1414 erschienen zwanzig vornehme Portugiesen in sehr reichem Aufzug in Frankreich und baten den König, ihnen den Kampf mit ebenso viel Franzosen, entweder einzeln oder in gewisser gleicher Zahl, zu gestatten, unter der Bedingung, daß jeder den besiegten Gegner tödten dürfe, wenn dieser sich nicht auf Auslösung ergäbe; denn so lautete ihr Schwur. Obwol die Franzosen diese Bedingung für grausam und unritterlich hielten, da kein Grund zum Haß vorhanden sei, so wollte der König doch, um der Ehre der Nation willen, den Kampf nicht verweigern. Obwol es nun die Portugiesen in verschiedener Art und mit allen Waffen versuchten, so konnten sie doch nicht in einem einzigen Kampfe den Sieg davontragen und gedemüthigt mußten sie in ihr Vaterland zurückkehren.

Das berühmteste Abenteuer dieser Art war dasjenige, welches die drei französischen Ritter Boucicaut, Regnaud de Roye und Saint-Py im Jahre 1390 miteinander ausführten. Unter den Damen zu Montpellier, wo während des Aufenthalts König Karl's VI. glänzende und heitere Feste stattfanden, hatten sie sich zu kühnen Thaten begeistert und ein besonderer Umstand noch ihr Abenteuer veranlaßt. Es war damals nach Montpellier ein englischer Ritter, Peter von Courtenay, gekommen und hatte Guy de Tremouille oder wer sonst wollte herausgefordert, und die Franzosen hatten ihm den Kampf zu früh abgebrochen. Darüber be-

klagte er sich unterwegs auf der Rückkehr bei der Gräfin von Saint-Pol in Gegenwart seines Sauvegarde, des Sire de Clary, den ihm der König zum sichern Geleit mitgegeben hatte. Dieser mußte die Vorwürfe schweigend anhören; als man aber auf englischem Boden angekommen war, forderte er seinerseits den Engländer und verwundete ihn im Tjost. Ueber diese That erzürnte der König von Frankreich auf das heftigste, weil eben der das sichere Geleit gebrochen habe, der zum Schutze dienen sollte, und er ließ den Herrn de Clary in das Gefängniß setzen und würde ihn noch härter bestraft haben, wenn nicht alle Damen für ihn gebeten hätten.

Von dieser Begebenheit nahmen die drei genannten Ritter Veranlassung zu ihrem Abenteuer, das vorzugsweise gegen die Engländer gerichtet war, von dem sie aber die Botschaft drei Monate voraus mit Herausforderung an alle fremde Ritterschaft hinaussandten. Sie erwählten einen Platz hart an der englischen Grenze in der Nähe von Calais bei der Abtei St.-Ingelbert. Hier wollten sie 30 Tage lang warten, um mit jedem Ritter, der da wolle, den Kampf auf scharfe oder stumpfe Waffen, nach seinem Wunsche, zu bestehen, mit ihren Landsleuten jedoch nur auf stumpfe. Ein jeder von ihnen sei bereit, mit seinem Gegner bis fünf Speere zu brechen, und sie wollten alle Tage kämpfen vom 20. Mai bis zum 20. Juni mit Ausnahme des Freitags. Der König von Frankreich war in seinem ritterlichen Sinne hoch erfreut über diesen Plan und schenkte den Rittern einen Beitrag von 10000 Francs zu den Kosten, damit sie mit allem nöthigen Glanz auftreten könnten.

Als der „frische und lustige Monat Mai" gekommen war, schlugen die Ritter auf einer schönen ebenen Rasenfläche drei grüne Zelte für sich und noch ein viertes auf, in welchem die fremden Ritter sich waffnen und erholen

könnten. Boucicaut hatte für Wein und Lebensmittel reichlich gesorgt, mit denen er alle Ritter, die kamen, bewirthete. Vor jedem der drei Zelte oder, nach anderer Erzählung, an den drei Aesten einer großen Ulme, hingen je zwei Schilde mit den Wappen der drei Ritter, einer den Krieg und einer den Frieden bezeichnend, an welche der Gegner schlagen mußte, je nachdem er mit scharfen oder mit stumpfen Waffen kämpfen wollte, worauf alsbald derjenige der drei Ritter, dessen Schild berührt war, wohlgerüstet aus seinem Zelt hervorsprengte.

Als der 21. Mai gekommen war, hatten sich namentlich aus England viele vornehme Herren mit zahlreichem Gefolge eingefunden, und aus Calais und der Umgegend waren eine Menge Zuschauer gegenwärtig, wie nicht minder Deutsche, Spanier und Franzosen da waren, die Lust zeigten, das Abenteuer zu bestehen. Der erste, der in prächtigem Aufzug und reichem Schmuck und mit klingendem Spiel vorauf heranritt, war der Prinz Johann von England, Graf von Huntingdon, Bruder Richard's II., derselbe, den wir schon in Spanien im Kampfe mit einem dieser drei Franzosen, de Roye, gesehen haben. Diesmal schlug er zuerst an den Kriegsschild Boucicaut's, der auch nicht auf sich warten ließ. Mit der scharfen Lanze machten sie gegeneinander drei Rennen, welche von beiden Seiten wohl und ritterlich ausgeführt wurden, und als Boucicaut nicht Lust zeigte, an demselben Tage noch mehrere Gänge mit dem Prinzen zu machen, wendete sich dieser sofort und schlug an Saint-Py's Schild. Auch mit diesem rannte er dreimal in ausgezeichneter Weise und wünschte dann noch eine Lanze zu Ehren seiner Dame, die ihm aber für diesmal verweigert wurde. Der Prinz wurde allseitig wegen seiner Haltung hoch gepriesen.

Mit 40 Rittern aus verschiedenen Ländern wurde

noch an den folgenden Tagen gekämpft, bis der Termin abgelaufen war. Die Franzosen hielten sich wacker unter den Augen ihres Königs, der es sich nicht hatte versagen können, incognito unter den Zuschauern zu sein; ebenso aber auch die Fremden, die alle auf scharfe Waffen kämpften, weshalb es auch nicht ohne Verwundungen abging. Nach Ablauf der Zeit kehrten die drei Ritter nach Paris zurück, wo es der König, der Hof und die Damen nicht an Feier und Festen fehlen ließen.

Weit romanhaftern Charakter trägt noch das Unternehmen eines spanischen Ritters, Suero de Quenones, welches etwas später (im Jahre 1434) stattfand und uns zeigt, wie der Geist der Romane damals in der spanischen Ritterschaft lebendig war. Es war bei einem großen Feste, welches der König Johann II. von Castilien in der Neujahrsnacht feierte, wo dieser Ritter mit neun Genossen vor dem König erschien, ihm Hände und Füße küßte und durch einen Herold eine Bittschrift überreichen ließ. In dieser Bittschrift sagte er, daß er bis dahin ein Gefangener seiner Dame gewesen sei und, wie er in aller Welt durch Herolde bekannt gemacht habe, zum Zeichen dessen jeden Donnerstag einen eisernen Ring trage. Jetzt denke er aber an seine Auslösung im Namen des Apostels Jakob, und diese Auslösung solle darin bestehen, daß er vorher mit Hülfe dieser seiner Genossen 300 Lanzen brechen wolle. Funfzehn Tage vor dem Feste des Apostels Jakob werde er sich an der Straße befinden, welche die meisten Wallfahrer zu dem Begräbnißort desselben nehmen, und werde 15 Tage bis nach demselben bleiben. Mit jedem Ritter, der des Weges komme, sollten drei Lanzen gebrochen werden, nur der König selbst und der Connetable Alvaro de Luna seien ausgenommen; jede Dame aber, die dahin komme und keinen Ritter habe, der für sie kämpfe, solle den Handschuh ihrer rechten Hand

verlieren. Hierzu verlangte der Ritter Quenones in seiner Bittschrift vom Könige die Erlaubniß, die ihm auch gern gewährt wurde.

Sobald er dem König in feierlicher Weise gedankt hatte, ließ er nach Beendigung des Tanzes noch auf diesem Feste die ausführlichen Bestimmungen seines Unternehmens verlesen und sie sodann, sechs Monate vor dem Beginn des Kampfes, durch Herolde in alle Welt zu aller Ritterschaft hinaus verkünden. Er ließ sie bitten, zu erscheinen „aus Höflichkeit und um der Liebe zu ihren Damen willen“, denn ohne ihre Mitwirkung, weil sie mit ihm und seinen Gefährten die 300 Lanzen brechen mußten, war seine Erlösung nicht möglich. In diesen Bestimmungen wurde den fremden Rittern alle mögliche Sicherheit für gerechte und billige Handhabung der Kampfgesetze versprochen, unparteiische und erprobte Kampfrichter, gute und gleiche Waffen, Entschädigung für verwundete und getödtete Pferde, Heilung und Pflege der eigenen Wunden u. s. w. In Betreff der Damen hieß es, daß, wenn zwei Ritter kämen, den Handschuh einer Dame zu lösen, nur der erste zugelassen werden solle; auch solle es nicht gestattet sein, daß einer den Handschuh von mehr als einer Dame löse, da er nur eine Dame wahrhaft lieben könne.

Zum Ort des Kampfes war der Paß bei der Brücke von Orbigo gewählt, der vertheidigt werden sollte. Die Frist von sechs Monaten verwendete Quenones dazu, die nöthigen Waffen und Pferde herbeizuschaffen, Holz fällen und behauen und die Kampfbahn, die Schranken und Tribünen und sonstigen Gebäude errichten zu lassen. Alles wurde schön und lustig mit Teppichen behängt und 22 Zelte herum aufgeschlagen, welche Suero und den Seinen sowie den fremden Rittern, den Kampfrichtern, den Damen und sonstigen Zuschauern zum Aufenthalt dienten. Suero sorgte für aller

Bewirthung in den Nachbarorten, die seinem Vater gehörten; auch schickte seine Mutter eine edle Frau mit sechs andern Frauen als Krankenwärterinnen.

Der erste, der am bezeichneten Tage erschien, war ein deutscher Ritter aus der Mark Brandenburg, Arnold von Rothenwald, und mit ihm zwei Brüder aus Valencia. Sie sagten, die durch die ganze Christenheit verbreitete Ankündigung habe sie hergerufen, und sie wünschten die ersten zu sein, das Abenteuer zu bestehen. Am folgenden Tage, nachdem man die Messe angehört hatte, ritt man von beiden Seiten auf, alle angethan in prächtiger, reichverzierter Kleidung, mit Devisen und allerlei allegorischem Schmuck, wie es damals die gleiche Sitte bei den Rittern der Romane und der Wirklichkeit war. Nach allerlei Umzügen, Ceremonien, Musik und sonstigem Prunk eröffneten Quenones und der deutsche Ritter den Kampf, bei welchem in fünf Rennen drei Lanzen gebrochen wurden, sodaß beide trefflich bestanden, wonach der Spanier seinen Gegner zum Mahle einlud.

In solcher Weise wurde weiter gekämpft, da fast die ganze Zeit Ritter genug vorhanden waren. Auch ging es nicht ohne Wunden ab, und ein aragonischer Ritter wurde so gefährlich getroffen, daß er todt vom Rosse stürzte. Alle Bemühungen Suero's konnten ihm von der Geistlichkeit kein ehrliches Begräbniß bewirken, und die Ritter mußten ihn in ungeweihter Erde begraben. Einmal waren auch die Paßvertheidiger nicht im Stande, gegen alle Ritter, die kamen, den Kampf auszuhalten, denn einige waren verwundet und andere mußten sich die verrenkten Glieder einrichten lassen. Mancherlei Zufälle brachten Abwechselung in den Kampf. Manchen Damen wurden die Handschuhe abgefordert, und viele Ritter fanden sich, sie einzulösen. Ein Ritter bot sich öffentlich dazu aus. Er ließ auf der Brücke

von Orbigo und in der Umgegend offene Briefe aushängen, worin er „den wackern Frauen, von welchen die Liebe ausgeht mit allen ihren rühmlichen Fesseln oder den Banden der Freundschaft“, seine Dienste antrug, falls sie keinen untadeligen Ritter stellen konnten. Zwei catalonische Ritter verlangten allein die 300 Lanzen zu brechen, allein Quenones bestand streng auf der Bestimmung, daß einem Ritter nicht mehr als drei Lanzen erlaubt seien.

Als mit dem 9. August die 30 Tage verflossen, waren im ganzen 68 Ritter gegen die Paßvertheidiger aufgetreten, 727 Rennen waren gemacht und darin 166 Lanzen gebrochen. Die Zahl 300 war somit lange nicht erreicht, aber die Ritter hatten ihre Zeit ausgehalten. Suero, der mit acht seiner Genossen — der neunte lag schwer verwundet — vor die Kampfrichter ritt, wurde von diesen freigesprochen, sein Unternehmen für vollendet erklärt und dem Wappenkönig und dem Herold befohlen, ihm sein Halseisen abzunehmen. So geschah es auf der Stelle. Dann verließen die Tapfern den Kampfplatz und hielten einen festlichen Einzug in Leon.

Dieses Abenteuer des spanischen Ritters, von welchem man eine ausführlichere Darstellung, als sie hier gegeben werden konnte, bei Büsching findet, enthält außer dem Gesammtcharakter noch zwei besondere Bräuche der irrenden Ritterschaft. Der eine davon ist derjenige, daß der Ritter sein Unternehmen in die Vertheidigung einer Brücke, einer Straße, eines Passes, eines Thales einkleidet und den Weg durch Zweikampf gegen jeden herankommenden Ritter zu behaupten sucht. Es war nicht selten, daß die thatenlustigen Ritter der Wirklichkeit diesen Brauch nachahmten, wie hier Quenones und wie es in frühern Zeiten schon Ulrich von Liechtenstein gethan hatte.

Der zweite Brauch ist noch bedeutender und zugleich

charakteristischer und phantastischer, um nicht zu sagen verrückter. Wir meinen das Gelübde und seine Zeichen. Die Sitte ist gewiß in das germanische Alterthum bis zu den Eisenringen der Chatten hinaufzuleiten. Ihre Blüte hat sie aber erst jetzt im 14. und 15. Jahrhundert, wenn man nicht überhaupt das Rittergelübde und die besondern der einzelnen Orden hinzurechnen will. In dieser Periode waren Gelübde und Schwüre etwas ganz Gewöhnliches. Es wollte z. B. jemand einen Ort einnehmen, eine Waffenthat vollführen, eine Beleidigung rächen, und er gelobte bis dahin kein Fleisch zu essen, oder nicht in einem Bett zu schlafen, oder sich das Haar wachsen zu lassen, oder gar, wie es auch vorkommt, Frauenschuhe zu tragen. Dergleichen wird mehrfach aus dem Leben Du Guesclin's erzählt, und ebenso von Boucicaut und andern. Auch ohne ein solches Zeichen der Enthaltsamkeit legte man wol einfach öffentlich und vor den Damen das Gelöbniß ab, sich in einer bevorstehenden Schlacht als den Besten zu zeigen oder auf einer Mauer der erste zu sein. Von dieser Art war das Gelübde eines englischen Knappen im Heere Heinrich Percy's, der bei einem Fest in Northumberland geschworen hatte, sich in der nächsten Schlacht mit den Schotten so auszuzeichnen, daß man ihn für den Besten erkennen würde. Infolge dessen fand er seinen Tod in der berühmten blutigen Schlacht von Otterburn.

Aber nicht immer war die Sache so einfach und kurz, sondern gewissermaßen in ein künstliches System gebracht. Derjenige, welcher ein Gelübde ablegen wollte, welches nicht von der erwähnten einfachen Natur war, bedurfte dazu zunächst der Erlaubniß seines Lehnsherrn, wie wir dies schon bei Quenones gesehen haben, denn er hatte diesem schon ein Gelöbniß abgelegt, und das zweite hätte dem ersten widersprechen und nachtheilig sein können. „Gelübde

auf Gelübde gilt nicht", hieß die Regel. War die Erlaubniß erlangt, so gingen nicht selten, wie der Ritterwürde, religiöse Uebungen vorauf, Fasten, Wachen, Gebete und Beichte, und es wurde die Messe gehört. Dann wurde unter Ceremonien der Schwur gethan, wobei auch die Hand auf die Bibel gelegt wurde, und nach demselben wurden die Zeichen angenommen. Das gewöhnlichste Merkmal war ein Ring, der nicht nothwendig von Eisen zu sein brauchte, um den Hals, um den Arm oder auch um das Bein. Er sollte den Träger als einen Gefangenen bezeichnen, als einen Sklaven seines eigenen Wortes, welches Zeichen er erst ablegen durfte, wenn das Wort eingelöst, das Gelübde vollführt war. Die Ablegung des Zeichens geschah wieder ebenso feierlich mit besondern Gebräuchen. Statt des Rings konnte auch irgendein anderes Merkmal das Gelübde thun, irgendein Geschenk der Dame, wie ein Band, das am Schild, an der Lanze oder am Körper angebracht, oder häufig eine Schnur, welche auf der Schulter befestigt wurde. Eine solche weiße Schnur wurde dem Ritter des Bathordens angelegt, und er sollte sie auf allen Kleidern tragen, bis er irgendeine ehrenvolle That vollführt hätte oder ein Fürst oder eine edle Dame sie ihm abreißen und dabei sagen würde, daß es billig sei, sie ihm abzunehmen, weil der Ruf seiner ehrenvollen Thaten in allen Ländern bekannt sei. Später genügte die Bürgschaft einer hohen Dame für seine Tapferkeit, um ihn dieses Sklavenzeichens zu entledigen.

In dem Leben Saintré's, das allerdings romanhaft erzählt ist, aber auf Thatsachen ruht, werden mehrfache Beispiele erzählt. Einmal gelobte dieser Ritter, mit neun Waffengenossen drei Jahre lang von Hof zu Hof zu ziehen und, wohin sie kämen, gegen die gleiche Anzahl von Kämpfern die Schönheit ihrer Damen aufrecht zu erhalten. Sie trugen als Zeichen einen Helm von besonderer Gestalt mit

einem goldenen Visir für die Ritter und einem silbernen für die Knappen, und außerdem auf der linken Schulter ein anderes Merkmal, das ihnen nach Beendigung des Gelübdes am Hofe des deutschen Kaisers feierlich abgenommen wurde. Nach derselben Quelle erschien einmal ein polnischer Ritter, genannt Loiselench, am Hofe zu Paris. Dieser trug zwei goldene Ringe, den einen über dem linken Ellnbogen und den andern am Beine über dem Schenkel, nebst einer langen goldenen Kette, welche beide verband. Er hatte geschworen, diese Zeichen fünf Jahre zu tragen, bis er einen Ritter oder Knappen ohne Tadel fände, der ihn davon erlöse.

Beim burgundischen Hofe, bei dem überhaupt vielfach romanhafte Sitte herrschte, scheint das Gelübde ziemlich im Schwange gewesen zu sein. Es wird z. B. von Herzog Johann erzählt, daß er, um sich Ehre und Gunst bei seiner Dame zu erwerben, das Gelübde that (1414), mit noch 16 andern Rittern und Knappen zwei Jahre lang jeden Sonntag, gleich einem Gefangenen, einen Ring am linken Beine zu tragen, und zwar die Ritter einen goldenen und die Knappen einen silbernen, bis eine gleiche Anzahl von Rittern und Knappen mit ihnen einen Kampf bestehen würde.

Am berühmtesten sind diejenigen Gelübde geworden, welche von einer ganzen Gesellschaft über einem Vogel abgelegt wurden, der sodann von allen verspeist wurde. Man nahm dazu einen Reiher, einen Fasan oder Pfau, wol weil diese Vögel, gebraten und aufgeputzt, den Hauptschmuck der Tafel zu bilden pflegten und der Pfau namentlich als Speise der Helden galt.

Ein altes französisches Gedicht schreibt sogar die Entstehung der englisch-französischen Kriege dieser Periode einem solchen Gelübde zu. Es erzählt, daß Graf Robert

von Artois, der sich, aus Frankreich verbannt, in England aufhielt und Rache gegen Philipp VI. brütete, einst auf der Falkenjagd einen Reiher erbeutete. Er ließ ihn zurichten, legte ihn zwischen zwei silberne Schüsseln und trug ihn so in den Palast König Edward's, begleitet von Musikanten und zwei Fräulein, welche zur Musik sangen. Als er in den Saal trat, sagte er: „Oeffnet die Schranken und laßt die braven Ritter einziehen, welche die Liebe hier versammelt.“ Dann lud er die versammelten Ritter ein, über diesem Reiher Gelübde zu thun, welche ihrer würdig seien. „Wie ihr wisset, ist dies das schlechteste und furchtsamste unter allen Thieren, denn es fürchtet sich vor seinem eigenen Schatten; auch ist derjenige der feigste unter allen Menschen, dem ich es anbieten werde.“ Hiermit wandte er sich an den König Edward, weil er aus Feigheit die Krone Frankreichs, die ihm gehöre, vernachlässige. Der König ward wüthend und erklärte feierlich über dem Vogel, daß das Jahr nicht verfließen solle, ohne daß Philipp ihn mit Feuer und Schwert auf dem Gebiete Frankreichs erblicken werde.

Das war es, was Graf Robert gewollt hatte, der nun seinerseits verspricht, sich auf französischem Boden für die erlittenen Kränkungen an Philipp zu rächen. Dann nimmt er wieder seine Schüsseln auf, die Musikanten spielen und die Jungfrauen singen ein Lied, welches anfängt: „Ich sehe in das Grün, denn die Liebe lehrt mich dies.“ Er geht durch den Saal zum Grafen Salisbury, der neben der Tochter des Grafen von Erby saß, in welche er sterblich verliebt war, und fordert ihn auf als den Verliebtesten in der Gesellschaft, ein Beispiel zu geben. „Von Herzen gern“, antwortete dieser, denn er befände sich unter den Augen der Dame, welche er nicht der Jungfrau Maria an Schönheit nachsetzen würde, wenn sie in den Saal träte, und darin

14*

fände er den stärksten Beweggrund für seine Tapferkeit. Er bittet nun die Dame um die einzige Gnade, einen Finger ihrer schönen Hand auf sein rechtes Auge zu legen, daß es ganz davon bedeckt werde. Wie sie nun mit zwei Fingern ihm das Auge so zuhält, daß er gar nichts damit sehen kann, so gelobt er, das Auge nicht eher wieder zu öffnen, als bis er Frankreichs Boden betreten und Philipp's Heer in einem ordentlichen Treffen geschlagen habe. Es wird hinzugefügt, daß er dieses Gelübde gehalten habe.

Nun kommt die Reihe an das Fräulein von Erby, und sie gelobt, keinem Herrn anzugehören, bis das Gelübde dieses ihres Liebhabers erfüllt sei, und alsdann, wenn er am Leben bleibe, ihm ihre ganze Person ohne Rückhalt zum Geschenk zu machen, worüber dieser vor Freuden außer sich geräth. Danach wandert Robert mit seinem Reiher weiter zu Gautier von Mauny, zum Grafen von Erby, von Suffolk und andern, die einander zu überbieten trachten; nur Johann von Hennegau warnt vor Großsprecherei und spricht genau seinem Charakter und seiner Geschichte gemäß. Endlich legt auch die Königin ein Gelübde ab, nachdem sie von ihrem Gemahl dazu die Erlaubniß erhalten hat. Sie fühle sich schwanger, sagt sie, und sie gelobe Gott und der heiligen Jungfrau, daß diese Frucht nicht eher aus ihrem Schoße hervorgehen solle, bevor sie nicht über das Meer geführt sei. „Wenn mein Kind vorher zur Welt kommen wollte, so würde ich mir lieber diesen Dolch, mit dem ich bewaffnet bin, in die Seite stechen; ich würde demnach durch einen einzigen Streich mein Leben und meine Frucht vernichten."

Als der König diesen grausen Schwur hört, verbietet er in dem Gelübde fortzufahren. Indeß wird der Reiher zerlegt und auch die Königin ißt davon. Ihren Sohn brachte sie in Antwerpen zur Welt.

Von dieser Begebenheit erzählen allerdings die Chronisten nichts. Man würde sie dennoch für wahr halten müssen, wenn das erwähnte Gedicht wirklich im Jahre 1338, etwa zwei Jahre nach der Begebenheit, gemacht wäre, wie Saint-Palaye's deutscher Bearbeiter angibt; aber das bezweifeln wir. Immerhin mag ein bestimmtes, in der Hauptsache zutreffendes Ereigniß zu Grunde liegen, da im allgemeinen nichts der Geschichte widerstreitet. Es lassen sich auch einzelne Anhaltspunkte dafür finden, denn von Gautier von Manny z. B. berichtet Froissart, wie schon oben erzählt, daß er wirklich mit einem ähnlichen Gelübde zu jener Zeit auf dem Boden Frankreichs auftrat, und so auch erschienen damals junge englische Ritter mit einem Tuch über dem einen Auge, und man sagte, daß sie unter den Damen ihres Landes ein Gelübde gemacht, das Auge nicht eher wieder zu öffnen, als bis sie einige tapfere Thaten in Frankreich vollführt hätten. Auch ist die Sache dem Charakter König Eduard's durchaus nicht fern, denn dieser König war, wenn einer, vom Geiste der romanhaften Ritterschaft erfüllt, so sehr, daß er durch die Stiftung des Hosenbandordens in Windsor bestimmt beabsichtigte, die Tafelrunde wieder aufleben zu lassen, indem er durch seinen Orden und die damit verbundenen Feste die tapfersten Ritter aller Welt um sich versammeln wollte und für sich selbst Artus, den König der irrenden Ritter, zum Muster nahm. Wahrscheinlich ist auch das Hosenband selbst nur ein Zeichen des Gelübdes, wie der eiserne Ring und beim Bathorden die Schnur auf der Schulter, und die bekannte Devise ist gegen den König von Frankreich gerichtet, der über Eduard's Romantik spottete.

Von den Gelübden, die am burgundischen Hofe abgelegt wurden, wird eins durch Augenzeugen ausführlich beschrieben, sodaß kein Zweifel sein kann; es waren sogar alle Ge-

löbnisse protokollarisch aufgenommen worden. Es fand im Jahre 1453 zu Lille statt, als hier Herzog Philipp der Gute seine Ritterschaft und viele andere Gäste versammelt hatte, um einen Kreuzzug gegen die Türken ins Werk zu setzen, von denen eben Konstantinopel erobert war. Der Herzog gab ein großes, glänzendes Gastmahl, bei welchem zur Unterhaltung, wie es zu jener Zeit die Sitte war, allerlei theatralisch-allegorische Zwischenspiele mit großartigem Aufwand künstlicher Maschinerien aufgeführt wurden. Dabei erschien plötzlich im Saal ein Riese in türkischer Tracht; er führte einen Elefanten und der Elefant trug ein Castell, in welchem eine trauernde Dame in Nonnenkleidung saß. Sie stellte die bedrängte christliche Religion dar und erhob ein Klagelied über die Leiden, die sie unter den Ungläubigen erdulden müsse. Darauf folgte der Wappenkönig des Goldenen Vließes mit einer Menge Wappenoffizieren. Mit einem reichgeschmückten Fasan auf der Hand trat er vor den Herzog und stellte ihm zwei Damen vor, deren jede wieder von einem Ritter des Ordens begleitet war. Indem er um den Schutz dieser Dame ersuchte, überreichte er in ihrem Namen den Fasan, „um sich nach den alten Gewohnheiten zu betragen, nach welchen man bei großen Festen und in vornehmen Gesellschaften den Fürsten, Herren und Edelleuten einen Pfau oder einen andern edeln Vogel überreicht, damit sie Gelübde zum Nutzen der Damen, die sich ihren Beistand erflehen, thun mögen". So sagen die Berichterstatter. Der Herzog hörte das an und übergab dann schriftlich das Gelübde, welches laut verlesen wurde. Seinem Beispiel folgten die übrigen Herren und Ritter; jeder wollte eine kühne That unter den Türken vollführen und machte dazu ein Gegengelübde. Der eine wollte so lange in keinem Bett schlafen, ein anderer bei dem Essen kein Tischtuch haben oder sich an gewissen Tagen des Fleisches

und des Weines enthalten, wieder ein anderer ein gewisses Stück der Rüstung ablegen oder auch dasselbe Tag und Nacht tragen u. s. w. Eine neue Allegorie, worin zehn Damen die ritterlichen Tugenden vorstellten und die Ritter auf ihrem gefährlichen Unternehmen zu geleiten versprachen, machte den Beschluß des komisch-ernsthaften Schauspiels.

Wenn sich in diesen Gelübden vorzugsweise die überspannte Seite der Romanritterschaft zu erkennen gibt, so dürfen wir wenigstens nicht unerwähnt lassen, daß auch die edlern Seiten, die Tugenden, die wir eben den irrenden Rittern nachrühmten, die Treue, das Festhalten an dem gegebenem Wort, das sich auch in den Gelübden zeigt, der Edelmuth insbesondere gegen Gefangene, ihren Widerschein im Leben finden. Einzelne Beispiele der Grausamkeit infolge erregter Leidenschaften kommen natürlich auch hier vor, im ganzen aber trägt die englische und französische Ritterschaft dieser Periode den angegebenen Charakter. Eine Worttreue, wie die Friedrich's des Schönen, findet eine große Anzahl Seitenstücke in diesen Kriegen, nur daß keine Kaiserkrone auf dem Spiele steht. König Eduard steht auch in Bezug auf Hochherzigkeit und Edelmuth als Muster der Ritterschaft voran. Man lese z. B., wie er seinen tapfern Feind Ribaumont, der ihm vor Calais arg zugesetzt hat, mit Geschenken und Gunstbezeigungen entläßt: er möge sein Perlenschapel das ganze Jahr tragen und unter den Damen erzählen, daß er es ihm zum Andenken gegeben habe. Auch hierin übertraf noch der Schwarze Prinz seinen Vater wie in vielem andern; sein Betragen gegen seinen Gefangenen, den König Johann, und in vielen andern Fällen ist ein höchst ausgezeichnetes. Auch König Johann ist zu nennen im Gegensatz gegen Franz I., der in ähnlicher Lage minder ritterlich und minder treu handelte. Die Gefangenen werden in der Regel höchst milde behandelt und auf ihr Wort,

meist nach eigener Schätzung, gegen ein Lösegeld unverweilt entlassen, wenn sie auch noch so gefährlich sind. Nur die Spanier machen hier eine Ausnahme, indem sie ihre Gefangenen, darunter hohe Engländer, in Fesseln schlagen und in schlechte Kerker werfen.

Noch manche andere Charakterzüge von dieser Art könnten wir anführen, allein wir müssen abbrechen, um noch mit Wenigem der deutschen Irrfahrer und schließlich des Absterbens des irrenden Rittergeistes gedenken zu können.

IV.

Ohne Zweifel war der deutsche Adel weit weniger als der französische und englische vom Geiste der irrenden Ritterschaft erfüllt, dennoch zeigte sich derselbe auch in ihm lebendig, und es verlohnte sich wol der Mühe, näher seinen Spuren nachzugehen, als es uns hier noch gestattet ist. Nach dem tiefen Verfall des Ritterthums in der zweiten Hälfte des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts erfolgte auch in Deutschland vielerorten eine Erhebung, welche sich durch die Ueberlieferungen der Vergangenheit nährte, ihre Formen nachahmte, dabei aber auch verschärfte und manierirter machte. Auf jedem Gebiete fast stößt man auf den Einfluß der Epen und Romane; man schreibt sie von neuem ab, liest, überarbeitet und sammelt sie; man findet Scenen aus ihnen auf Pergament gemalt, auf Kästchen geschnitzt, auf Teppiche gestickt, auf den Wänden in lebensgroßen Figuren dargestellt; man findet den Roman im Ernst und in den Spielen des Lebens.

Wie wir schon erwähnt haben, schwärmten im 14. Jahrhundert auch die deutschen Ritter in der ganzen Welt umher. Wenn sie einen besondern Abzugskanal nach Preußen zu dem Deutschen Orden hatten und namentlich seit Sigmund auch

die Donau hinab gegen die Türken, so gab es doch auch im Westen kein Schlachtfeld, wo man sie nicht getroffen hätte; sie kämpften in Spanien bei Navarrete, an der schottisch-englischen Grenze in der Percy- und Douglasschlacht bei Otterburn, und früher schon in den nordischen Schlachten der skandinavischen Reiche.

Peter Suchenwirt, der österreichische Dichter, hat eine Anzahl „Ehrenreden" berühmten Zeitgenossen nachgedichtet, aus denen man ersieht, wie die Ritterfahrten nach allen Himmelsgegenden fast zur gewöhnlichen Sitte gehören und ein weitgereister Mann durchaus nicht selten in jener Zeit gewesen ist. Vom Burggrafen Albrecht I. von Nürnberg erzählt er, wie er den ersten Zug in seiner Jugend nach England gemacht, mit dessen König gegen die Schotten gekämpft und große Ehren als einer, der sich im Kriege nicht geschont, davongetragen habe. Ein paar Jahre darauf (1336) zog er mit den Königen von Ungarn und Böhmen nach Preußen und Litauen und wurde auf dieser Fahrt zum Ritter gemacht. Nicht lange danach unternahm er eine Kreuzfahrt in das Gelobte Land, sah das Heilige Grab, den Berg Horeb und kam selbst bis Babylon. Später zog er mit dem König Ludwig von Ungarn nach Neapel und kämpfte mit demselben gegen die südlichen und östlichen Nachbarvölker seines Reichs. Mit dem Kaiser sah er noch einmal Italien und Rom und stritt wiederum mit Ludwig von Ungarn gegen die Serben.

Zu denjenigen unter den österreichischen Rittern, welche die meisten und weitesten Züge gemacht hatten, gehörte Friedrich von Chreuzpeck. Seine ersten Waffenthaten legte er in Mähren ab, dann kämpfte er für Friedrich den Schönen gegen die Baiern und war mit in der Schlacht bei Mühldorf. Danach war er öfter und längere Zeit in Italien, theils im österreichischen Dienst, theils der Floren-

tiner, theils von Mailand. Heimgekehrt zog er mit König Johann von Böhmen gegen die Preußen und wieder mit demselben nach Frankreich. Mit Oesterreich kämpfte er bei Kötse in Mähren gegen die Böhmen und Ungarn und zog darauf nach Neapel und von da nach Spanien. Wieder ostwärts gewendet, unternahm er nun eine Kreuzfahrt, sah das Heilige Grab und Babylon und wollte nach Indien, als er von den Ungläubigen gefangen wurde. Durch Kaufleute losgekauft, gelangte er zum zweiten mal über Armenien nach Jerusalem, ging nach Cypern und Konstantinopel und fuhr durch Rußland, Polen, Livland an die Ostsee und hinüber nach Schweden und machte mit dem König von Schweden einen Zug gegen die Russen. Ueber Drontheim in Norwegen reiste er weiter nach Schottland, England und Irland und wohnte einem Seetreffen zwischen den Engländern und Spaniern bei. Nun setzte er zwar nach Holland hinüber, aber erst nachdem er noch eine Romfahrt gemacht hatte, sah er seine Heimat wieder. Jedoch mit seinen Reisen war er noch lange nicht fertig. Zuerst machte er noch zwei Kriegszüge wider die Preußen und Russen. Dann zog er wieder nordwärts nach Schweden, herab durch Dänemark, Holstein, Westfalen, die Niederlande nach Frankreich und sah Paris, ging hinüber nach Spanien bis Sevilla und Granada und kämpfte in Valencia gegen die Sarazenen, schiffte sich ein nach Majorca, Sardinien, nach der Berberei und besuchte Tunis, und gelangte endlich über Sicilien, Calabrien, Rhodus und Cypern zum dritten mal nach Jerusalem, von wo er über Konstantinopel und durch die Binnenländer die Donau aufwärts nach Hause zurückkehrte.

Friedrich von Chreuzpeck mag uns als das Muster eines deutschen abenteuernden Ritters dienen; man könnte ihm aus Peter Suchenwirt noch die beiden Ellerbach, Friedrich von Locken, der lange Zeit Marschall des Königs Waldemar

von Dänemark war, und Hans von Traun, der unter anderm bei der Einnahme von Calais war und das englische Banner in der Schlacht bei Poitiers trug, an die Seite stellen, wenn sie auch nicht so weite Kreise mit ihren Fahrten beschrieben haben. Von manchen andern erhalten wir Andeutungen, daß es mit ihnen ebenso gewesen.

Der abenteuerlichste unter den deutschen Wanderrittern, derjenige, welcher am meisten den irrenden Rittern gleicht und am klarsten den Einfluß der Romane erkennen läßt; ist der Sänger und Dichter Oswald von Wolkenstein, ein Tiroler. Ueber ihn sind wir auch durch seine eigenen Gedichte und Aufzeichnungen, wie durch die Bemühungen seines Geschichtschreibers Beda Weber am besten unterrichtet. Von Kindheit auf hatte er sich vollgesogen von der ganzen Sagenromantik, die damals in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf Berg und Thal allerorten in Tirol wieder aufleuchtete. Kaum war er zehn Jahre alt, ein Bursche, überreif für sein Alter an Körperkraft und Verstand und von gereizter, bilderreicher Phantasie, so hielt es ihn schon nicht länger in seines Vaters Schloß. Er lief davon und kam als Reiterbub, armselig und dürftig, die Nacht im Stall oder unter freiem Himmel zubringend, mit dem Zuge Herzog Albrecht's III. (1377) nach Preußen.

In Preußen blieb Oswald acht Jahre, machte alle Züge gegen die Preußen, in Polen und Rußland mit und lernte bei dem Deutschen Orden den Krieg unter Wunden und Gefahren. Der Drang nach Abenteuern führte ihn weiter. Von Königsberg fuhr er hinüber nach Skandinavien, besuchte die Niederlassungen der Hansa und focht mit im Heer der Königin Margaretha in einer schwärmerischen Verehrung für ihre Person, mit einer Hingebung, wie sie nur ein irrender Ritter im Kampf für eine bedrängte und geliebte Prinzessin zu zeigen vermochte. Nach dem Siege bei Falköping (1388)

suchte er das Land seiner Sehnsucht auf, England, die Geburtsstätte der romantischen Sagen, die Heimat der Tafelrunde, denn er selbst dachte sich einen der irrenden Ritter, der nach dem Graal durch alle Welt suchte. Er kam noch rechtzeitig, um die Schlacht von Otterburn mitzumachen. Auch Irland sah er noch und kehrte dann 1389 nach Königsberg zurück, aber diesmal nur um weiter zu wandern.

Mit Handelsleuten ging er durch das innere Land nach Kaffa und wollte mit einem Schiff, auf dem er sich als Ruderknecht und Koch verdungen hatte, nach Kleinasien hinübersetzen. Durch solche niedere Dienstleistungen dachte er sich der künftigen Geliebten würdiger zu machen. Da er Schiffbruch litt, kam er nur mit Lebensgefahr nach Trapezunt, wanderte aber unverdrossen an den Euphrat und kehrte nach Kaffa zurück. Von hier fuhr er über Konstantinopel nach Candia, gedachte im Archipel der Fülle der milesischen Märchen und blieb ein paar Jahre in untergeordneten Diensten in Candia.

Als König Sigmund, den er von frühern Zeiten kannte, in Ungarn die Abenteuerer aller Welt gegen die Türken sammelte, fand auch Oswald sich ein, kämpfte mit bei Nikopolis und befand sich mit auf dem Schiff, welches den flüchtigen Sigmund rettend die Donau hinabtrug. Mit ihm fuhr er sodann über Konstantinopel nach Rhodus und trennte sich von ihm in Dalmatien, um zum ersten mal, 25 Jahre alt, die tiroler Heimat wiederzusehen.

Unglückliche Liebe zu einem hartherzigen, grausamen Fräulein trieb ihn aufs neue von dannen, diesmal als Pilger, sich verzehrend in Liebesqual, sich abtödtend und peinigend nach dem Muster des Amadis, er auf der Wanderung wie dieser in selbsterwählter Einsamkeit. Oswald war nicht fern von einem Don Quixote, dem er auch im früh verwitterten Aeußern glich, nur daß eine wirkliche Liebe

zu Grunde lag. Er ging wieder nach dem Morgenlande, sah den Sultan in Kairo, betete in Bethlehem und erhielt den Ritterschlag über dem Heiligen Grabe in der überspanntesten Gesinnung. Eines Morgens schwang er sein Schwert zum Fenster hinaus und rief: „Sabina, dein Ritter wacht! Wehe jedem, der dir nicht alle Ehre erweist!“ In solcher Stimmung hielt er sich zwei Jahre in Palästina auf, und als diese Bußzeit, wie er sie auffaßte, abgelaufen war, setzte er hinüber nach Cypern, von wo er durch Italien nach der Heimat (Ende 1400) zurückkam.

Trotzdem er nun in Tirol durch den Tod seines Vaters zu Erb und Eigen gelangte und an den Parteiungen seines Landes den thätigsten Antheil nahm, fand er doch noch keine Ruhe. Ihn gelüstete es noch einmal nach den glänzenden Bildern und den Liebesabenteuern des Südens. Im Jahre 1407 brach er wieder auf und ging nach längerm Aufenthalt beim Pfalzgrafen Ludwig dem Bärtigen, der nicht unähnlichen Sinnes war, den Rhein hinab nach England und fuhr von dort nach Portugal, um aus den Händen der Königin „das Ehrenblümlein des Kannen- und Greifenordens“ zu erhalten. Hier wurde gerade eine Flotte gegen die Mauren der afrikanischen Küste zusammengezogen; er machte die Unternehmung mit und half, an der Seite der Infanten tapfer kämpfend, das feste Ceuta erstürmen. Nach einem zweiten Aufenthalt in Lissabon, wo er hochgeehrt wurde, besuchte er die Mauren in Granada, wurde freundlichst aufgenommen und reich beschenkt, lauschte den arabischen Gesängen sarazenischer Frauen und sang ihnen seine tiroler Lieder. Kürzere Zeit weilte er dann in Castilien, längere am aragonischen Hof zu Barcelona bei der schönen Königin Eleonore, der Dichterfreundin, und konnte sich von den Lustbarkeiten, den verschwiegenen Liebesabenteuern und überhaupt den Frauen des Südens nicht mehr trennen, ob-

wol er bereits eine Braut hatte, die seiner in den deutschen Alpen wartete. Langsam durchzog er den Süden Frankreichs, bis er nach Genua kam, wo er aus dem Sinnentaumel erwachte, um sich ganz in die Politik und in die Händel der Parteien zu werfen. Hiermit hört der irrende Ritter auf, obwol seine spätern Fahrten und Erlebnisse noch abenteuerlich genug sind; aber sie geschahen im Dienst der Politik.

Daß diese Art Leute, welche um der Ritterschaft willen Abenteuer auf weiten Fahrten suchten, im 15. Jahrhundert nicht ausstarben, bezeugt der schwäbische Ritter Georg von Ehingen, der seine Fahrten selbst beschrieben hat. Er hatte seine Jugend am Hofe der österreichischen Herzoge zugebracht; als er aber den Ritterschlag erhalten hatte, duldete es ihn nicht länger im Hofdienst. Er nahm Urlaub und begab sich wohlgerüstet über Venedig nach Rhodus, wo man einen Angriff des Sultans erwartete. Da der Sultan starb und der Angriff unterblieb, so fuhr Georg hinüber nach Palästina, sah Jerusalem und wollte weiter pilgern bis Babylon, kam aber nur nach Damascus. Ueber Cypern und Rhodus kehrte er 1454 in die Heimat zurück.

Mit einem andern jungen ritterlichen Genossen zog er zum zweiten mal wieder aus, dießmal nach Westen, besuchte den französischen Hof und die spanischen Höfe, bis er nach Portugal kam. Erst hier fand er wirkliche Kriegsarbeit, um die er ausgezogen war. Die Mauren bedrängten und belagerten die Stadt Ceuta, welche Oswald von Wolkenstein mit erobert hatte; Georg von Ehingen und sein Genosse halfen sie siegreich vertheidigen. Jener erwarb dabei großen Ruhm, indem er einen riesigen Heiden, der die christlichen Ritter herausforderte, im Zweikampf erlegte. In Spanien machte er noch einen Kriegszug gegen Granada mit, und zu Lissabon und in Castilien hoch geehrt und reich beschenkt, kehrte er über Frankreich in die Heimat zurück.

Man könnte glauben, daß dieser ritterliche Abenteuergeist in Deutschland blos dem niedern Adel angehört hätte; aber es zeigen sich die Fürsten gerade so von ihm erfüllt, wenn auch der wichtigere Beruf sie mehr an das eigene Land fesselte. Da sind die Luxemburger zu nennen, insbesondere der unruhige, abenteuerliche König Johann von Böhmen, der hin- und herfuhr, daß man nicht weiß, welchem Lande er angehört, und nach ihm sein Enkel Kaiser Sigmund, der Freund und Gesinnungsgenosse Oswald's von Wolkenstein. Ferner die ritterlichen österreichischen Herzoge, von denen mehrere um der Ritterschaft willen nach Preußen fuhren, der Pfalzgraf Ludwig, genannt der Bärtige, weil er den Bart nicht mehr schor, seitdem er über dem Heiligen Grabe den Ritterschlag erhalten hatte, dann Herzog Stephan von Baiern und seine Tochter Isabella, Königin von Frankreich, welche die Lust der Romantik nicht erst im neuen Vaterlande lernte, und von demselben Geschlecht Herzog Wilhelm von Baiern-Holland, der Erste, Bravste und Fröhlichste im Turnier, der sein Ritterthum ganz zeitgemäß komödiantenhaft genug zur Schau trug, und endlich Jakobäa von Holland, eine Figur, die nach Charakter und Geschichte aus dem Roman herausgenommen und in die Wirklichkeit übertragen zu sein scheint. Daneben wird man in der Literaturgeschichte reichlich die Beispiele von solchen fürstlichen Personen finden, welche die Wiederaufnahme dichterischer Beschäftigung mit den alten Sagenstoffen begünstigten.

Die erwähnten Beispiele zeigen, daß diese geistige Stimmung noch vom 14. in das 15. Jahrhundert hinüberging, dennoch war das letztere ihr nicht mehr günstig. Die Naivetät und Unbefangenheit, die dazu gehörten, konnten vor dem Geist der neuen Zeit, dem diplomatischen der Fürsten und dem kritisch-protestantischen der Bürgerwelt, nicht mehr standhalten und mußten dem gemeinen Interesse, dem

Spott und der Aufklärung zugleich erliegen. Es waren auch die äußern Umstände sehr ungünstig. Die langen Kriege hatten die englische und französische Ritterschaft endlich erschöpft, und dann vertilgte die englische sich selbst in den Kriegen der rothen und weißen Rose, und die französische beugte ihren müden Nacken unter die harte Hand und den kalten, bürgerlichen Verstand Ludwig's XI. Zum Schaden hatte sie den Spott. Die übermüthige Handwerksjugend, die gar keine Achtung mehr vor dem erhabenen Geist des irrenden Ritterthums hatte, veranstaltete in ihrer Weise Turniere und legte Gelübde ab. Englische Clowns machten ihre Gelübde über dem Schwan, dem Pfau und zu den Damen, setzten hölzerne Näpfe statt der Helme auf den Kopf, thaten hohle Tröge und Mulden als Panzer vor die Brust, machten sich beritten mit schweren, plumpen Ackergäulen und nahmen Pflugscharen und Dreschflegel als Waffen, und spielten so ernsthaft-komisch die Ritter.

Es war umsonst, wenn die Ritter dagegen, namentlich beim Turnier, um so fester an den Formen hielten, sie mit allerlei Etikette versteiften und mit Ceremonien umgaben, wenn sie sich in den künstlichen Dunst der Allegorie dichter und dichter hüllten und in Prunk und Pracht größern Aufwand machten. Es waren die letzten Anstrengungen. Doch nicht ganz die letzten: es erfolgte noch ein Aufflackern, noch einmal ein kurzes Brillantfeuer, welches dann in die dunkle Nacht versank.

Dieses Feuerwerk ging wieder von Frankreich aus. Franz I. und seine Helden, der Ritter ohne Furcht und Tadel an ihrer Spitze, suchten auf Grundlage der Romane das Ritterthun wieder zu erneuern, und die Züge nach Italien spielten im kleinen die Rolle, wie vordem die Kriege mit England. An Glanz und Festen und Abenteuern fehlte es gerade nicht. Bayard schrieb Turniere zu Ehren der

Damen aus, trug einen Frauenärmel auf seinem Schild, und wie Don Quixote sich nicht mit dem bürgerlichen Gesindel abgab, sondern es seinem Stallmeister überließ, so wollte auch Bayard nicht mit den Landsknechten, die Schuster und Schneider seien, gemeinsam zum Sturm schreiten.

In diesem letzten Punkt waren ihnen die deutschen Ritter gleich. „Sollen wir unser adelich Blut an die harten Bauern wagen?" sagten sie. Im übrigen hatten sie damals gar nichts mehr vom alten echten Rittergeist. Wenn man die Fahrten und Thaten des Götz von Berlichingen in seinen eigenen Aufzeichnungen liest, wie ist jede Spur davon erloschen! Bei allem Thatendrang, wie ist alles klein, eng, schwung- und phantasielos, wie nüchtern und bürgerlich-brav! Kaiser Maximilian ist der letzte, der in Deutschland der Vertreter des irrenden Rittergeistes ist, dank seiner Mutter, der portugiesischen Leonore, die ihn aus dem Vaterlande des Amadis von Gallia mitgebracht hatte. Sein erfinderischer Kopf, seine reiche Phantasie steckte immer voll von romantischen Abenteuern und Planen, nur täuschte er sich in Einem: er nahm immerfort das Kleid für den Gehalt, die Allegorie nämlich für das schwärmerische Gefühl. Sein Kopf irrte und abenteuerte mehr als sein Herz. Sein Idealismus scheiterte fort und fort an einer höchst materiellen Klippe, am Geldmangel. Er war zu nahe an die moderne Zeit herangerückt, für die er keineswegs ohne Verständniß war. Aber das brachte ihn nur noch mehr in das Schwanken und Irren.

Die Reformation fand eigentlich mit dem Ritterthum wenig mehr aufzuräumen, wol aber mit der Romanlectüre. In Frankreich wenigstens war sie noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebhaft in Schwung. Katharina von Medici empfahl noch den „Perceforest" für ihren Sohn Karl IX. als Bildungsmittel für seine Sitten und Unterhaltung für

seine Muße. Der „Amadis" wurde geradezu ein Schulbuch vornehmer, galanter Sitte. Man glaubte auch, die Jugend empfinge von diesen Büchern die Lust zu großen und edeln Thaten. Wie sehr das aber eine Täuschung war, zeigt am besten die Geschichte Frankreichs in der Zeit des letzten Valois unter den religiösen Bürgerkriegen. Die Roheit, Blutgier, Ehrlosigkeit und ein finsterer Haß waren so entsetzlich, Meuchelmord und feige Tücke bildeten so den Charakter des Kriegs, daß Frankreich nie eine unritterlichere Zeit gesehen hat. Die Wirklichkeit zeigte keine Spur mehr von dem Geist der Romane. Wenn Engländer, bei denen die Königin Elisabeth um der Huldigungen für ihre eigene Person willen den romantischen Geist eine Weile aufrecht hielt, wenn Lord Essex und Lord Herbert französische Gegner herausfordern und sich dabei des Motivs bedienen, daß sie eine schönere und tugendhaftere Herrin haben, so werden sie einfach ausgelacht. Um das Jahr 1600 hört das auch in England auf; protestantische Schriftsteller, die noch im Rückblick dagegen polemisiren, können schon melden, daß die Lectüre der Ritterromane ausgestorben sei.

Wenn in Frankreich in der Mitte des 16. Jahrhunderts diese Literatur noch zahlreiche Liebhaber fand, so vermochte sie doch nichts Neues mehr zu schaffen; man las das Alte wieder und wieder. Anders in Italien, wo im 16. Jahrhundert die ganze romantische Welt in classischen Poesien wieder auflebt, wo Bojardo, Ariosto, Tasso das irrende Ritterthum unsterblich machen. Und doch hatte in Italien das geistig-schwärmerische Ritterthum nie einen rechten Boden gefunden, und am allerwenigsten im classisch-humanistischen 16. Jahrhundert! Man sieht aber auch, wie hier der Dichter seinem Stoff frei gegenübersteht; der Stoff lebt nicht mehr im Volk, darum hat der Dichter ihn frei gewählt und stellt sich über ihn, und in der poetischen Behandlung wird

das Formelle die Hauptsache. Mit welcher feinen und anmuthigen Ironie, mit welcher scherzenden Ungläubigkeit erzählt Ariost die Wunder und Zaubereien und die Abenteuer seiner Helden und wie weiß er dieselbe Stimmung in seinem Leser zu erregen! Dem scheint freilich der begeisterte Ernst in Tasso's „Befreitem Jerusalem“ zu widersprechen, aber es scheint doch nur so. Die Bedrängnisse der Christenheit durch die Türken und die drohenden Gefahren, der wiedererweckte Eifer um den christlichen Glauben leiteten den Dichter auf diesen Stoff, und er goß all den persönlichen Enthusiasmus seiner feurigen Seele hinein, aber sein wiedererwecktes schwärmerisches Ritterthum ist doch nur eine künstliche Reproduction. Als Poesie begegnete das „Befreite Jerusalem“ der allseitigsten Bewunderung, aber die politische Stimmung darin fand keinen Widerhall. Und was noch von Ernst in dieser romantischen Dichtung Italiens war, erhielt alsbald in Tassoni's „Geraubtem Eimer“ sein satirisches Seitenstück, wie die spanischen Romane ihren „Don Quixote“ fanden.

Das spanische Ritterthum war eigentlich das letzte, welches für seine Ueberspanntheit den wohlverdienten Spott davontrug. Je später er kam, je schärfer traf er, weil durch die Entfernung der Abstand zwischen dem Idealismus und der Realität nur um so klaffender geworden war. Obwol der alte Codex des Königs Alfons X. schon im 13. Jahrhundert dem Ritter gesetzlich vorschrieb, den Namen seiner Herrin im Kampf anzurufen, was neues Feuer in seine Seele hauchen und ihn vor unritterlichen Handlungen bewahren würde, so wurde der Spanier doch eigentlich erst später als der Franzose und Engländer von dem romanhaften Geist des Ritterthums erfüllt, aber er trieb diesen Geist höher hinauf auf die äußerste Spitze und hielt ihn länger fest. Ebenso hielt er länger bei der Romanlectüre aus, welche als eine Art Niederschlag von dem irrenden und abenteuern-

den Ritterthum übrig blieb, wie sie als ein aufbrausendes Pulver vorausgegangen war. Die Ursache lag theils in den Begebenheiten der spanischen Geschichte, theils in dem Nationalcharakter, der einerseits stolz, hochfahrend ist, wie er andererseits voll Phantasie und Aberglauben in allem Wunder sieht und Wunder glaubt. Die Wunder und Abenteuer der Romane fanden wenn nicht gläubige, doch gläubig gestimmte Gemüther in den Lesern, die im Moment der Lectüre mit erregter Phantasie, mit verzückten Sinnen und schaudernдem Behagen sich voll und ganz der Illusion hingaben. Und wie hätten sie es nicht sollen, da sie durch die Kriege mit den Mauren nicht blos fortwährend in der religiösen und ritterlichen Erregung erhalten wurden, sondern auch Wunder vor ihren sehenden Augen sich zu ereignen schienen? Eine neue Welt wurde entdeckt, und bisher unbekannte Reiche, die größer, bevölkerter und wohlhabender waren als Spanien selbst, wurden von einer Hand voll tapferer Abenteuerer umgestürzt und erobert, und so waren die kühnsten Hyperbeln der Romane zur Wirklichkeit geworden.

Wenn für Frankreich und England das 14., so ist für Spanien das 15. Jahrhundert die eigentliche Periode des irrenden Ritterthums. Wir haben schon oben ausführlicher das Abenteuer des Ritters Suero Quenones erwähnt, welches später fällt als gleiche Unternehmungen der englischen und französischen Ritterschaft, und dieselben an Phantasie überbietet. Chronisten des 15. und auch noch des 16. Jahrhunderts berichten von spanischen Rittern, die um Abenteuer willen an verschiedenen Höfen Europas sich zeigen, als einer ziemlich häufigen Erscheinung. So stellte sich unter andern dem englischen Hofe unter Heinrich VI. ein spanischer Ritter vor, der am Arm ein Zeichen seiner Herrin trug und die englischen Ritter herausforderte, für die Liebe seiner Gebieterin mit ihm eine Lanze zu brechen. Ueberhaupt redet man

damals in Spanien, so der Chronist Pulgar, von irrenden Rittern als von etwas, was in Wirklichkeit existirt, und im Stil des Quenones war das sicherlich der Fall, wenn sie auch nicht gleich Don Quixote gewissermaßen die öffentliche Sicherheitsbehörde bilden und das Krumme in das Gerade, das Ungerechte in das Gerechte, das Böse in das Gute verwandeln wollten.

Auch der Stil des Quenones mußte sich mit dem Ausgang des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts ändern, denn die Entdeckung der Neuen Welt gab Gelegenheit zu wirklichen Abenteuern und Unternehmungen genug, zu denen noch dazu ein materielles Interesse verlockte; man brauchte sie nicht mehr zu suchen oder künstlich zu schaffen. Was Spanien damals von irrendem Abenteuergeist im Adel wie im Volk erzeugte, das warf sich alles auf Amerika.

Dies romanhafte Geschlecht abenteuerlicher Helden, das denen der Dichtung gleichberechtigt zur Seite trat, zusammen mit den Kriegsfahrten, welche die Spanier damals und später noch in den Niederlanden, in Frankreich, Deutschland, Italien, auf der Küste Afrikas u. s. w. zu machen hatten, war gewiß die Hauptursache, daß sich die Romanlectüre und Romanproduction so lange und in so ausschweifender Weise in Spanien hielt. Der spanische Kopf war so von phantastischen Uebertreibungen erfüllt, daß er einfache Geschichtschreibung gar nicht mehr lesen konnte, und demgemäß die wirklichen Helden der Geschichte, ein Bernardo del Carpio, ein Cid, ein gänzlich unhistorisches und gänzlich romanhaftes Gewand erhielten. So sagt ein spanischer Schriftsteller, der später zur Besinnung kam, von sich selbst: „Zehn der besten Jahre meines Lebens wurden auf nichts Besseres verwendet, als diese Lügen zu verschlingen; ich that es selbst während meiner Erholungen; und die Folge dieses verderbten Appetits war es, daß, wenn ich ein historisches Werk, das ernst war

oder dafür galt, zur Hand nahm, ich nicht im Stande war es durchzulesen."

Vergebens regte sich bereits gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts die Einsicht von den verderblichen Wirkungen und damit die Opposition. Karl V. verbot 1543 in den amerikanischen Colonien, wo er allein zu sagen hatte, durch ein Decret die Importation, den Druck und die Lectüre der Ritterromane. Im Jahre 1555 kamen auch die Cortes des Mutterlandes mit einer Petition, welche die königliche Bestätigung zum Gesetz machen sollte. Der Schaden, hieß es, den diese lügenhaften und frivolen Bücher in den Köpfen der jungen Leute anrichten, sei notorisch; die Jugend gerathe in leidenschaftliche Vorliebe für diese Liebesgeschichten, Abenteuer und Absurditäten und wolle in ähnlicher Lage mit gleicher Ueberspanntheit handeln; zu großer Schmach und zu großem Unglück würden die Gewissen von der christlichen Lehre abgewendet und die Geister verwirrt u. s. w. Der König solle das Lesen solcher Bücher verbieten, die vorhandenen verbrennen und keine neuen drucken lassen.

Aber am Hofe saß das Hauptübel. Karl V. selbst war ein großer Liebhaber der Ritterromane; man stellte Scenen und Begebenheiten aus ihnen bei Hoffesten dar und Philipp II. erschien dabei in dem Aufzug eines irrenden Ritters. Mehr denn 70 umfangreiche Romane waren im 16. Jahrhundert gedruckt; der letzte erschien noch 1602 und hatte einen Großen des Hofes zum Verfasser.

Dennoch war mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts zum Empfang des „Don Quixote" alles hinlänglich vorbereitet. Obwol die Lust an Abenteuern und die Abenteuer selbst keineswegs erloschen, Cervantes selbst wie kaum ein zweiter seiner Zeit auf den Irrfahrten des Lebens in wundersamen Schicksalen umhergeworfen worden war, so war dennoch die Kluft zwischen der idealen, erträumten Welt der Romane

und dem wirklichen Leben eine so tiefe und weite geworden, daß sie in keiner Weise mehr ausgefüllt oder überbrückt werden konnte, daß selbst die Existenz solcher irrenden Ritter, wie sie wirklich 200 Jahre früher auf Abenteuer ausgezogen waren, keine Gläubigen mehr fand.

Cervantes machte mit seinem unvergleichlichen Buche diesen Versuch, beide Welten, die ideale und die reale, miteinander zu vereinigen, um durch das Mislingen desselben die Absurdität der Romane nachzuweisen. Sein Held, von der Wirklichkeit losgelöst, ist ein idealer Held im Geist des irrenden Ritterthums, untadelig in seinen Absichten, tapfer, hochherzig, edelmüthig, freigebig, tugendhaft, galant, kurzum aller Tugenden des Ritters voll, dennoch ein Sohn der neuen Zeit und sogar mit mannichfachem Elend des menschlichen Daseins behaftet: geistig lebt er in der einen Welt, körperlich in der andern. Indem er nun die Verschiedenheit dieser beiden Existenzen leugnet; indem er stets die ideale Welt für die reale und die reale für die ideale nimmt; indem er noch dazu in Sancho Pansa einen Gesellen an seine Fersen gebunden erhält, der seinem Idealismus gegenüber der fleischgewordene crasse Materialismus ist, der so ganz Erde ist, wie sein Herr ganz in ätherischen Regionen schwebt: — so regnen die lächerlichen Widersprüche und tragikomischen Zufälle so hageldicht und so handgreiflich, daß aller Augen und Sinne geöffnet werden mußten.

Der erste Theil von „Don Quixote" erschien 1605, und dasselbe Jahr sah noch drei andere Auflagen, so schnell machte er seinen Weg. Als Philipp III. einen Studenten über einem Buche ungeheuer lachen sah, sagte er: „Dieser Mensch ist entweder ein Narr oder er liest den «Don Quixote»." Dieses ungeheuere Gelächter widerhallte fast von einem Ende des civilisirten Europa bis zum andern; vor

ihm stürzte die phantastische Welt der Romane in Trümmer, unter denen die Helden und Halbgötter alle erschlagen und begraben wurden, wie die Philister, als Simson die Säulen zerbrach.

Geschichte der deutschen Landwirthschaft

in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte
von 1770—1850.

Von

Christian Eduard Langethal.



Einleitung.

Die Landwirthschaft hat zu allen Zeiten für Wohlstand und Bildung des Volks die Basis gelegt, und darum kennt auch die Geschichte keine cultivirte Nation, die nicht ursprünglich Landwirthschaft getrieben hätte. Es bedarf nur eines tiefern Blickes in das Getriebe der menschlichen Gesellschaft, um sogleich zu finden, daß sie die Grundlage aller Culturzweige bildet, daß von ihrer Ausbildung unmittelbar die Entwickelung der Industrie und des Handels und mittelbar die Entfaltung der Kunst und Wissenschaft abhängig ist.

Schon Malthus bewies in seinen Untersuchungen über die Ursachen der Vermehrung des Volks, daß die Masse der Menschen mit der Zunahme der Production gleichen Schritt halten müsse, denn die Nahrung ist ja das erste, was der Mensch bedarf. Nur wenn die Existenz ihm gesichert ist, kann er an andere Beschäftigungen denken, und wenn die Lebensmittel den Bedarf übersteigen, andern Arbeiten seine ganze Thätigkeit weihen. Da aber Jagd und Fischerei blos für sparsame Bevölkerung unsichere Nahrung gewähren und das Nomadenwesen große Landflächen für wenige Menschen in Anspruch nimmt, so ergibt sich von selbst, daß die Landwirthschaft allein auch bei dichterer Bevölkerung noch einen Ueberfluß an Nahrung zu bieten vermag.

Also war sie es, aus welcher die Technik hervorging, durch deren Schaffen Städte entstanden, mit deren Ent-

wickelung die Bevölkerung wuchs; sie war es auch, die den Austausch zwischen Producten und Fabrikaten erzeugte, die den Handel erweckte, welcher den Wohlstand schuf. Nur aber da, wo der Wohlstand den Menschen von den Sorgen um das tägliche Brot befreit, vermag der Blick des Begabtern sich von der Scholle emporzurichten und einzudringen in die Gebiete der Wissenschaft und Kunst; nur dann, wann ein wachsender Strom von Menschen durch Berührungspunkte die geistigen Anregungen mehrt, ist es möglich, daß ein rascherer Aufschwung der Cultur, eine höhere Blüte des Volks erfolgt.

Wenn das so ist, dann ruhen auch die letzten Bedingungen aller Cultur in den agrarischen Verhältnissen des Staats, und wenn nicht geleugnet werden kann, daß die Cultur einen mächtigen Einfluß auf den Gang der Geschichte ausübt, dann folgt von selbst, daß auch die Geschichte der Landwirthschaft, welche die Entwickelungsart der agrarischen Verhältnisse uns darlegt, auf den Verlauf der allgemeinen Geschichte nicht ohne Einfluß sein kann; beide wirken vielmehr wechselseitig aufeinander ein und werden, im Verein mit andern Culturzuständen des Volks, allen Zeiten ihr eigenthümliches Gepräge verleihen.

In dem Versuche, die Geschichte der Landwirthschaft mit der allgemeinen Geschichte in Verbindung zu bringen, müssen wir uns vorläufig auf den letzten Zeitraum derselben beschränken und können diesen hier auch nur skizzenartig erzählen; indessen dürfte vielleicht dennoch gelingen, dem Freund der Geschichte einiges zu bieten, dessen Beachtung für den Gang der allgemeinen Begebenheiten nicht ganz ohne Interesse ist. Bevor wir aber die Ereignisse der neuesten Zeit unserer Landwirthschaft zu schildern beginnen, muß es erlaubt sein, den Faden der Begebenheiten an das Jahrzehnd des Hubertusburger Friedens zu knüpfen.

Zustand nach dem Hubertusburger Frieden.

Blickt man auf die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück, so zeigt sich unser deutsches Volk, in Bezug auf Gewerbe, Fabriken und Handel, ja selbst auch in Art und Weise wissenschaftlicher Forschungen, auf einer Stufe, die mit der Gegenwart sehr contrastirt; aber ganz dasselbe ergibt sich auch, wenn man die damalige Stufe der Landwirthschaft mit ihrem jetzigen Zustande vergleicht. Damals hatten Landwirthschaft, Technik und Handel noch einen langsamen, schleppenden Gang und die Wissenschaften bei weitem noch nicht den frischen Geist, der jetzt sie durchweht. Erforscht man die Ursachen davon, so wird man diejenigen Hindernisse, welche die Landwirthschaft im Aufkommen hemmten, auch für die letzten Gründe erklären müssen, warum die Technik und der Handel nicht rascher vorwärts schritten und weshalb die Wissenschaft dem praktischen Leben so fern blieb.

Was die Landwirthschaft in ihrer Entwickelung aufhielt, war zunächst nur ein Vorurtheil damaliger Zeit, ein wissenschaftlich sein sollendes Raisonnement, in welchem man Gleichungen über ungleiche Gebiete zog. Man stellte nämlich die sonderbare Behauptung auf, daß der Boden, gleich dem Hausthiere, einer periodischen Ruhe bedürfe, beschönigte damit die bestehende Dreifelderwirthschaft mit reiner Brache und dadurch blieb, wie seither, der dritte Theil des Bodens unproductiv. Zwar gab es kleine Landstriche, besonders Stadtfluren, welche durch frühzeitige Abschaffung der reinen Brache die Richtigkeit dieses Urtheils thatsächlich widerlegten [1]), oder auch Länder, denen der Anblick öder Brachflächen schon seit dem frühesten Mittelalter fremd war [2]); doch solche Ausnahmen lagen, gleich unbedeutenden Oasen, im großen Ganzen vereinzelt. Wo aber auch dieses Vor-

urtheil weniger allgemeine Verbreitung fand, da war bei weitem die Hauptmasse der Landwirthe, namentlich fast der ganze Bauernstand, durch mittelalterliche Einrichtung verhindert, das Land nach Gutdünken zu nutzen, denn der Bestellung der Brachen standen die Hut- und Triftservitute entgegen. [3])

Die nächste Folge davon war eine geringe Production unsers tragbaren Landes. Die unproductiven Brachen veranlaßten nicht allein einen bedeutenden Ausfall an Pflanzenstoffen, sondern es entging auch der Wirthschaft das nöthige Futter; dadurch fehlte es an nöthigen Vieh, daher an Dungkraft, und deshalb trug sogar auch der productive Theil der Aecker nur spärliche Ernten. Wiesenreiche Gegenden, wo ein umfangreicher Grasbau die Wirthschaft kräftig zu unterstützen vermochte, brachten zwar das Quantum der Ernten auf zwei Drittel der jetzigen Production, aber im ganzen darf man nicht die Hälfte annehmen, und Fluren, die einen Mangel an Wiesen hatten, producirten nicht den dritten Theil, wie eine Ermittelung der Ernten des Dorfes Esse bei Koburg, vor Einführung der besömmerten Brachen in Vergleichung mit jetzt, uns deutlich beweist. Die Flur Esse lieferte vor 1784 nur 135 Fuder Heu und 20 Fuder Klee; jetzt liefert sie 450 Fuder Heu, 600 Fuder Klee und 360 Fuder Rüben. Sie ernährte vor 1784 170 Rinder und 146 Schafe, und jetzt hat man 372 Rinder und 213 Schafe. Man erntete vor 1784 blos 1813 Simri Getreide und jetzt 5175 Simri nebst 5270 Säcken Kartoffeln. [4])

Natürlich war damals auch die Bevölkerung ungleich geringer als jetzt, denn das Land konnte weit weniger Menschen ernähren. Man darf annehmen, daß sich die Volksmasse in Deutschland seit 1784 verdoppelt hat, wie einzelne Beispiele von Ländern, deren frühere Volkszahl bekannt ist, beweisen. Böhmen zählte z. B. 1783 nur 2,852000 Men-

schen, jetzt zählt es 4,705000; Altbaiern und Oberpfalz hatten 1799 blos 790000 Einwohner, jetzt haben sie 1,803000 bei gleicher Größe, denn die hinzugekommenen Stiftsländer sind für das abgekommene Neuburg zu rechnen. Die Kurmark Brandenburg besaß 1799 nur 790000 Einwohner, und zählt man jetzt die Bevölkerung aller Landestheile zusammen, welche damals zur Kurmark gehörten, so hat sich deren Menschenzahl fast bis auf $1\frac{1}{2}$ Millionen gesteigert.[5]) Aus diesem allen ergibt sich nun, daß das Wachsthum der Volksmasse Deutschlands mit der Zunahme der Nahrungsmittel bisher gleichen Schritt gehalten hat.

Die geringe Höhe der Volkszahl erstreckte sich nicht allein auf Dörfer, sondern auch Städte hatten kaum halb so starke Bevölkerung als jetzt. Damals gab es in Deutschland nur 8 Städte mit über 40000 Einwohnern, jetzt kann man deren 24 zählen, und viele haben seither die Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Wien z. B. war 1790 eine Stadt mit 250000 Menschen, jetzt hat es eine halbe Million; Berlin wird 1786 mit 140000 Einwohnern angegeben, und jetzt rechnet man 460000 Menschen. Ebenso haben sich die Fabrikdistricte in Zahl, Umfang und Menge ihrer Einwohner vermehrt. Die Grafschaft Ravensberg hatte 1803 nur 84000 Einwohner und jetzt über 160000, und dennoch war sie damals schon durch ihre Manufacturen berühmt. Das schönburger Land, welches im Königreich Sachsen liegt und gegen 11 Quadratmeilen hält, wird 1784 als eine der blühendsten Fabrikgegenden Deutschlands geschildert, „die wol an 52000 Einwohner haben könne", und jetzt beläuft sich die Volkszahl desselben an 150000 Menschen. Also folgt, daß der producirende und fabrizirende Theil der Bevölkerung gleichmäßig gewachsen ist.

Bei der damals noch so geringen Stufe der Ausbildung aller Gewerbe war auch der Handel weit unbedeutender als

jetzt. Langsam und schwerfällig bewegte er sich auf den schlechten, im Frühling fast grundlosen Wegen, und das Bedürfniß nach bessern Straßen war kaum erwacht. Chausseen gehörten zu Seltenheiten, liefen nur kurze Strecken, weshalb im Binnenlande an einen weitern Transport des Getreides gar nicht zu denken war. Selbst auch zur See führten nur wenige Küstenländer, am meisten Ostfriesland, einigen Weizen nach Holland und England aus. Daher waren die Fruchtpreise der verschiedenen Märkte meistens sehr ungleich, auch gebrach es an Kornspeculanten und an massenhafter Aufspeicherung des Getreides; bei guten Ernten war das Brot außerordentlich wohlfeil, in Misjahren aber entstand große Theuerung und an einigen Orten sogar Hungersnoth.

Dürfen wir uns nun wundern, wenn bei so beschaffenen Umständen sich die Wissenschaft wenig geneigt fand unserm Gewerbswesen hülfreich entgegenzukommen? Man konnte ja selten nur in Deutschland neue Erfindungen verwerthen. In der Technik war der Absatz zu gering, um in größerm Maßstabe fabrizieren zu lassen, und in der Landwirthschaft gab es der Hindernisse zu viele, um den Betrieb intensiver einrichten zu können. Es stand zu befürchten, daß neue Erfindungen unbeachtet beiseite geschoben würden, ein Schicksal, das schon manche erfahren hatten, weil ihre Anwendung im Kleinen keinen Nutzen darbot. [6]) Das Ausland aber hatte sie zu benutzen verstanden, und besonders beutete das in Oekonomie und Technik blühende England deutsche Erfindungen aus. Daher kam es, daß speculative Köpfe ihre neuen Erfindungen nach England trugen, worüber man sich damals ganz mit Unrecht beschwerte, denn das Vaterland gab dem Erfinder keinen Dank.

Sollte nun dieser Zustand ein Ende nehmen, sollte der Bauernstand, die Hauptmasse des Volks, bereits noch an

und roh, stellenweise sogar noch leibeigen, zu einigem Wohlstande kommen; sollte der Bürger, im mechanischen Treiben seines Handwerks versunken, zur regen Thätigkeit für Verbesserung und Erweiterung seines Geschäfts erwachen; sollten die deutschen Fabriken eine Stufe erreichen, auf welcher sie der Concurrenz mit dem Auslande Trotz bieten konnten; sollte der bisher nur schleichende Handel in seinen Bahnen mit gesteigerter Schnelligkeit ziehen; sollte die Wissenschaft durch ihr Eingehen ins praktische Leben eine neue Weihe empfangen; sollte mit Einem Worte unser Deutschland einer bessern Zukunft entgegengehen: so mußte zuvor der Damm des Stromes gebrochen werden, dessen stauendes Gewässer den Abzug aller Flüsse versperrte, es mußten die Fesseln der Landwirthschaft fallen, um ihr nebst allen Zweigen menschlicher Thätigkeit neue Bahnen zu öffnen.

Die ersten Reformen. Maria Theresia. Schubart von Kleefeld.

Zum Glück für Deutschland war es damals gerade seinen Fürsten zur klaren Einsicht gekommen, daß ihr Wohl mit dem Wohle des Volks verbunden sei, daß eine Steigerung der Macht ihres Staats nur durch Erhöhung des Volkswohlstandes erzielt werden könne, und darum hatten auch manche schon vor dem Siebenjährigen Kriege einige Verbesserungen in der Landwirthschaft versucht. Doch während dieses Kriegs fand besonders die Kaiserin Maria Theresia Gelegenheit, einen tiefen Blick in den traurigen Zustand ihrer deutschen Staaten zu werfen, denn Oesterreich stand damals in vielen Dingen, und so auch in agrarischen Verhältnissen, andern deutschen Staaten am meisten nach. Mit sehr geringen Ausnahmen waren alle Landbebauer in Böhmen, Mähren und Unterösterreich nördlich der Donau

noch auf tiefster Stufe der Cultur; sie hießen zwar Bauern, hatten aber kein Grundeigenthum und waren leibeigen. Daneben gab es eine Menge umfangreicher Güter, deren Producte, durch den Mangel größerer Gewerbsthätigkeit und regern Handelsverkehrs, nur sehr geringe Preise hatten und ungleich wohlfeiler als in Sachsen waren. Oesterreich bedurfte also einer Umgestaltung des landwirthschaftlichen Wesens am meisten und darum begann die Reformation desselben hier auch zuerst.

Es galt zunächst, einen zahlreichen Bauernstand persönlich freier Leute mit eigenem Grundbesitz zu schaffen; er sollte den Kern der Volksmasse bilden und Mittel erhalten, um sich allmählich zu einigem Wohlstand und aus der traurigen Beschaffenheit seines geistigen Zustandes erheben zu können. Darum gab die Kaiserin 1770 das den armen Leibeigenen so günstige Landeinkaufungsgesetz. Gleichzeitig wollte sie, durch Gründung und Begünstigung vieler Fabriken und Manufacturen aller Art, den Austausch der Waaren befördern, den Handel beleben, und hoffte dadurch die innere Kraft ihrer deutschen Staaten bedeutend zu mehren.

Bald zeigte sich in dem Kaiserreiche ein neuer Geist, in allen Theilen des Staats blühten die Fabriken empor, der Handel entwickelte seine Kraft, und in den bäuerlichen Verhältnissen hatten ihre Bemühungen durch die Unterstützung des hohen Adels den besten Erfolg. Als nun Kaiser Joseph II. im Jahre 1780 auch die Leibeigenschaft aufhob, als er 1786 auf Domanial- und Kirchenbesitzungen das Robotablösungsgesetz in Kraft treten ließ, kam Oesterreich durch einen zahlreichen, freien und begüterten Bauernstand [7]) gar manchem deutschen Staate voran und gewann eine innere Kraft, durch welche es später dem Andrange der Napoleonischen Heere weit kräftiger zu begegnen vermochte als der im Siebenjährigen Kriege so gewaltige Nachbar.

Preußen stand nämlich vor dem Siebenjährigen Kriege den deutschen Landen des Kaiserthums an bessern agrarischen Institutionen offenbar weit voran. Eigentlich fehlte nur den ostwärts der Elbe und nordwärts der Oder gelegenen Landestheilen, namentlich Pommern, Ukermark, Neumark und Oberschlesien, ein zahlreicher Bauernstand, und auch nur dort war die Leibeigenschaft häufig zu finden. Der übrige Theil des Königreichs hatte einen Bauernstand, dessen Bildungsstufe ungleich höher als unter den armen Leibeigenen Oesterreichs war; besonders zeichneten sich hierin die Bauern von Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt, Ravensberg, Kleve und der Mark Westfalen vortheilhaft aus. Außerdem bewegte sich in Preußen das Volksleben weit reger, sodaß es in keinem Theile der Monarchie einer Erweckung der Gewerbsthätigkeit und des Handels in der Art bedurfte wie in Böhmen und Mähren; doch eine Reformation der agrarischen Verhältnisse that auch hier, und besonders für den Osten des Königreichs, recht noth.

Das erkannte auch Friedrich der Große; doch als er nach dem Siebenjährigen Kriege mit wesentlichen Verbesserungen beginnen wollte, legten sich ihm von seiten der Privilegirten so große Hindernisse entgegen, daß er, verdrießlich darüber, fast alle Reformen aufgab und nur auf seinen Domanialbesitzungen die Leibeigenschaft aufhob. Im übrigen beschränkte er sich blos auf das Austrocknen von Sümpfen und auf Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebs, war aber in letzterer Beziehung nicht immer sehr glücklich. Daher blieb in Preußen das ganze Heer der feudalistischen Bande sammt der Leibeigenschaft in voller Kraft, und schärfer als früher wurden die drei Stände, Adel, Bürger und Bauern, voneinander getrennt.[8]) Ja sogar neue Lasten und neue Beschränkungen kamen hinzu[9]), denn nur die Justiz, welche durch Unabhängigkeit und Unbestech-

lichkeit den Besitz sicher stellte, war in Preußen vortrefflich zu nennen.

Diese starren Formen, in welchen Preußen verharrte, trugen sehr viel zu seinem nachmaligen Sturze bei. Wer freilich gewohnt ist, den Staat nur für eine Maschine zu halten, wird Preußens Unglück natürlich auch blos in den strategischen Fehlern suchen, die in den Feldzügen 1806 und 1807 gemacht worden sind; wer ihn aber als einen lebendigen Organismus anerkennt, muß zugestehen, daß dem preußischen Staate in seinem Verharren beim Alten der alles belebende geistige Odem gebrach, der nur im Fortschritt, bei reger, ineinander greifender Thätigkeit aller Klassen des Volks, geweckt und erhalten wird. Wenigstens glaubte der Minister vom Stein nach dem Tilsiter Frieden, daß der Wiedererhebung Preußens nothwendig eine gründliche Reformation des agrarischen und industriellen Wesens vorangehen müsse, damit es sich lohne, Gut und Blut für das Vaterland einzusetzen. Geschichtlich ist auch der ruhmreiche Sieg der preußischen Heere in den Feldzügen 1813—15, ungeachtet der vielen strategischen Fehler, die man in den Memoiren des Generalquartiermeisters von Müffling nachlesen kann, denn der Geist der Armee wußte sie zu paralysiren.

Im übrigen Deutschland lagen die Verhältnisse sehr ungleich. In der Lausitz, in Hoya, Münster, Mecklenburg und mehreren kleinern Gebieten dauerte die Leibeigenschaft fort und war stellenweise sogar noch im Kurfürstenthum Sachsen zu finden; in Thüringen, Holstein und mehreren Ländern am Rhein und in Franken war sie entweder gar nicht gewesen oder, wo sie stellenweise herrschte, hob sie Humanität und eigener Vortheil auf; denn die Kameralisten hatten überzeugend bewiesen, daß Leibeigenschaft für die Herren nicht einmal vortheilhaft sei. In Sachsen, Thüringen, Franken, Baiern, Schwaben, Rhein, Niedersachsen und Holstein, wo der

Bauernstand der vorherrschende Theil der Grundbesitzer war, geschah schon während der sechziger Jahre manches für dessen Hebung; besonders bemühte man sich, den Obst- und Flachsbau zu fördern, wozu die landwirthschaftlichen Vereine, welche seit den sechziger Jahren entstanden waren [10]), viel beitrugen.

Man würde gewiß diesen Vereinen sehr unrecht thun, wenn man behaupten wollte, daß ihre Wirksamkeit unbedeutend gewesen wäre; denn für Gutsbesitzer und Pächter und für einige Zweige der Oekonomie, worunter namentlich Schafzucht, Obst- und Flachsbau gehört, haben sie viel Gutes gestiftet; nur konnte das zur Wohlfahrt des Ganzen nicht dienen. Die Masse des Volks mußte so lange beim alten schlechten Betriebe der Landwirthschaft verharren, als die Grundübel der Oekonomie, das Trift- und Hutservitut der Felder und Wiesen, fortbestanden und die freie Benutzung des Grundeigenthums, die Verwerthung der Brachen zum Futterbau, dadurch versperrten. Daher behaupteten auch die Kameralisten, vor allen der freimüthige von Justi [11]), daß mit dem Verbessern im einzelnen wenig geholfen sei, daß durch die Aufhebung der drückendsten Servitute eine höhere Blüte des Vaterlandes angebahnt werden müsse.

Nur ein einziger Verein, die Societät zu Kaiserslautern, gab den Mahnungen der Zeit Gehör. Sie wandte sich schon 1770 an die Fürsten des Rhein mit der Bitte, ein Gesetz für die Aufhebung des Hut- und Triftservituts für Wiesen und Felder, zum bessern Aufkommen der Landwirthschaft, erlassen zu wollen, und hatte die Freude, daß ihr Gesuch bei allen Fürsten des Rheinlandes Beachtung fand. Nun wurden die Brachfelder bestellt; Klee, Kartoffeln, Runkeln und Rüben kamen ins Feld, die Rinder wurden im Stalle gefüttert, der Viehstand verdoppelte sich, die reichvermehrte Dungmasse erzeugte üppige Saatfelder, und schon

1779 schrieb Schlözer [12]): „Das Rheinland ist jetzt wie ein Garten so schön."

Dort am Rhein sah Hofrath Schubart, später koburgischer Geheimrath, dann vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhoben und „von Kleefeld" genannt, den neuen landwirthschaftlichen Betrieb. Er ahmte ihn seit 1774 auf seinem Gute zu Würchwitz bei Zeitz mit großen Erfolgen nach, übertraf sogar, durch glückliche Versuche im Anbau der Kleearten, der Kartoffeln und Runkeln und des Rapses, seine rheinischen Lehrer, und verkündete durch Wort und That die Vortrefflichkeit des neuen Systems. Schon 1783 zog er die Aufmerksamkeit der bedeutendsten Oekonomen und Staatsmänner auf sich [13]); im Jahre 1785 hatten sich bereits die Fürsten von Anhalt und Thüringen, nebst mehreren Fürsten und Grafen in Böhmen und Mähren, für Schubart's Wirthschaftssystem erklärt; in ihren Ländern wurden die Bauern vom Hut- und Triftservitut der Felder und Wiesen befreit, auf ihren Domänen war die Besömmerung der Brachen und die Stallfütterung der Rinder eingeführt, und die Unterthanen ahmten die neue Betriebsart nach.

Auf diese Weise gewann nun, im Laufe der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Thüringen, Sachsen, Harzland und die benachbarten Gegenden eine ganz neue und weit schönere Gestalt. Der traurige Anblick der kahlen Brachen verschwand, auf Feldern wechselten Klee, Kartoffeln und Handelsgewächse mit reichen Saaten, an Rändern und Bergen prangte der Obstbaum, und die Masse der Production stieg später allmählich zu nie geahnter Höhe empor. Wohl ist es wahr, daß Schubart's Lehre für die Gutsbesitzer des weniger kleefähigen und zugleich menschenärmern Nordens nicht so wie für Mitteldeutschland geeignet sein konnte und, bei der mechanischen Auffassung derselben, durch ungeschickte Anwendung schlechten Erfolg geben mußte;

doch ebenso wahr ist auch, daß sie für Mitteldeutschland ein großer Segen wurde und besonders dem kleinen Grundbesitzer mit auffallender Schnelligkeit zu höherm Wohlstande verhalf. Die ganze Wirthschaftsweise des Bauern in Thüringen, Sachsen, Hessen, Franken und Harzland ist nach Schubart's System eingerichtet, und den ungleich höhern Ertrag derselben verdankt er Schubart von Kleefeld, dem sächsischen Reformator der Landwirthschaft.

Wirkungen der Französischen Revolution. Neuer Aufschwung in Deutschland. Albrecht Thaer.

Während Deutschlands Fürsten sich also bemühten, das Aufkommen ihrer Unterthanen zu fördern; während in mehreren Gegenden die Leibeigenschaft, in einigen sogar der Frondienst und in einem großen Theile von Deutschland das Hut- und Triftservitut fiel; während die bäuerlichen Verhältnisse sich hoben, der Kleinhandel an Bedeutung gewann, der Städter sich eines größern Absatzes der Waaren erfreute und nebst der Volkszahl auch der Wohlstand des Ganzen stieg: geschah in Frankreich für den Bürger und Bauer nichts. Und doch lagen dort die mittelalterlichen Ketten weit drückender als in Deutschland auf dem Volke. Auch fehlte die wohlthuende Humanität, mit welcher so manches deutsche Fürstenhaus seine Unterthanen zu beglücken verstand. Die Misverhältnisse waren in Frankreich aufs höchste gespannt und daher begann dort im Jahre 1789 die große Revolution.

Als nun die Kunde davon zu uns herüber nach Deutschland drang, konnte die Revolution keinen Anklang finden; das Volk blieb ruhig. Im Rheinlande, an der Grenze von Frankreich, hatte man ja die Landwirthschaft zuerst zu reformiren begonnen und hier gerade waren die bessern Cultur-

verhältnisse, die dem Bauer und Bürger den Wohlstand brachten, in jenen Jahren am meisten verbreitet, man hatte also das damalige Bedürfniß der Zeit gelöst. Zwar hörte man noch mancherlei Klagen, auch fehlte es nicht an unruhigen Köpfen, welche aufzuwiegeln suchten; aber es gelang ihnen nicht, denn die Reformation der materiellen Verhältnisse, für jene Zeit das wesentliche Bedürfniß des Volks, hatte die Revolution unmöglich gemacht.

Um recht anschaulich zu zeigen, wie segensreich das neue Cultursystem zunächst auf die Vermögensumstände des deutschen Bauern wirkte, mittelbar aber auch den Wohlstand des Bürgers hob, mag ein Bericht dienen, welchen der Inspector Knecht seinem Landesherrn, dem Fürsten von Schwarzenberg, sandte und folgenderweise lautet: „Die Bauern im Stifte Zeitz haben, vermöge sicherer Nachrichten, durch Befolgung des Schubart'schen Cultursystems, in der kurzen Frist ihres angefangenen Kleebaues, ihrer vermehrten Viehzucht und ihres verbesserten Ackerbaues (also innerhalb zehn Jahren) über 150000 Thlr. rückständige Steuern bezahlt, ihre Stallungen erweitert, die Scheunen vergrößert, ganz neue Gebäude aufgeführt, um den reichen Segen fassen zu können." Aehnliche Berichte gingen auch der badischen, pfälzischen und hessen-darmstädtischen Regierung zu und stimmen ganz mit den Ergebnissen der Vergleichung überein, welche Regierungsrath Rose über die Production der Flur von Else vor 1784 und jetzt angestellt hat. [14])

Nun fragt man wol billig, wer sollte denn eigentlich bei uns in Deutschland revoltiren, wenn der Bauer, die Hauptmasse des Volks, im westlichen Theile von Deutschland zufrieden gestellt war und der Bürger durch ihn sein Brot bekam? Man hat also wol nicht nöthig, andere Gründe, als: angeborene Pietät der Deutschen für das Fürstenhaus, oder langsame Erregbarkeit des deutschen Charak-

ters, herbeizuziehen, um die geringe Sympathie der Deutschen für die Revolution von 1789 zu erklären. Ohne Einwirkung auf Deutschland konnte die Französische Revolution freilich nicht bleiben, denn die materiellen und geistigen Verbindungen waren zwischen Deutschland und Frankreich sehr bedeutend; diese erklären vielmehr den großen Einfluß, den das gewaltige Ereigniß, sogleich bei seinem Beginn, in materieller und geistiger Beziehung auf Deutschland geäußert hat, wie gezeigt werden soll.

Bekanntlich begann die Französische Revolution in einem theuern Jahre, die Fruchtpreise blieben aber auch in den nächstfolgenden Jahren fortwährend sehr hoch, weil die Unruhen Leben und Eigenthum unsicher machten. Man hatte wenig Lust, das Feld zu bebauen, der Acker wurde meist nur schlecht bestellt, ein großer Theil blieb sogar Brache. Frankreich bedurfte daher einer bedeutenden Zufuhr an Frucht, und die hohen Preise ermöglichten für Deutschland einen starken Weizenexport. Früher hatte nur Niederrhein und Ostfriesland einigen Weizen nach Holland und England gesendet, jetzt aber fuhren auf allen nördlichen Strömen und aus allen deutschen Häfen Weizenschiffe der Grenze Frankreichs zu, sodaß der Fruchthandel zur See eine hohe Bedeutung erhielt. Die starke Fruchtausfuhr wirkte auf alle norddeutschen und rheinischen Kornmärkte zurück, überall begann die Furcht im Preise zu steigen [15]), ein Umstand, der wiederum die rasche Verbreitung des neuen Cultursystems sehr beförderte.

Das alles brachte nun neues Leben in den Verkehr; es stieg das Gewerbswesen, es hob sich der Handel, man baute Chausseen, errichtete neue Fabriken und die Volkszahl nahm merklich zu. Daß an dem Wachsen der Menschenmenge nicht der Friede, sondern die Vermehrung der Nahrungsmittel Ursache war, deren ungestörten Einfluß der Friede blos be-

günstigte, ergibt sich schon aus den oben angedeuteten Folgen der bessern Bodencultur; doch kann man die Richtigkeit dieser Behauptung deutlicher noch ersehen, wenn man die Volkszunahme zweier Länder, wie Baden und Oberlausitz, welche verschiedene Culturzustände besaßen, miteinander vergleicht. In der Markgrafschaft Baden begann die bessere Cultur schon 1774 und breitete sich rasch aus. Daher zählte Baden auch schon im Jahre 1786 160614 Einwohner, stieg aber, ungeachtet der Kriegsunruhen, bis 1799 auf 196200 Menschen und hatte 1805, mit Abzug der dazugeschlagenen Landestheile, eine Bevölkerung von 235000 Einwohnern. In die Oberlausitz drang die neue Cultur erst in den neunziger Jahren langsam ein. Sie hatte 1790 blos 303064 Einwohner und 1798, ungeachtet der ununterbrochenen Ruhe, doch noch nicht mehr als 308341 Menschen; nun aber gewann auch dort die neue Cultur das Feld und daher wuchs die Bevölkerung innerhalb sechs Jahren, von 1799—1805, zu 345184 Einwohnern an.

Also wirkte die Französische Revolution anfangs gar nicht ungünstig auf die materiellen Zustände Deutschlands zurück. Indessen zogen Mecklenburg und Schwedisch-Pommern, welche den größten Nutzen von der Getreideausfuhr haben sollten, gerade den allerwenigsten Vortheil davon. Bauern gibt es in beiden Ländern eine blos unbedeutende Zahl, also kann, in Bezug auf landbesitzende Bevölkerung, dort fast nur von Gutsbesitzern die Rede sein. Diese, obgleich in geselliger Beziehung ziemlich gebildet, hatten damals dennoch im ganzen nur einen niedern Grad von Intelligenz. Sie benutzten allerdings den vortheilhaften Export recht gut, sahen sich auch bald im Besitze einer Menge von Geld, wendeten es aber nur zum größern Glanze ihrer geselligen Verhältnisse an. Sie steigerten Aufwand und Luxus bald über Vermögen, suchten den Ausfall durch Uebertrei-

bung der Weizencultur zu decken, welche das Schubart'sche System ermöglichen sollte. Man rief nun sogenannte Schubartianer, nämlich Männer herbei, welche vorgaben, Schubart's Schüler zu sein, in der That aber nichts weiter als die Gutseinrichtung von Würchwitz kannten, welche sie für eine Schablone hielten, die sie jedem beliebigen Gute, ohne Rücksicht auf Boden, Klima und mercantilische Verhältnisse, aufdrücken könnten. Der Erfolg war natürlich sehr schlecht, die Güter verunkrauteten und gingen zurück, und Schubart, der Meister, kam durch diese Art Schüler bei den norddeutschen Gutsbesitzern in Miscredit. Diese jedoch geriethen durch ihre schlechten Ernten in arge Verlegenheit, und viele sahen sich endlich genöthigt ihr Gut zu verkaufen.

Das alles geschah zu der Zeit, in welcher Napoleon's steigende Macht der Ruhe Europas immer gefährlicher wurde. Vorsichtige Kapitalisten zogen ihr Vermögen allmählich aus den Papieren zurück, sahen sich nach Gütern um, in welchen ihr Geld eine sichere Anlage fände. Ihr Auge fiel auf Mecklenburg und Schwedisch-Pommern; dort waren viele Güter zu kaufen, und die entfernte Lage schien vor den Stürmen eines ausbrechenden Krieges hinlänglich sicher zu sein. Es drängten sich daher eine Menge von Kapitalisten zum Güterkaufe, bald fing man an in Landgütern zu speculiren, die Preise derselben stiegen zu ganz enormer Höhe empor, sanken dann plötzlich 1806, beim Einbruch der Napoleonischen Armee in Norddeutschland, zu kaum erhörter Tiefe wieder herab und begruben in ihrem Sturze den Wohlstand vieler Familien. Das ist die Zeit, in welcher mancher wenig bemittelte Mann sich Güter erwarb, dessen Söhne und Enkel, im Wohlstande lebend, sich theilweise Verdienste um die Landwirthschaft erwarben.

Der übrige Theil von Deutschland befand sich aber, unter dem fortwährend lebendiger werdenden Verkehr, sehr

wohl, zumal die Revolution auch in intellectueller Beziehung für Deutschland recht gute Früchte trug. Schon seit den siebziger Jahren war über Deutschland in Kunst und Wissenschaft ein neuer Geist gekommen; es wehte eine alles belebende Luft, zu deren Erregung die Landwirthschaft, schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, das Ihrige beigetragen hatte. Die geistige Aufregung, welche die Revolution veranlaßte, gab dem frischen Geistesleben einen höhern Schwung, dasselbe erstreckte sich allmählich über alle Gebiete menschlicher Thätigkeit und so auch über die Oekonomie. Mit dem Ablauf des 18. und mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts standen in mehreren Theilen Deutschlands Männer auf, die sich über die empirische Auffassung der Landwirthschaft erhoben, welche erstrebten, ihre Regeln durch Gesetze zu begründen und die Landwirthschaft zu einer Wissenschaft zu erheben; doch ihnen allen ging Albrecht Thaer, der Mediciner aus Celle, rühmlichst voran.

Albrecht Thaer begann seine ökonomische Laufbahn mit einem Schubartianer, der in dem lüneburgischen Sande bei Celle ein Würchwitz erschaffen wollte, und als der Versuch mislang, suchte Thaer in den Schätzen der englischen Landwirthschaft Zuflucht und Trost. Hier fand er, unter manchen andern preiswürdigen Dingen, eine rationellere Behandlung der Landwirthschaft und das Fruchtwechselsystem, von dem er glaubte, daß es der deutschen Oekonomie, vornehmlich auf größern Gütern, aufhelfen könnte, sobald es nur mit Besonnenheit angewandt würde. Um nun keine Uebereilung zu begehen, wandte er sich der Literatur deutscher Landwirthschaft wieder zu, durchdrang die reichen Schätze der Erfahrungen älterer und neuerer Zeit, schuf ein wissenschaftliches System und gab die richtige Methode für diese junge Erfahrungswissenschaft an.

Der Empirie, welche damals die Masse der Gutsbe-

sitzer beherrschte, war weder mit einer Fruchtwechselwirthschaft noch mit einer rationellen Auffassung der Landwirthschaft gedient, und daher wurden anfangs Thaer's Bestrebungen von der Menge wenig beachtet. Gleichwol fehlte es nicht an Männern, die in Thaer's Verfahren eine neue Epoche erkannten, welche die Landwirthschaft zu einer bedeutend höhern Stufe zu heben versprach. Wir zählen viele wackere Männer, die durch Schrift und That für die Verbreitung der Lehre Thaer's ihre großen Verdienste haben [16]), und unter ihnen ist Johannes Nepomuk Schwerz am meisten bekannt. Am erfolgreichsten wirkte jedoch Thaer selbst, und seinem rastlosen Bemühen gelang es auch schon nach einem Jahrzehnd, der neuen Auffassung des landwirthschaftlichen Betriebs allgemeine Geltung zu verschaffen. Wenn es nun ein großes Verdienst von Thaer ist, daß er den wissenschaftlichen Weg in der Landwirthschaft angebahnt hat, so gereicht ihm nicht minder zum Ruhme, daß er es war, der den Gedanken einer rationellen Auffassung des ökonomischen Betriebs, gleich einem Blitzstrahle, in die Masse der im mechanischen Treiben versunkenen Landwirthe hineinwarf und auch so gut traf, daß er die Gemüther erweckte. Von nun an wollte doch wenigstens jeder nur einigermaßen gebildete Landwirth ein rationeller sein, denn Thaer hatte es bald dahin gebracht, daß man sich schämte, es zu verleugnen.

Um jedoch auch der Zukunft tüchtige Männer zu geben, die dereinst für weitere Hebung der Landwirthschaft arbeiten sollten, faßte er den Gedanken zur Gründung einer Schule, die er, nach Preußen berufen, 1806 zu Möglin in erweitertem Maßstabe erstehen ließ. Gewiß ist auch das ein großes Verdienst um die Landwirthschaft, denn dadurch gab er ein Vorbild zur Gründung anderer landwirthschaftlichen Lehranstalten und der Landwirthschaft selbst viele vortreffliche Männer, unter welchen nur Koppe [17]), Wulffen [18]) und Thü-

nen [19]) hier genannt werden sollen. Wollte man nämlich alle Männer nennen, welche unmittelbar oder mittelbar zu den Schülern Thaer's gehören, so käme man wegen der allzu langen Liste in Verlegenheit; denn wie groß ist die Zahl derer, welche die Landwirthschaft förderten und sich rühmen, Thaer's Schüler zu sein!

Celle wurde indessen, wie schon oben angedeutet, nicht der einzige Ausgangspunkt einer neuen landwirthschaftlichen Epoche, denn auch Jordan lehrte in Wien auf ähnliche Weise und fast gleichzeitig wie Thaer. Sein Schüler Trautmann gab schon 1810 den „Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre" in Druck, und später folgten eine Reihe verdienter Männer, welche unmittelbar oder mittelbar zu Jordan's Schülern gezählt werden können, und unter denen sich Burger durch sein classisches „Lehrbuch der Landwirthschaft" allgemeine Hochachtung erworben hat. Einsam in seiner Wirkungsweise stand Immanuel von Fellenberg in Hofwyl, der pädagogische Oekonom. Allerdings stimmte auch Fellenberg's Ziel in landwirthschaftlicher Beziehung mit dem Ziele Thaer's überein, doch wurde von Fellenberg behauptet, daß die Bildung zum Landwirth mit der Jugenderziehung zu vereinigen sei. Einen ganzen Mann wollte er erziehen, tüchtig von Herz und Verstand, gewandt an Körper und Geist. Daher fand man in Hofwyl mehrere Schulen nebeneinander, je nach Alter der Schüler und Maßgabe des zu erstrebenden Ziels. Die Lehranstalt für Landwirthe erstand schon 1804, und als der berühmteste ihrer Schüler darf Schübler genannt werden, welcher in der Ausbildung der Bodenlehre, durch Ermittelung der physikalischen Eigenschaften des Erdreichs, Epoche gemacht hat.

Außer diesen Reformen im großen Ganzen der Landwirthschaft wurden auch in einzelnen Zweigen der Oekonomie innerhalb vieler deutschen Länder wesentliche Fortschritte

gemacht. Für die größern Gutsbesitzer des Ostens von Deutschland, welcher weit umfangreichere Güter als der Westen von Deutschland besitzt und extensiver als das Rheinland wirthschaften muß, war von jeher die Schafzucht eine Hauptstütze der Oekonomie gewesen, und schon nach dem Siebenjährigen Kriege hatten sich die Fürsten dieser Länder für ihre Hebung bemüht. Nicht allein Kurfürst August von Sachsen, sondern auch Friedrich der Große, Maria Theresia und Joseph II. hatten, durch Einbringung spanischer Schafe, für Veredlung der Wolle gesorgt. Indessen bekamen die sächsischen Schafe, durch Reinerhaltung der Rasse, den meisten Ruf, man nannte sie Electoralschafe, rühmte die Feinheit, Elasticität und Constanz ihrer Wolle. Doch über Züchtungsverfahren hatte man damals wenig Verständniß; man glaubte noch an eine Entartung der Wolle durch deutsches Klima und deutsche Weide, was den Wollhandel nicht aufkommen ließ. Im Jahre 1799 trat nun Graf Lasteyrie mit einer Schrift [20]) hervor, welche die ersten haltbaren Principien der Wollkunde enthält und das Vorurtheil einer Entartung der Wolle gründlich beseitigt hat. Die Folge davon war der Beginn des Handels mit feiner Wolle aus Sachsen und Schlesien nach Frankreich, Belgien und England, welcher später so bedeutend geworden ist.

Da nun die Wollzucht für Deutschland immer wichtiger wurde, so brachte Petri im Auftrage 1804 neue spanische Schafe nach Oesterreich, deren Bliese jedoch weniger fein und minder elastisch, dagegen wollreicher als die der Electoralschafe waren. Man nannte sie Infantados, und ihre Wolle verarbeitete man meistens in Wien.

In Mittel- und Westdeutschland war die Dreifelderwirthschaft mit besömmerten Brachen und Stallfütterung der Rinder zur allgemeinen Geltung gekommen, und der Kartoffelbau breitete sich rasch über alle Fluren aus. Zufolge

der reichen Dungkraft erweiterte sich am Rhein und in Thüringen nebst Harzland der Mohn- und Oelsaatbau, und in Baden wurde der Hanfbau bedeutend. In Rheinland, Schwaben, Franken und Thüringen nahm indessen auch der Obstbau an Wichtigkeit zu, besetzte alle Thäler und Gründe und hüllte die Dörfer waldartig ein. Man begann die Arten der Früchte zu prüfen, holte neue Sorten aus Frankreich und Belgien herbei und machte die besten durch Beschreibung und Abbildung bekannt. Unter den Pomologen damaliger Zeit haben sich besonders Pfarrer Sickler aus Fahnern in Thüringen [21]) und Hofrath Diel aus Dietz in Nassau [22]) große Verdienste erworben.

Holstein dagegen hatte sich eine andere Aufgabe der Landwirthschaft gestellt. In dem weniger volkreichen Lande galt es, mit weniger Menschen die höchstmöglichen Erträge zu erzielen, und die Lösung der Aufgabe war bereits schon in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch die Einführung der Koppelwirthschaft gegeben worden. Die Ländereien wechselten nämlich, nach mehreren Getreideernten, mit einigen Weideschlägen ab, und das Muster dazu hatte die nahe Marsch gegeben, wo man mit Getreide- und Wiesenschlägen zu wechseln pflegt. Seitdem waren die Holsteiner, in weiterer Ausbildung ihres Systems, sehr thätig gewesen: sie hatten seit 1750 die Koppelweiden durch Ansaat mit weißem Klee begrünt, sie waren seit 1770 bemüht, die Fruchtbarkeit des Bodens durch Mergelung zu erhöhen, und der Herzog von Holstein-Beck hatte 1784 Schubart's Bekanntschaft in Würchwitz gemacht, um den neuen Kleebau kennen zu lernen. Das alles war bereits schon geschehen, als Thaer's System auch nach Holstein drang. Der Herzog von Holstein-Beck stand damals in Holstein an der Spitze der Intelligenz und suchte nun Thaer's Fruchtwechselsystem mit der Koppelwirthschaft zu vereinigen. Diese Verbesserung fand

sehr vielen Beifall, wurde auch in Mecklenburg nachgeahmt, und weil man sich dort wegen der Schubartianer ohnedies in Verlegenheit befand, breitete sich die Koppelwirthschaft bald über ganz Mecklenburg aus. Später hat sie sich über Pommern, Ukermark, Neumark und alle nördlichen Gegenden mit ähnlichen Verhältnissen erstreckt.

Böhmen, Franken und Baiern nahmen nur stellenweise an den allgemeinen Fortschritten der Landwirthschaft Antheil, dessenungeachtet zeichneten sie sich in einzelnen Zweigen des Landbaues aus. Kein deutsches Land erzeugte so trefflichen Hopfen als Böhmen und Franken, und nur die rheinische Pfalz that es im Tabacksbaue den umfangreichen Tabacksculturen Mittelfrankens zuvor.

Wie anders hatte sich nun das ganze deutsche landwirthschaftliche Wesen, in so kurzer Zeit, entwickelt und umgestaltet, und mit welchen Hoffnungen blickte man in das neue Jahrhundert hinein, welches das Gebäude ausbauen sollte, dessen Grundstein vom alten Jahrhundert so sorgfältig und mühsam gelegt ward! Freilich stand die Landwirthschaft als Wissenschaft noch recht einsam da, andere Wissenschaften sahen stolz auf sie herab, nur die Chemie reichte ihr freundlich die Hand. Einhof, dem ersten deutschen Agriculturchemiker, folgten eine große Reihe bekannter und berühmter Männer, und das Eingehen in die Interessen der Landwirthschaft hat der Chemie selbst so großen Vortheil gebracht, daß sie in gegenwärtiger Zeit manche ihrer damals prunkenden Schwestern an Ehre und Ruhm weit überstrahlt. Aber zu jener Zeit stand der innern Entwickelung des deutschen Volkslebens noch eine harte Prüfung bevor.

Der Krieg und seine Folgen. Preußens Reformen.

Obgleich die ökonomischen Verhältnisse sich jährlich besser gestaltet hatten, so blickte man dennoch damals gerade mit

recht banger Besorgniß auf die Zukunft hin, denn es drohte die Napoleonische Macht mit Krieg. Das Deutsche Reich war aufgelöst, das letzte Band der deutschen Staaten zerrissen, und nicht unwahrscheinlich schien, daß es dem Feinde gelänge, die unter sich uneinigen Staaten einzeln zu besiegen. Nur der Gedanke, daß ein Krieg zwar Stillstand, aber nicht Vernichtung der Culturfortschritte herbeiführen könne, gab den Gebildeten der Landwirthe Trost und Muth, und deshalb arbeitete auch Thaer an der Gründung seiner Lehranstalt ununterbrochen fort. Zudem stand zu erwarten, daß der Krieg, im Gefolge zahlreicher Uebel, auch manches Gute herbeiführen würde, was der Landwirthschaft und Technik zum Vortheil gereiche.

Und so geschah es auch. Napoleon's Heere ergossen sich 1805 über den Süden, 1806 über den Norden von Deutschland; Thaer eröffnete seine Lehranstalt zu Möglin am 1. Nov. 1806 unter dem Kanonendonner des Krieges; weithin zogen die feindlichen Truppen; sie drangen 1807 bis an die äußersten Grenzen des Ostens vor, und der Friede zu Tilsit brachte Deutschland weder Erholung noch Ruhe. Fortwährend nagten Erpressungen und Truppendurchzüge des Feindes an den Gütern der Nation, neue Kriege erschütterten den Wohlstand des Landwirths tief; aber dennoch vermochte das alles den Fortschritt in der Cultur nicht zum Stillstande zu bringen. Gerade damals, wo der Druck am tiefsten lastete, hob sich Preußen, bei tiefer Ohnmacht außerer Stärke, durch innere Kräftigung hoch empor. Es war, als sollte in dieser Zeit der tiefsten Erniedrigung unsers Volks eine neue Grundlage für ein erhöhtes Leben aller Zweige der Cultur gewonnen werden, und man erwarte nur die Zeit der Befreiung vom Feinde, um den reichen Segen der schönen Aussaat zu ernten.

Preußen hatte viel nachzuholen, es stand in seinen innern

Verhältnissen dem größten Theile von Deutschland weit zurück, denn gerade diejenigen Provinzen, auf welchen das Mittelalter mit seiner ganzen Bürde lag, waren dem Königreich verblieben. Eine Reformation wurde jetzt um so dringender geboten, weil die westlichen Provinzen, seit 1807 von Preußen getrennt, zwar keineswegs freier von Drangsalen waren, aber doch einen nicht unbedeutenden Theil von Feudallasten verloren und daher sich schwerlich nach Preußen zurücksehnen konnten, wenn der alte Zustand verblieb. Daher sagte auch der Minister vom Stein, daß man dem Preußen erst ein Vaterland geben müsse, für das es sich lohne, Gut und Blut einzusetzen, bevor an eine Abwälzung des Joches gedacht werden könne.

Was man früher für ganz unmöglich ausgegeben hatte, vollbrachte nun mit einem mal die Noth. Jetzt erst wurde in Preußen die Leibeigenschaft aufgehoben, dem Landwirth der freie Gebrauch seines Eigenthums erlaubt, der Dienstzwang gelöst, das Verbot der Ausfuhr von Rohproducten widerrufen, und jedem gestattet, für sein Geld Grundstücke und Güter nach Gutdünken zu erwerben oder zu verkaufen; jetzt erst durften die Aeltern über die zukünftige Bestimmung der Kinder in weiterm Umfange verfügen, denn endlich waren die Kasten: Adel, Bürger und Bauer, vernichtet. Wenn man die Reformen jener Zeit, vom 9. Oct. 1807 bis zum 14. Sept. 1811, durchliest, dann überschaut man erst den ganzen traurigen Zustand der Landwirthschaft und aller innern Verhältnisse Preußens vor 1806, die eine Phalanx Bevorrechteter, trotz der Bestrebungen seiner Monarchen, durch ein ganzes Menschenalter aufzuhalten vermochte. Um diesen Jammer einigermaßen zu verdecken, sagt ein preußischer Schriftsteller [23]): „Die Gemüther der Ackerbauer in Preußen wurden seit 1790 auf eine bessere Zukunft vorbereitet“, denn damals schon begann der Kampf gegen das alte System;

doch leider dauerte diese Vorbereitung allzu lange, und ihr Ende hat der größte Theil der Ackerbauer von 1790 nicht erlebt.

Preußen trat also, in landwirthschaftlicher Beziehung, erst nach dem Tilsiter Frieden aus dem Mittelalter heraus, holte aber alle vorangeeilten deutschen Staaten bald ein, kam ihnen durch das berühmte Culturgesetz vom 14. Sept. 1811 weit voraus und stand mit einem mal an der Spitze des Fortschritts. Dieses Gesetz hob die Bannmeile auf, gab den Betrieb technischer Gewerbe frei, publicirte Verordnungen über Gemeinheitstheilung und Arrondirung der Güter und stellte die Ablösung aller Servitute in nahe Aussicht. Nun durfte jeder Landwirth nach Gutdünken brennen und brauen oder auf andere Weise seine Producte verwerthen, was später bedeutende Folgen nach sich zog. Sowie seit 1807 ein neues Gesetz erschien, fand es auf Domänen, auf geistlichen und städtischen Gütern sogleich seine Anwendung, und welcher Segen dadurch dem Lande kam, zeigte sich bald. Als im schwedischen Kriege 1810 Pommern große Verheerungen erlitt, wurde urkundlich ermittelt, daß auf adelichen Besitzungen 634 Bauerhöfe wüst lagen, geistliche und städtische Gebiete blos sieben wüste Höfe hatten, und auf Domanialherrschaften kein einziger wüster Hof zu finden war. Der König setzte daher auch später, trotz des Einspruchs von mehreren Seiten, das Verbesserungssystem ohne Verkümmerung durch, und so war es Friedrich Wilhelm III. vorbehalten, das, was Friedrich der Große angestrebt hatte, in ungleich größerm Maßstabe zu vollenden.

Aber auch im Privatleben hatte man ununterbrochen am Fortschritte gearbeitet und namentlich war Thaer für das Aufkommen der Landwirthschaft fortwährend bemüht. Seine „Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft" führten die zahlreichen Leser zur neuen Methode des landwirthschaftlichen Betriebs und brachten die Resultate

der Forschungen aus allen Zweigen der Oekonomie. Um aber auch durch geselligen Verkehr den Sinn und die Lust für Verbesserungen zu beleben, rief er 1808 die deutschen Landwirthe zu einer Versammlung nach Möglin, machte damals also schon den Anfang von dem, was ein Menschenalter später in der ökonomischen Welt so großen Beifall fand. Wenn man die Verhältnisse der damaligen Zeit überschaut, die Wunden des kaum beendigten Krieges und die Drangsale erwägt, die nicht endigen wollten, so wird man gewiß die Zahl von 63 Mitgliedern, deren Verhandlungen der alte Herzog von Holstein-Beck leitete, als eine verhältnißmäßig große erklären. Später hat Thaer noch zweimal und mit wachsendem Beifall diese Versammlung fortgesetzt.[24])

Durch die nun allgemein gewordenen landwirthschaftlichen Verbesserungen war natürlich die Production der Nahrungsmittel im fortwährenden Steigen begriffen, doch wurde die Entwickelung des Betriebs, durch beständige Naturallieferungen an Stroh, Heu, Korn und Vieh, bedeutend abgeschwächt[25]); außerdem verlor die Landwirthschaft durch die ununterbrochenen Kriege Napoleon's einen großen Theil der Arbeitskräfte, und als im Jahre 1813 der Krieg fast ganz Deutschland durchtobte, verschlangen die großen Heere fast alle Vorräthe an Korn. Schon 1812 war Deutschland gezwungen, Napoleon's großes Heer von 500000 Menschen und 170000 Pferden zu ernähren und eine große Masse an Schlachtvieh, Korn und Futter ihm nachzusenden; im folgenden Jahre jedoch waren die Armeen fast aller europäischen Staaten in Deutschland vereint. Nach dem Waffenstillstande von Dresden standen 1,286000 Soldaten in allen Gegenden Deutschlands zerstreut, große Verwüstung der Fluren und Dörfer bezeichneten die Züge der kämpfenden Truppen, und was die Franzosen früher dem Bauer und Bürger

gelassen, das verschlang nun der Krieg. Auch im Jahre 1814 dauerten Truppenaushebungen, Durchzüge der Heere und Lieferungen beständig fort, bis endlich 1815 Napoleon der Macht der Alliirten erlag.

Das alles wird hinreichend erklären, warum, trotz aller Verbesserungen in landwirthschaftlichen Dingen, bei dieser stürmischen Zeit dennoch kein Ueberfluß an Getreide war, ja in einigen Ländern zuweilen sogar wirklicher Mangel an Frucht eintrat. Als nun endlich der langersehnte Friede kam, war Deutschland völlig erschöpft. Man sah verwüstete Städte, verbrannte Dörfer, zerbrochene Werkzeuge, öde Ställe, leere Scheunen und Speicher, und das alles mußte der Friede zuerst ersetzen, bevor an freiere Entwickelung des Betriebs zu denken war. Man hoffte auf bessere Zeiten, die das Geschäft in Schwung bringen sollten, doch statt ihrer trat 1816 ein Misjahr ein. Natürlich mußte die schlechte Ernte, bei so gänzlich erschöpften Fruchtvorräthen, außerordentlich hohe Kornpreise erzeugen, und die Theuerung wurde auch wirklich so groß, daß sie die Nothjahre 1805 und 1771 übertraf.

So hatte denn das schwerbedrängte Vaterland in der kurzen Zeit von 1812—16, nach Jahren der Bedrückung und Drangsal, auch noch der Krieg, die Pest und der Hunger heimgesucht; mit Jubel begrüßte daher die bedrückte Bevölkerung die ersten Erntewagen des Jahres 1817, die als frohe Boten einem reichern Segen der Felder vorangingen und den Anfang einer bessern Zeit zu verkündigen schienen.

Die ersten funfzehn Jahre des Friedens.

Man hatte nun alle Ursache, auf bessere Tage zu hoffen, denn es geschah manches, wodurch die materiellen Interessen eine vortheilhafte Umgestaltung erhielten, und Preußen ging

hierin andern Staaten rühmlich voran. Schon am 29. Mai 1816 war die Verordnung erschienen, nach welcher die im Jahre 1811 gegebenen Culturgesetze, ohne Unterschied der Art des Besitzthums, in Kraft treten und auf das nun in Größe verdoppelte Königreich ausgedehnt werden sollten; desgleichen folgte eine Verordnung wegen Gemeinheitstheilung, Ablösung von Diensten, Naturalabgaben und Zinsen am 7. Juni 1821 nach. Ferner diente Preußen, durch eine vortreffliche Organisation des Postwesens, andern Staaten als Muster, und bald erfreute man sich in ganz Deutschland einer so raschen, sichern und, gegen frühere Zeiten, so billigen Beförderung der Briefe, wie man früher es kaum für möglich gehalten hätte. Ebenso wetteiferten alle deutschen Staaten miteinander in Bau von Chausseen; bald war ein Netz von Kunststraßen vollendet, das sich über alle Theile des Vaterlandes, sogar durch die unwirthlichsten Gebirge erstreckte und den Verkehr in so hohem Grade erleichterte, daß nun der Transport, gegen frühere Zeiten, mit einer fast fabelhaften Schnelligkeit ausgeführt wurde. Auch Kornfrüchte gingen jetzt, bei Bedarf, auf der Achse größere Strecken weit, sodaß man hoffen konnte, es würden in Jahren der Theuerung nicht wieder so große Differenzen der Fruchtpreise verschiedener Marktplätze erscheinen, wie man sie früher erlebt hatte. [26])

Selbst in intellectueller Beziehung setzte Preußen seine Verbesserungen fort. Das Schulwesen, in welchem es früher namentlich Sachsen, Thüringen und Würtemberg sehr nachgestanden hatte, erhob sich nun in ungleich besserer Gestalt. Die Universität Berlin war schon 1810 gegründet worden, die Universität Bonn erstand 1818, Gymnasien wurden reorganisirt oder neu errichtet, Volksschulen durch gute Seminarien mit tüchtigen Lehrern versorgt. Also waren in Preußen auch wieder in dieser Weise alle Wege eröffnet,

die zur Blüte des Ganzen zu führen versprachen. Ueberschaut man alles, was in Preußen nach dem Kriege zum Wohle des Ganzen geschah, so muß man bekennen, daß Großes vollbracht ward, und darf sich nicht wundern, daß sich das Volk, in verjüngter Kraft, bald wieder zum Wohlstand erhob.

Unter den kleinern Staaten findet man, in landwirthschaftlicher Beziehung, nach den Kriegsjahren in Würtemberg den bedeutendsten Aufschwung. Die ökonomischen Angelegenheiten lagen dort schon früher, als Würtemberg noch ein Herzogthum von 150 Quadratmeilen war, nicht ungünstig, denn die Bauernschaft, obschon mit Feudallasten bedrückt, besaß fast das ganze Land, hatte Sitz und Stimme auf dem Landtage, und wenn man auch in einigen Gegenden einen außerordentlich zersplitterten Grundbesitz fand, so fehlte es dennoch nicht an wohlhabenden Bauern. Das Schulwesen war trefflich organisirt; Würtemberg konnte sich rühmen, das ganze Gut der eingezogenen-Klöster und Stifter auf Bildungsanstalten verwendet zu haben, und deshalb stand auch das Volk in allgemeiner Bildung keinem andern deutschen Staate nach, wol aber vielen voran. Als Würtemberg 1802 und 1805 mit 210 Quadratmeilen aus mehr als 60 Reichsländern vergrößert worden war, hatte es neue Unterthanen von sehr verschiedener Stufe des Wohlstandes und der Bildung empfangen, denn ein Theil derselben war sogar noch leibeigen.[27]) Schon Friedrich I. machte einige Anfänge zur Entlastung der Bauern, doch kann man erst mit den Regierungsjahren Wilhelm's I., dieses für die Landwirthschaft so hochverdienten Königs, das ernstere Eingehen zur Befreiung des Landmannes und zur Hebung der Oekonomie datiren. Schon 1817 fiel die Leibeigenschaft, 1821 und 1824 erschienen Gesetze über Ablösungen verschiedener Feudallasten, welche zwar wegen der höhern Ablösungs-

stimmen nicht ganz ihren Zwecken entsprachen [28]), dennoch aber den Weg zur spätern Befreiung angebahnt haben. König Wilhelm glaubte auch in anderer Weise noch die Landwirthschaft unterstützen zu müssen und deshalb gründete er Viehzüchtereien, um die Rassen aller Arten von Hausthieren zu veredeln; er stiftete 1818 die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt Hohenheim und gab ihr den in der Oekonomie berühmten Schwerz zum Director; er traf für Verbesserung der Obst- und Weincultur und für Flachsbau geeignete Anstalten, und seine neuerrichteten Ackerbauschulen dienten zur weitern Ausbildung der fleißigen würtemberger Bauern.

In den übrigen deutschen Staaten war die Thätigkeit der Regierung für Entlastung des Bauernstandes und Hebung der Landwirthschaft sehr ungleich. Baiern erfreute sich schon seit 1799, dem Regierungsantritte seines Königs Max, einer Reihe Verordnungen, die auf Entlastung der Bauern und Aufschwung der Landwirthschaft gerichtet waren [29]), aber anfangs wenigstens nicht den Wünschen entsprachen; doch war die Leibeigenschaft beseitigt und seit 1818 zu Schleißheim auch eine Lehranstalt errichtet worden, welche die höhere Bildung der jungen Landwirthe bezweckte. Baden und Nassau hatten mit Reformen begonnen, die Leibeigenschaft aufgehoben [30]) und einige andere Verbesserungen getroffen, die aber nur als ein Anfang bezeichnet werden konnten. Holstein und sämmtliche dänische Besitzungen waren schon 1804 von der Leibeigenschaft befreit und auf eine dem Wohle des Ganzen sehr entsprechende Art. Um die armen, besitzlosen Leute in Bauern umwandeln zu können, wurden die Domänen parcellirt und die vormaligen Leibeigenen auf den Parcellen als Erbpächter eingesetzt. Weit weniger glücklich war man bei der Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen 1810 und in Mecklenburg 1824; die meisten der Leibeigenen besaßen kein Land, wohnten als Taglöhner am

Gute in ärmlichen Hütten, Katen genannt [31]), und der Gutsherr hatte zwar das Recht, das die Herrschaft über Leibeigenschaft gibt, doch auch die Pflicht, diese Leute zu unterhalten. Als nun die Leibeigenschaft fiel, wurde der Katenmann zwar persönlich frei, blieb aber nach wie vor nur Taglöhner und in Abhängigkeit von seinem Herrn. In gewisser Hinsicht war er nun übler daran als früher, denn jetzt stand es dem Herrn frei, ihn nach Willkür zu entlassen. Darum wurde die Freiheit für diese Leute ein zweideutiges Geschenk und von ihnen auch keineswegs mit Jubel begrüßt.

Die beiden Hessen, Hannover und Braunschweig verharrten in ihren alten Zuständen, obschon die Servitute der Bauern keineswegs unerheblich genannt werden konnten [32]); alles, was hier zu Gunsten der Bauern gethan worden war, hatte die westfälische Regierung unter Jérôme vollbracht. [33]) Auch in den thüringischen Staaten war alles beim alten geblieben, doch Leibeigenschaft gab es hier nicht und die Servitute waren gewöhnlich nicht drückend. Fronen kamen zwar häufig vor, doch fast immer mit einer Gegenverpflichtung des Herrn, welche nicht selten erheblicher war als die Dienstleistung selbst, sodaß die Fronarbeit von den betreffenden Bauern nicht als Servitut, sondern als Privilegium angesehen wurde [34]); nur über den Schaden der Jagd führte man Klage. Am wenigsten konnte sich Sachsen rühmen, etwas für den Bauer gethan zu haben, denn hier dauerte das Mittelalter, mit allen Banden, ja sogar mit seiner Leibeigenschaft, trotz der allgemeinern Bildung dieses Volksstammes, fort. Sein Nachbar, der preußisch-sächsische Bauer, welcher von allem Jammer des Feudalwesens befreit worden war, bot ihm einen für seine Regierung sehr ungünstigen Vergleich.

Ungeachtet der Hemmungen, die dem Aufkommen der

Bauern stellenweise immer noch hindernd entgegenstanden, mußte sich dennoch, nach einer so langjährigen und fast durchgängigen Verbesserung des Betriebs, die Productionsmasse durch den nun eingetretenen Frieden sichtlich vermehren und das Bedürfniß einer damals noch geringen Bevölkerung weit übersteigen, zumal deren Wachsthum durch zehnjährige Kriege fortwährend gehemmt worden war. Daher erklärt sich nun, warum nach jenem Misjahre von 1817 die Fruchtpreise sich auffallend schnell erniedrigten und schon 1819 eine bedeutende Tiefe erreichten; man hatte zwar, für die Tage der Ruhe, auf eine gesteigerte Fruchtmasse gehofft, doch keineswegs sie in solchem Grade erwartet. Die Anstauung der Production würde auch nicht in dem Maße erfolgt sein, wenn nicht unglücklicherweise noch zwei Umstände hinzugetreten wären, die sie beförderten und eine Wohlfeilheit erzeugten, die nach dem Nominalpreise der Früchte seit 1735 nicht gewesen war, nach dem Realpreise aber sich seit dem Westfälischen Frieden nicht ereignet hatte. [35])

Das erste ungünstige Ereigniß für die deutschen Fruchtmärkte war die Kornbill in England. Durch die Continentalsperre Napoleon's wurde England genöthigt, sich selbst mit Getreide zu versorgen; die dortigen Landwirthe sahen sich veranlaßt, ihre Güter auf einen umfangreichen Getreidebau einzurichten, und konnten jetzt, nach dem Sturze Napoleon's, mit den Preisen des ausländischen Getreides nicht Concurrenz halten. Daher gelang es im Jahre 1815, die Kornbill durchzusetzen, ein Ereigniß, wodurch der Abfluß des Getreides gerade in unsern menschenärmsten Gegenden längs der Ostsee, die nur von producirenden Einwohnern bevölkert sind, versperrt wurde und deren stauender Ueberfluß bis in das Innere Deutschlands einwirkte.

Ein zweites ungünstiges Ereigniß für den Producten-

absatz war die Absperrung Preußens durch eine Zolllinie.
Sie galt zwar nur den Fabrikaten, veranlaßte aber eine
große Störung des Handels und dadurch eine langsame
Entwickelung unserer Industrie. Der Markt für die säch-
sischen, thüringischen, würtembergischen, badischen und fränki-
schen Fabriken war nach Preußen völlig versperrt oder be-
deutend verkümmert, langsam nur erhob sich die Blüte der-
selben, und deshalb nahm auch die Population weniger rasch
zu. Zudem hatte das vorige Jahrhundert dem unsrigen
noch eine Masse verschiedener Münzsorten, mancherlei Zölle
und Abgaben wunderlicher Art [36]) vererbt, die, gleich Weg-
lagerern, den Gang der Waaren aufhielten und dem Auf-
schwunge des Handels hinderlich wurden.

Bei so beispiellos niedrigen Preisen sah sich der Land-
wirth, der die Verwüstungen des Krieges noch nicht einmal
völlig überwunden hatte, in neue Verlegenheit versetzt, zu-
mal zu erwarten stand, daß es noch vieler Jahre bedürfe,
bevor die Bevölkerung die Productionsmasse im Wachsthum
eingeholt haben würde. Der Westen Deutschlands half sich
leichter durch den Export von Schlachtvieh, welches nach
Frankreich ging; auch sanken die Preise durch den Korn-
absatz nach Holland und der Schweiz weniger tief herab;
je weiter aber nach Osten, um so massenhafter staute die
Frucht, um so eiliger bedurfte der Landwirth eines Ret-
tungsankers bei der wachsenden Noth.

Dieser bot sich ihm zunächst in der Schafzucht dar. Seit-
dem der Handel mit feinen Electoralwollen nach Belgien
und Frankreich eröffnet worden war, hatte die hochfeine und
veredelte Schafzucht sich nicht allein auf Sachsens Grenzen
beschränkt, sondern auch in Schlesien, Brandenburg, Pom-
mern, Mecklenburg, Anhalt und in der Provinz Sachsen
nebst Thüringen große Verbreitung gewonnen und überall
einen größern Umfang erreicht. Als nun 1815 mit dem

Folge der Continentalsperre auch die Engländer wieder die deutschen Wollmärkte bezogen, war eine Vermehrung der Nachfrage, daher auch ein Steigen der Wollpreise natürliche Folge. Da nun dieser günstige Umstand gerade zur Zeit der schnellen Erniedrigung der Fruchtpreise recht in Wirksamkeit trat, so erklärt sich hieraus der große Enthusiasmus, der sich unter den Gutsbesitzern mit den zwanziger Jahren für hochfeine Schafzucht erhob. Man machte jetzt rasche Fortschritte in der Kenntniß der Wolle, in der Entdeckung der Gesetze der Anzucht und wurde sich der Mittel über das zu erstrebende Ziel immer klarer bewußt. Weil aber Thaer auch diesen Gegenstand mit scharfem Auge durchdrang und die Abhülfe noch vorhandener Mängel nachwies, so war es auch sehr erklärlich, daß er durch seine Lehre über die feine Wolle, jetzt das Losungswort der Oekonomen, den Gipfel des Ruhmes erstieg.

Doch die Schafzucht allein konnte dem großen Gutsbesitzer, besonders in menschenärmeren Gegenden, den Ausfall der Einnahmen nicht decken, der durch die Wohlfeilheit der Fruchtpreise erzeugt worden war. Wenn er auch seiner Schäferei die möglichste Ausdehnung gab, so durfte dennoch das zur Wirthschaft nöthige Stroh nicht fehlen, und darum mußte er immer wieder auf höhere Verwerthung der Körner bedacht sein. Ein Mittel dafür hatte er schon seit mehreren Jahrzehnden in der Branntweinbrennerei gefunden und seitdem in Preußen der Betrieb freigegeben worden war, hatten sich nach der Theuerung die Brennereien auch bedeutend vermehrt. Für die frühern Zeiten mochten diese kleinen Werke genügen, doch nicht jetzt, wo der Ueberfluß so bedeutend wurde. Daher fand das verbesserte Verfahren der Branntweinbereitung, welches Dorn 1819 und 1820 veröffentlichte [37]), sehr großen Beifall und allgemeine Verbreitung, denn man war nun im Stande, das Geschäft ins

Große zu treiben. Um diese Zeit wurde auch die Benutzung der Kartoffeln für Branntweinbrennereien zum zweiten mal entdeckt; Dorn wandte die Erfindung [38]) schon 1823 im Großen an, und durch diesen Umstand bekam die Kartoffelcultur in Norddeutschland ein weit umfangreicheres Terrain, ja sie kam sogar 1824 nach Böhmen, wo die großen Grundbesitzer ansehnliche Brennereien besaßen, blieb anfangs nur Brennmaterial, bis sich zuletzt das Volk dazu verstand, sie auch als Speise zu benutzen. Ungleich wichtiger für den technischen Betrieb der Brennereien wurde jedoch der verbesserte Spiritusapparat, den Pistorius 1829 bekannt machte; nun erst gewannen die großen Brennereien einen mächtigen Aufschwung, lieferten ein wohlfeiles Fabrikat, brachten die kleinen zum völligen Stillstande und verschafften dem Branntwein durch seinen billigen Preis eine weit stärkere Consumtion.

Dieser Verlauf der Ausbildung unserer Landwirthschaft, welcher durch ganz besondere Verhältnisse so eigenthümlich geleitet worden war, griff nun in das Volksleben störend ein, denn der Genuß des Branntweins, als Hauptgetränk des Volks, griff immermehr um sich, war schon nach Mitteldeutschland gedrungen und hatte sich in vielen Gegenden, vorzüglich in Städten, zu bedenklicher Höhe gesteigert. Man fürchtete den übeln Einfluß desselben auf den moralischen Zustand des Volks mit Recht und sann auf Mittel zur Abhülfe. Anfangs meinten viele den Dämon des Branntweins durch Mäßigkeitsvereine bannen zu können; indessen entsprach der Erfolg leider den Erwartungen nicht. Es war auch natürlich, daß dem Volke ein Ersatzmittel gegeben werden müsse, welches besser und billiger als der Branntwein sei, bevor man hoffen konnte, den Branntwein unschädlich zu machen, und das konnte kein anderes sein als gutes Bier.

Im Mittelalter war Deutschland durch seine guten Biere berühmt, sie bildeten einen wesentlichen Theil seines Exports und gingen sogar über See. Später sank das Brauwesen sehr tief herab, doch am meisten in Norddeutschland, dem frühern Sitze der guten Biere; denn Böhmen, Franken und Baiern, die Hopfenländer Deutschlands, hatten in Städten immer noch besseres Bier; daher konnte der Branntweinverbrauch auch dort keinen Anklang im Volke gewinnen. Als nun Max I. die Regierung antrat, hoben sich in Franken und Baiern durch zweckmäßige Brauordnungen die Brauereien so rasch empor, daß sie bald die Aufmerksamkeit Norddeutschlands auf sich zogen; man fing zuerst in Thüringen und Sachsen auf bairische Weise zu brauen an, doch bald nachher ahmte auch Norddeutschland das neue Brauverfahren nach, und so gelang es, den übermäßigen Branntweingenuß immermehr zu verdrängen. Nicht sowol die Chemie als vielmehr die guten Brauordnungen hatten also hier den neuen Aufschwung bewirkt.

Wenn aber auch die technische Chemie im Brauwesen eine nur untergeordnete Rolle spielte, so zeigte sie in andern Zweigen einen um so mächtigern Einfluß. Nur durch ihre Hülfe waren die Brennereien vervollkommnet worden, und durch ihre Anleitung erhoben sich andere Betriebe. Sie erfand die Schnellessigfabrikation, die Bereitung der Stärke aus Kartoffeln und die Sirupbereitung. Sie war es auch, welche im Hauswesen bequemere Einrichtungen traf, die Wohnung des Bürgers behaglicher machte und der Kleidung die Schwerfälligkeit nahm. Sie gab fast allen Handwerkern Unterricht, erbaute den Fabrikanten Maschinen und entwickelte ihren Betrieb mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit. Unter den Männern, die sich für die landwirthschaftliche Technik große Verdienste erwarben, wurden damals Hermbstädt und Döbereiner mit besonderer Anerkennung genannt.

Auch auf die Art der landwirthschaftlichen Arbeiten übte die Technik merklichen Einfluß. Man führte Maschinen ein, die theils zur Förderung, theils auch zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Verrichtungen dienten, und deren Gebrauch besonders im Norden von Deutschland, wo es an Arbeitskraft fehlte, allgemeinern Beifall fand; man verbesserte Werkzeuge und Geräthe, erfand neue dazu, und die besten derselben drangen sogar bis in die Hufengüter der Bauern hinein.

Bei der fortwährend gesteigerten Spannung des Betriebs gewann natürlich auch die Kartoffel eine immer größere Bedeutung für Flur und Haus. Jetzt erst hatte man ihre vielseitige Anwendung recht schätzen gelernt, denn sie war ja nun nicht mehr für Speise und Futter allein, sondern auch für Brennereien, Stärke und Sirup brauchbar, und als man noch fand, daß sie sogar in rohem Zustande eine gesunde und nahrhafte Kost für Schafe sei, wurde sie als Stütze der Schafzucht und der Brennerei erklärt. Man dehnte das Bereich für ihre Cultur, besonders im Norden von Deutschland, auf Unkosten anderer Früchte weit über Gebühr aus [39]) und achtete der Warnungen nicht, indem man sich auf die wenigjährigen guten Erfolge berief. Als nun später die Kartoffelkrankheit mit epidemischem Charakter eintrat, fand sie, bei so großer Abschwächung der Kartoffelvegetation, ein geeignetes Terrain für rasche Verbreitung, wie später erzählt werden soll; im Norden war sie jedoch um ein Jahr früher und trat auch bösartiger wie in Mittel- und Süddeutschland auf. Auf diese Weise hatte die Kartoffel in Deutschland das merkwürdige Schicksal gehabt, im Anfange des vorigen Jahrhunderts von den Medicinern als ein Giftgewächs gebrandmarkt und hundert Jahre später als des Landwirths Stütze gepriesen zu werden.

Die ersten funfzehn Jahre des Friedens hatten sonach

die Oekonomie bedeutend verändert, besonders den ökonomisch-technischen Gewerben eine ungleich wichtigere Stellung gegeben, aber dennoch vermochten diese nicht allen Landwirthen gleiche Hülfe zu bieten, sondern nachdrücklichen Vortheil konnte sie meistentheils nur den großen Grundbesitzern und Pächtern bringen, während die mittlern und die kleinern, welche blos in den Schäfereien einige Unterstützung fanden, noch auf andere Hülfe denken mußten, die ihnen der Anbau von Handelsgewächsen zu leisten versprach.

Seitdem man nämlich die Landwirthschaft intensiver zu treiben begann, hatte sich, durch die Vermehrung des Futters und Düngers, auch die Tragkraft der Felder bedeutend erhöht. Güter, welche in kräftigem Stande waren, vermochten einen Theil ihrer Felder, durch Nachdruck mit Düngkraft, den Handelsgewächsen einzuräumen, ohne dabei den Ausfall an Dünger befürchten zu müssen, der immer mit dieser Culturart verbunden ist. Daher wanderte nun seit 1819 die Oelsaat und der Mohn, früher nur in den fruchtbarsten Gegenden nach und nach eingebürgert, von Land zu Land und galt schon 1830 als eine ziemlich allgemeine Cultur. Andere Arten von Handelsgewächsen bleiben mehr auf gewisse Länder oder Gegenden beschränkt, wie der Krappbau am Rhein und der Tabacksbau in der Pfalz und Franken, ja der Droguenbau fand sogar nur in einzelnen Fluren Aufnahme und Fortgang.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Hülfsmittel des Landwirths dürfen wir den Leinbau nicht vergessen, der, bei dem Aufschwunge des Linnenhandels zu jener Zeit, vielen Gegenden eine wichtige Quelle des Wohlstandes wurde und für die fortwährende Ausbildung der Linnenmanufactur die Basis bot.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß auch die Landwirthschaft als Wissenschaft Fortschritte machte. Thaer war

zwar am 26. Oct. 1828 zu Grabe gegangen, aber er lebte in seinen Schülern noch fort, die sich bemühten, den Bau, den er begonnen, zu erweitern und zu vervollkommnen. Dabei drang die immer mächtiger werdende landwirthschaftliche Literatur allmählich in alle Volksschichten ein, neue landwirthschaftliche Zeitschriften tauchten auf, wurden gern gelesen und regten zum Denken an. Ihrem Wirken haben wir es ganz besonders zu danken, daß die Zahl der ökonomischen Vereine mit jedem Jahre stieg und daß die Menge ihrer Mitglieder wuchs. Damals freilich waren sie nicht viel mehr als Gesellschaften steifer Form, in welchen man Abhandlungen über landwirthschaftliche Gegenstände anhören konnte; doch gab es auch Ausnahmen, die sich durch lebhafte Discussion auszeichneten. Jede Art der Vereine regte jedoch durch geistige Berührung der Mitglieder an, das Bedürfniß wissenschaftlicher Ausbildung wurde dadurch geweckt, die Zahl der Lehranstalten vermehrt.

Im Jahre 1826 kam sogar eine neue Art landwirthschaftlicher Bildungsanstalten zum Vorschein, denn Professor Schulze in Jena hatte sein neugegründetes ökonomisches Institut in enge Verbindung mit der dortigen Universität gebracht. Er wollte der wissenschaftlichen Ausbildung junger Landwirthe eine höhere Weihe verleihen, mit dem Streben nach materiellem Gewinn die Veredlung ihres geistigen Wesens verbinden, und insofern war sein Streben mit Fellenberg's Wirken verwandt. Der Plan mislang keineswegs, es fanden sich Schüler, ihre Zahl mehrte sich bald, und dieses Institut wurde später ein Muster für andere. So war denn in den zwanziger Jahren schon für junge Landwirthe, die nach höherer Bildung strebten, die Universität geöffnet und der Geist der wahren Humanität trat immer tiefer in die schon ansehnliche Schar intelligenter Oekonomen ein. Dennoch war die Wissenschaft noch nicht mächtig genug, um

die Vorurtheile zu zerstreuen, welche die Praxis gegen sie einnahm.

Gleichwol darf man den raschen Aufschwung der Landwirthschaft und die höhere Stufe der Landwirthe selbst nicht verkennen, die in so kurzer Zeit von 15 Jahren gewonnen war. In innigem Verkehr mit der aufblühenden Industrie war die Landwirthschaft, durch den Kampf gegen die Ungunst der Zeiten, zu bedeutendem Grade erstarkt; Landwirthe und Techniker sahen durch die Wechselwirkung der wachsenden Geschäfte ihren Einfluß auf den Staat. Sie erkannten jetzt ihren Werth für das Ganze, sie fühlten sich als wesentliche Theile der Nation, sie richteten ihre Blicke auf alle materiellen Verhältnisse und hoben sie höher zu den geistigen Interessen empor. Es war natürlich, daß sie nach beiden Seiten in mehreren Staaten vieles entdecken mußten, deren Abhülfe zu wünschen war, und hier wie dort fand sich sogar noch manche drückende Last.

Die dreißiger Jahre. Folgen der Julirevolution und des Zollvereins.

Gerade zu dieser Zeit, nämlich im Juli 1830, kam die Kunde einer neuen Revolution aus Frankreich zu uns herüber, und wie ein elektrischer Funke durchzitterte sie die Gemüther des Volks. Ganz Deutschland war erregt, man fürchtete Revolutionen, aber nur im Königreich Sachsen, im Herzogthum Braunschweig und im Kurfürstenthum Hessen entstanden Unruhen.

Wenn man die Culturgeschichte der einzelnen deutschen Staaten von 1770—1830 verfolgt und dabei die landwirthschaftlichen Verhältnisse besonders im Auge behält, dann wird man sehr natürlich finden, warum dieses große Ereigniß bei uns so verschiedene Wirkungen ausüben mußte. Es

ist zwar richtig, daß die Unruhen nirgends vom Landvolke ausgingen, denn dieses bildet immer den conservativen Theil der Nation; aber ebenso wahr ist auch, daß die bedrängten Regierungen am Bauer keine Stütze fanden und, des Beistandes der größten Zahl des Volks beraubt, sich gezwungen sahen, nach Aenderung des Personals, neue Wege zu betreten.

Vor allem waren im Königreich Sachsen schreiende Misverhältnisse zwischen Regierung und Volk; das Volk stand an der Spitze der Intelligenz, die Regierung noch im vorigen Jahrhundert. Alles, was im Laufe der zwanziger Jahre zu Gunsten des Landmanns hier geschehen war, beschränkte sich auf die Niederschießung des stark überhandgenommenen Wildes, vor dem der Landmann nicht einmal seine Saaten schützen konnte und welches nun König Anton, bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1827, niederzuschießen befahl. Im übrigen war kein Fortschritt gewesen. Es gab hier keine Gleichheit vor dem Gesetze, keine gleiche Besteuerung, keine Verordnungen für Ablösung der Feudallasten, sondern es bestand alles noch fort, wie es Friedrich August 1763 vorgefunden hatte. Es waren nicht allein Fronen und persönliche Dienstleistungen aller Arten geblieben, sondern sogar die Leibeigenschaft, welche doch überall beseitigt worden war, blühte in Sachsen, dem Lande der Intelligenz, trotz des 19. Jahrhunderts fort und wurde in der Lausitz mit dem beschönigenden Namen Lassitenverhältniß belegt. Ueberall in Sachsen war von seiten der Regierung Bevormundung, nirgends freie Entwickelung, und doch hatte 1818 Professor Pölitz in einem Programm überzeugend bewiesen, daß das sächsische Volk mündig sei. Darf man sich wundern, wenn bei solchen Misverhältnissen, die von einem Jahrzehnd zum andern verschleppt worden waren, das vertrauend harrende Volk endlich die Geduld verlor und

die Gelegenheit ergriff, um mit Gewalt zu beseitigen, was seiner Entwickelung so hinderlich war?

Nun fiel in kurzer Zeit alles, was längst schon hätte beseitigt sein sollen, der Geschäftsgang, dessen Langsamkeit seither alle Vorstellungen überboten hatte [40]), nahm einen raschen Lauf, und auf ruhigem Wege schritten die Reformen der innern Staatsorganisation ihrem Ziele entgegen. Was die agrarischen Verbesserungen betraf, so wurden nicht blos Ablösungsgesetze über alle Feudallasten gegeben, sondern man schritt auch zu einer allgemeinen Bonitirung sämmtlicher Grundstücke des Reichs, um auf sie eine gerechte Besteuerung des Grund und Bodens zu basiren.

Das Lassitenverhältniß der Lausitz und die Leibeigenschaft Sachsens überhaupt löste sich auf eine zweckmäßige Art. Der Lassit stand im Erbunterthänigkeitsverhältnisse zwar dem Katenmanne Preußens und Mecklenburgs gleich, aber er war kein Tagelöhner, sondern lebte auf einem seiner Herrschaft gehörigen kleinen Bauergute, einer sogenannten Nahrung, die ihm, nach allen Abgaben an die Herrschaft, einen dürftigen Unterhalt bot. Dem Herrn stand es zwar frei, seinen Lassiten willkürlich von einer Nahrung zur andern zu versetzen, auch ihm die Nahrung gänzlich zu nehmen; doch da er in diesem Falle für den Unterhalt der Lassitenfamilie sorgen mußte und kein Mangel an Dienstboten war, so kam das Einziehen einer Nahrung hier sehr selten vor. Als man nun die Leibeigenschaft aufhob, so behielten die Lassiten Haus und Hof, waren aber, gleich den böhmischen und mährischen Bauern unter Maria Theresia und Joseph II., genöthigt, sich einzukaufen. Um die Beschaffung der Ablösungsgelder zu ermöglichen, wurde ein dreißigjähriger Termin der Entrichtung jährlicher Abschlagssummen festgesetzt, sodaß nach Verlauf desselben der ehemalige Lassit auf seinem von allen Lasten befreiten Hofe als Eigenthümer saß. Aller-

dings wurde es anfangs dem Lassiten schwer, die verhältnißmäßig hohe Geldsumme jährlich zu schaffen, doch da er jetzt schon sein Gut zur freien Verfügung bekam und schon von alters her ein fleißiger nnd sparsamer Mann war, so wuchs die Einnahme vom Gute mehr und mehr und dadurch auch die Bequemlichkeit der Entlastung.

Die Aufstände, welche sich in Kurhessen und Braunschweig kurz nach der Julirevolution im Jahre 1830 ereigneten, waren von den sächsischen Unruhen insofern verschieden, als hier nicht sowol Misverhältnisse in der innern Staatsorganisation, sondern vielmehr große Willkürlichkeit der Regenten die Veranlassung dazu gaben; doch zogen sie in Bezug auf die agrarische Gesetzgebung ähnliche Folgen nach sich.

Braunschweig hatte mit Hannover in agrarischen Dingen viel Aehnlichkeit. In beiden Staaten hatte die westfälische Regierung schon die drückendsten Lasten 1809 entfernt. Die Leibeigenschaft, welche vorzüglich in Hannovers später erworbenen Landestheilen Hoya und Diepholz häufig vorkam, war beseitigt worden, ebenso waren Abgaben wegen Lehnsverbindungen, wie Kürkuh und Schutzgeld und ungemessene oder persönliche Dienstleistungen, als Jagdfronen oder das Geld dafür, ohne alle Entschädigung abgeschafft. Der bei weitem größte Theil der niedersächsischen Bauern besaß sein Gut auf Meierrecht, das heißt, der Bauer hatte sein Gut auf Erbpacht und mußte, neben andern Abgaben, die sehr mannichfach waren [41]), einen jährlichen Kanon, den Meierzins entrichten, welcher die Hauptlast bildete. Gleich nach dem Aufstande erschienen billige Ablösungsgesetze, durch welche die braunschweiger Bauern, in kurzer Zeit, Herren ihrer von Abgaben befreiten, ziemlich ansehnlichen Güter wurden. Hannover war von Aufständen fast gänzlich frei geblieben, beeilte sich aber dennoch, Ablösungsgesetze ins Leben treten

zu lassen, und dazu hatte der Katechismus über Ablösungen, welchen Hr. von der Horst herausgab, viel mit beigewirkt.

Hessen war ebenfalls im Jahre 1809 von Leibeigenschaft, persönlichen Dienstleistungen und Schutzgeld durch die westfälische Regierung, ohne Entschädigungsgelder, erlöst worden und sollte jetzt, nach dem Aufstande, durch Ablösungsgesetze auch von den übrigen Feudallasten befreit werden, die sehr mannichfach waren und fast auf jedem Gute in Höhe wechselten; doch fand in Hessen die Ablösung ihre besondere Schwierigkeit. Der hessische Bauer war dazu wenig geneigt; er wurde entweder aus Armuth gehindert, die Ablösungssumme zu schaffen, oder er sah, aus Mangel an gewöhnlicher Bildung [42]), den ihm gebotenen Vortheil nicht ein, und deshalb zog sich dieses Geschäft sehr in die Länge hinaus.

In Baiern, Würtemberg, Baden und Darmstadt gingen die Ablösungen jetzt schneller von statten, in Thüringen hatte man nur ein Gesetz über Ersatz des Wildschadens zu Stande gebracht.

Preußen, welches durch frühzeitige Entfernung aller Feudallasten andern Staaten vorangeeilt war, wurde von der Julirevolution Frankreichs gar nicht berührt; selbst die westlichsten Theile der Monarchie, die ehemaligen Herzogthümer Jülich und Saarbrück, blieben ruhig. Man hatte seither in Preußen mit Reformiren eigentlich gar nicht aufgehört, denn jährlich waren neue Gesetze erschienen, welche die Art der Ablösungen, Gemeinheitstheilungen und Arrondirung der Güter betrafen, und blos die Einsetzung einer landständischen Verfassung fehlte noch. Das Bedürfniß danach war aber damals in den verschiedenen Provinzen durchaus nicht in gleichem Grade vorhanden und wurde gar sehr zurückgedrängt, sobald man erfuhr, daß Preußen eifrig bemüht sei, einen Zollverein mit ganz Deutschland anzubahnen, denn das Bedürfuiß nach Freiheit des Handels wurde in allen

Provinzen, ohne Unterschied, sehr lebhaft gefühlt. Nicht ohne Opfer von preußischer Seite kam 1833 der Zollverein mit mehreren deutschen Staaten zu Stande, trat 1834 in Kraft, und andere Staaten folgten nach. Wie sehr das Volk an diesem frohen Ereignisse Antheil nahm, beweist seine Freude an dem schnellen Verschwinden der Grenzzollhäuser, die nicht einmal der nächsten Zukunft eine Spur ihres traurigen Andenkens übergaben.

Und das Volk konnte mit Recht frohlocken, denn es begann jetzt für Handel und Industrie eine neue, großartigere Zeit. Die Glieder des Handels, bisher in Fesseln geschlagen, reckten sich frei aus; Fabriken und Manufacturen, seither in vorsichtigem, langsamem Gange, erkräftigten sich zum schnellern Lauf. Die Unternehmungen gewannen an Größe, die Speculationen an Kühnheit und Sachsen entwarf schon 1835 den Plan einer Eisenbahn. Kaum waren drei Jahre verflossen, so rollte der Dampfwagen, zum Erstaunen der Menge, im Vogelfluge dahin, und diese erste deutsche Eisenbahn von Leipzig nach Dresden, welche thatsächlich bewies, wie sehr sie Handel und Industrie zu fördern vermöchte, wurde der Anfang zu einem Bahnnetze über ganz Deutschland.

Daß solche neue Schwingen des Handels und der Industrie auf Deutschlands Landwirthschaft nicht ohne mächtigen Einfluß bleiben konnten, versteht sich von selbst. Man mußte vielmehr jetzt eine um so freiere und schnellere Entwickelung derselben erwarten, als, gleichzeitig mit Preußens Absperrung, in mehreren deutschen Staaten das letzte Hinderniß fiel, was die ungehinderte Entwickelung der Oekonomie seither beeinträchtigt hatte. Daher traten, mit der Errichtung des Zollvereins, auch in der Landwirthschaft eine Reihe neuer Erscheinungen auf, die nun erzählt werden sollen.

Zunächst tauchten Runkelzuckerfabriken auf. Fast hundert Jahre waren verflossen, seitdem Marggraf den Zucker in Runkeln fand. Später hatte Achard (1796) ein wohlfeileres Verfahren entdeckt, und Lampadius 1799 die Reinigung des Sirups durch Kalk und Kohle hinzugefügt; doch blieb es damals bei Versuchen im Kleinen. Erst als Napoleon's Handelssperre heimischen Fabriken günstigere Bilanzen gab, traten drei Unternehmungen größerer Art ins Leben, die aber der Sturz Napoleon's wiederum schloß. Frankreich dagegen setzte die Fabrikation des Runkelzuckers auch unter Ludwig XVIII. und Karl X. noch fort, und als man dort im Jahre 1829 den indischen Zucker mit höherer Steuer belegte, hatte sich schon nach sechs Jahren die heimische Zuckerfabrikation um das Zehnfache erhöht.

Das machte in Deutschland Aufsehen, doch, vor der Errichtung des Zollvereins, waren nur österreichische Länder, auf welchen eine höhere Besteuerung des indischen Zuckers lag, im Stande, Runkelzuckerfabriken zu errichten, und daher wurden schon 1832 vier Fabriken in Böhmen erbaut. Als nun der Zollverein ebenfalls eine höhere Besteuerung des Rohrzuckers ausschrieb, war auch im übrigen Theile von Deutschland die Möglichkeit für solche Unternehmungen gegeben und es traten nun überall in geeigneten Gegenden, besonders aber in Preußen, neue Fabriken auf. Ihre Zahl wuchs rasch und hatte sich binnen sieben Jahren schon auf 76 vermehrt. [43])

Die Runkelzuckerfabrikation brachte für ihre Umgebung, in landwirthschaftlicher Beziehung, Nutzen und Nachtheil. Die Fabrikanten waren nämlich genöthigt, sich einer umfangreichen Cultur der Zuckerrunkeln, in der Nähe der Fabrik, zu versichern, folglich mußten sie mit der Landwirthschaft in enge Verbindung treten, mit den Producenten Contracte schließen, die den letztern günstig waren, und dadurch

wurde die Production des Bodens im Werthe erhöht. Aber nicht immer waren die Landwirthe geneigt, dem Runkelbau, der den besten Boden in Anspruch nimmt, eine Ausdehnung zu geben, welche den Wünschen der Fabrikanten entsprach, zumal in Gegenden, die nur von Bauern bewohnt sind, wie das in der Börde bei Magdeburg der Fall ist. Daher sahen sich die Fabrikanten gezwungen, den Bauern das ganze Gut für enorm hohe Preise abzupachten, und letztere zogen nun in die Stadt. Hier wurden sie der Arbeit und Einfachheit des Lebens entfremdet und kamen daher in Verhältnisse, die man gewiß nicht als günstige für die Landwirthschaft bezeichnen kann.

Die nach der Entstehung des Zollvereins sich sehr schnell entwickelnde Industrie bereitete auch der Wollzucht bald eine andere Bahn. Das allgemeine Bestreben, hochfeine Wolle zu erzielen, hatte schon mit dem Ende der zwanziger Jahre die Production derselben bedeutend gemehrt, und die Preise gingen merklich zurück. Zudem stieg die Nachfrage nach Mittelwollen mit jedem Jahre, ihre Preise verbesserten sich in dem Grade, als die hochfeinen sanken, und dieser Umstand veranlaßte die Landwirthe, Wollreichthum mit Feinheit der Vliese zu verbinden.

Ueberhaupt zeigte sich jetzt in allen volkreichern Gegenden eine Abnahme des Umfangs der Schäfereien, denn die Volksmasse hatte sich nun, während der 25 Jahre des Friedens, durchschnittlich um ein Drittel und in einigen Gegenden fast um die Hälfte vermehrt.[44]) Das blieb auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse nicht ohne Einfluß, denn es stiegen zunächst allmählich die Fruchtpreise empor. Die wohlfeile Zeit der zwanziger Jahre war nun vorbei, alle Getreidearten wurden besser bezahlt, und seit 1836 nahmen die Preise sogar bedeutend in Höhe zu.[45]) Die günstigern Kornpreise erhöhten auch die Preise der Milchproducte, und

deshalb fing man an, auf Unkosten der Schäfereien den Rinderstand zu vermehren. Für Veredlung dieses Zweigs der Viehzucht war im östlichen Theile von Deutschland nur stellenweise gesorgt worden, in manchen Gegenden hatte man sogar, aus Vorliebe für Schäfereien, den Rinderstand vernachlässigt; im Verlaufe der dreißiger Jahre holte man jedoch das Versäumte nach, und überall wurden, je nach Oertlichkeiten, bessere Rassen aus der Schweiz, aus Tirol, aus Holland oder England eingeführt.

Mit dem Rinderstande steht die Wiesencultur, die sicherste Basis des Winterfutters, in enger Verbindung. Es verstand sich von selbst, daß, bei einer Erweiterung und Veredlung des Rinderstandes, auch auf eine Verbesserung der Wiesen Rücksicht genommen werden mußte, die vorzüglich für Ebenen, welche gewöhnlich an großer Feuchtigkeit leiden, sehr nöthig war. Auf diese Weise lenkte sich wieder der Blick auf die seit mehreren Jahrhunderten vernachlässigten Wiesen hin.

Auffallend ist, daß vor dem Dreißigjährigen Kriege Deutschlands Wiesencultur im ganzen auf höherer Stufe stand als im Anfange unserer Zeit. [46]) Zwar hatten alle Gebirgsvölker fortgefahren, in althergebrachter Weise, die Wiesen nach wie vor zu pflegen und durch Düngung nebst Berieselung ihren Graswuchs zu mehren; doch in der Ebene und den Stromauen lagen sie schon seit langer Zeit ohne Pflege da. Die Sache erklärt sich, wenn man die Bevölkerung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit der Volkszahl vor dem Dreißigjährigen Kriege vergleicht, insoweit man nämlich über die Volksmenge aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts sichere Nachrichten hat.

Zufolge einzelner Notizen hatte 1790 die Bevölkerung jene Menschenzahl, welche vor dem Dreißigjährigen Kriege Deutschland bewohnte, kaum oder noch nicht wieder erreicht

und betrug kurz nach jenem Kriege nicht die Hälfte. Böhmen war zu Anfange des 17. Jahrhunderts mit mehr als 2½ Mill. Menschen bevölkert und hatte nach dem großen Kriege 780000 Menschen, 1790 2,563000. Mähren wird schon 1429 als ein Land mit über 2 Mill. Menschen bevölkert genannt; es fiel bis 1754 auf 845762 Christen herab und stieg bis 1790 zu 1,300000 Menschen wieder empor. Weit specieller erfährt man aber bei einzelnen Städten und Dörfern den Zustand der Bevölkerung vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege. Olmütz z. B. hatte 1618 1356 Häuser, 1648 nur 168 bewohnbare Häuser und 1790 wieder 900 Häuser. Iglau zählte 1618 an 13000 Einwohner, 1648 nur 299 Einwohner und 1790 10200 Einwohner.[47]) Ganz genau hat Dominicus[48]) die Häuserzahl der erfurtischen Dörfer vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege und von 1792 ermittelt. Es betrug die Häuserzahl von 19 Dörfern des erfurter Gebiets vor dem großen Kriege 1887, im Jahre 1650 noch 825 und 1792 wiederum 1583. Daraus wird man sich überzeugen, daß durchschnittlich Deutschlands Bevölkerung im Jahre 1790 jene Menschenzahl vom Anfange des 17. Jahrhunderts kaum wieder eingeholt haben konnte, und daß der Dreißigjährige Krieg die Einwohnerzahl nicht um ein Drittel, wie man gewöhnlich annimmt, sondern um die Hälfte verringert hat.

Bei einer so bedeutenden Population vor dem Dreißigjährigen Kriege mußte auch die Landwirthschaft in intensiverer Weise betrieben worden sein, was man auch aus den damaligen Schriftstellern entnehmen kann. Weil aber in jener Zeit der Kleebau noch unbekannt war, so hatte der Landwirth kein anderes Mittel gehabt, einen höhern Viehstand zu ermöglichen, als eine sorgsame Cultur seiner Wiesen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege war die Menschenmasse um die Hälfte verringert, Folge davon war extensive

Wirthschaft, die sich zuerst in Vernachlässigung der Wiesen kund gab. Als die Bevölkerung am Ende des vorigen Jahrhunderts höher heranwuchs, indem der Betrieb wieder intensiver zu werden begann, hatte man schon den Kleebau und vermißte den Ausfall der Wiesenernten durch schlechte Behandlung nicht; in den dreißiger Jahren jedoch drängte die wachsende Population wieder zum Wiesenbaue und besonders in solchen Gegenden hin, wo er am ärgsten seither vernachlässigt worden war. Man nahm nun die siegener Wiesencultur als Modell für Verbesserungen der Wiesen, machte besonders im Norden von Deutschland, wo man die Wiesen hatte versumpfen lassen, viel künstliche Berieselungen, und 1837 wurde sogar von Patzig zu Janowitz eine besondere Schule zur Bildung für Wiesenbauer gegründet, die er später nach Kochstädt bei Halberstadt verlegte.

Aber die in den dreißiger Jahren steigenden Getreidepreise lenkten die Blicke der Landwirthe auch mehr und mehr auf die Verbesserung der Werkzeuge und die Vermehrung der Dungkraft hin, um die Productionsmasse der Felder zu steigern. Belgien und England hatten in beiden Beziehungen schon bedeutende Fortschritte gemacht, Deutschland aber vervollkommnete sich jetzt in Fertigung guter landwirthschaftlicher Maschinen weit mehr als zuvor, doch für den Ankauf fremder Dungmaterialen standen die Verhältnisse noch nicht günstig genug. Gleichwol fing man zu benutzen an, was die Heimat bot, namentlich wurden düngende Abgänge der Gewerbe und mineralische Stoffe jetzt weit häufiger und sorgfältiger verwendet als früher.

Diese neue Blüte des ökonomischen Betriebs steigerte auch das geistige Leben in allen Kreisen der Landwirthschaft bis zum Bauer herab. Das Bedürfniß mündlicher Austauschung der Ansichten und Erfahrungen wuchs, neue Vereine reihten sich den ältern an, und das ganze Vereins-

wesen erhielt in mehreren Staaten eine bessere Organisation. Auch gab es jetzt nicht mehr Vereine von Gutsbesitzern und Pächtern allein, sondern es traten nun auch Bauernvereine ins Leben, deren Besprechungen mehr die kleinern Verhältnisse der Hufengüter betrafen. Doch man ging weiter. Man wollte Vereine schaffen, welche die Landwirthe ganz Deutschlands vereinigen sollten, und nahm die Wanderversammlungen der Naturforscher zu Muster. Was Thaer schon 1808 ins Leben zu rufen strebte und dessen Fortgang damals die bedrängten Zeiten verhinderten, erstand nun 1837 in erneuerter, zeitgemäßerer Gestalt. Dresden sah die erste Versammlung, in welcher sich zwar nur 145 Mitglieder einfanden, doch später hat sich die Frequenz sehr bedeutend vermehrt. [49])

Es konnte nicht fehlen, daß bei solchem regen Leben auch das Bedürfniß nach einer wissenschaftlichen Ausbildung unter der Zahl der jungen Landwirthe wuchs. Daher steigerte sich innerhalb der dreißiger Jahre die Frequenz der Lehranstalten, und mehrere Staaten fühlten sich veranlaßt, neue landwirthschaftliche Institute zu gründen. Schon 1829 wurde eine landwirthschaftliche Lehranstalt mit der sächsischen Forstakademie zu Tharand vereinigt, 1834 Eldena bei Greifswald nach dem Muster von Jena errichtet, und 1835 die höhere Lehranstalt auf dem Geisberge bei Wisbaden gestiftet. Dazu kamen mehrere Privatinstitute, wie die Anstalt zu Darmstadt von Pabst und das im Jahre 1839 neu errichtete Institut zu Jena von Schulze. [50])

Die neue Zeit.

Alle diese Ereignisse drängten zu wissenschaftlichen Untersuchungen hin, welche über das Verhältniß der Fruchtbarkeit des Bodens zu den Ernteerträgen und über den

Werth der Dungmaterialien für die Culturpflanzen nähere Auskunft ertheilen sollten. Man hatte seither durch Forschungen in der Chemie und Pflanzenphysiologie die Lehre über den Ernährungsproceß der Pflanzen sehr bedeutend gefördert und fortwährend zur Grundlage für die Düngerlehre benutzt. Seit der Entdeckung der Endosmose, welche Saussure für seine Untersuchungen über das Pflanzenleben so meisterhaft benutzt hatte, wußte man, auf welche Weise der Eingang der Flüssigkeiten des Erdreichs in die Pflanzenwelt von statten gehe, und seitdem die Porenlosigkeit der Pflanzenzellen außer allem Zweifel gesetzt worden war, wußte man auch, daß nur auflösbare Stoffe in die Wurzeln eingehen könnten, alles Unlösbare dagegen zur Ernährung der Pflanzen untauglich sei. Ferner hatte man die Gesetze der Verdunstung ermittelt und den Austausch der Gase in dem Athmungsprocesse wenigstens in seinen Grundzügen erkannt. Endlich hatten die Chemiker auch die Elemente entdeckt, welche die Pflanzenmasse enthält, und die Physiologen waren thätig gewesen, sie, nach ihrer Bedeutung für den Lebensproceß, in verschiedene Abtheilungen zu bringen. Wenn aber auch in diesem allen schon vieles mit Entschiedenheit als zweifellos festgestellt worden war, so stritt man über den Hergang der Assimilation um so mehr. Namentlich herrschte über die Frage, auf welche Weise anorganische Stoffe in organische umgewandelt würden, eine große Meinungsverschiedenheit, zumal man in der Pflanze, bis zu den letzten Wurzelspitzen hinab, nur organische Stoffe fand. Schon das vorige Jahrhundert hatte sich an der Lösung dieses Problems versucht, ein Ansicht war der andern gefolgt, während die Landwirthe dem Streite mit großer Ruhe zugesehen und die Ergebnisse ihrer Erfahrungen zur alleinigen Richtschnur ihres Handelns genommen hatten. Aber auch das neue Jahrhundert war, bei allen Bemühungen, hier

Aufklärung zu schaffen, dem Abschlusse der Untersuchungen über diese so wichtige Frage immer noch fern.

In der Landwirthschaft folgte man Thaer. Nach seiner Ansicht spielte der Humus, in Verbindung mit Alkalien und alkalinischen Erden, die Hauptrolle im Ernährungsprocesse, und weil Dünger den Boden mit dergleichen Stoffen versieht, so beruhte in Art und Weise der Düngung hauptsächlich der Grad der Bodenfruchtbarkeit. Die atmosphärischen Substanzen und die anorganischen Bestandtheile des Bodens, die sich im Pflanzenreiche als unverbrennliche Stoffe zeigen, waren dabei nicht ausgeschlossen, doch wies man beiden eine nur untergeordnete Bedeutung an. Später jedoch, als Karl Sprengel die Nothwendigkeit dieser unverbrennlichen Stoffe für das Leben der Pflanzen nachgewiesen und auf die Wichtigkeit der Aschenbestandtheile der Gewächse aufmerksam gemacht hatte, fand hierin eine Ergänzung der Thaer'schen Theorie statt, welche sich mehr noch befestigte, als die Untersuchungen von Wiegmann und Polstorff, die 1842 im Druck erschienen, die Frage über die Nothwendigkeit der anorganischen Substanzen für das Gedeihen der Pflanzen zum Abschlusse brachten.

So standen die Sachen, als mit dem Ausgange des vierten Jahrzehnds die Ernährungslehre der Pflanzen durch Liebig in eine neue Epoche trat. Liebig veröffentlichte nämlich 1840 eine Theorie, welche mit der alten in grellem Gegensatze stand.[51]) Sie erregte die Aufmerksamkeit der Physiologen, Chemiker und Landwirthe zugleich, rief eine gewaltige Sensation hervor, erweckte einen lebhaften Kampf und gab zu neuen Untersuchungen kräftigen Anstoß. Nach Liebig's Meinung nahm der Humus am Ernährungsprocesse unmittelbar gar keinen Antheil, dagegen wurde der Atmosphäre die bedeutendste Rolle in der Pflanzenernährung zugewiesen, indem sie alle vier wesentliche Elemente des

Gewächsreiches besitze und diese in einer für die Pflanzen ausreichenden Quantität enthalte. Dem Boden schrieb er nur insofern einen Antheil am Ernährungsprocesse zu, als er die Pflanzen mit den unverbrennlichen Stoffen versorge, die in den Aschen derselben gefunden werden.

Man hat Liebig vorgeworfen, daß seine Lehre nicht neu wäre, daß schon Ingenhouß allen Pflanzen das Vermögen, von anorganischen Substanzen zu leben, zugeschrieben und zugleich auch behauptet habe, daß in ihnen die einzige Nahrung der Pflanzen zu suchen sei. Wenn das auch richtig ist, so wird man dennoch nicht in Abrede stellen dürfen, daß Liebig diese Ansicht in ganz anderer Weise als Ingenhouß begründet hat, indem ihm das ganze Material der neuen Forschungen zu Gebote stand. Auch darf man wol fragen, warum denn keiner seiner Vorgänger im Stande gewesen war, solches allgemeine Aufsehen zu erregen und die Theorien der Gegner in dem Grade zu erschüttern, daß ihr Gebäude in allen Theilen erbebte. Wir müssen daher, um diese Frage zu lösen, nicht die Lehrsätze Liebig's einzeln verfolgen, sondern vielmehr auf die Art seiner Darstellung eingehen, denn nicht sowol das, was er brachte, sondern die Weise, wie er es gab, diese war neu, und sie hat die große Aufregung hervorzubringen vermocht, welcher die Landwirthschaft in dieser Beziehung so wesentliche Fortschritte verdankt.

Liebig erfaßte nämlich seinen Gegenstand nicht vom chemischen Standpunkte allein, sondern er sammelte Resultate aus allen Gebieten der Naturwissenschaft und ordnete sie zu einem großen Ganzen. Er zeigte nun seinem Leser den erhabenen Organismus im Reiche unsers Planeten, den ewigen Kreislauf der nährenden Stoffe, die bilancirenden Wechselwirkungen der beiden organischen Reiche und die Harmonie in der ganzen Natur. Er suchte auf geistreiche Weise, in

einfacher, klarer Sprache, nach Goethe's Worten, zu zeigen: „Wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem andern wirkt und lebt." Das war der schöne Rahmen, in welchem er sein Gemälde von der Pflanzenernährung entwarf, und das war es eben, was seine Leser so hinriß, was selbst denjenigen, der ihm nur theilweise beipflichten konnte, dennoch mit Bewunderung erfüllte; denn diese Art der Darstellung hatte vor ihm noch keiner versucht.

Natürlich konnte Liebig's Lehre nicht ohne Anfechtung bleiben, indem sie, bei vielen Wahrheiten, doch auch manche Hypothesen enthielt. Der Chemiker Mulder legte durch seine neuen Untersuchungen über den Humus die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit dar, daß die Humusverbindungen für unmittelbare Ernährung der Pflanzen allerdings geeignet wären, und die Physiologen, wie Mohl und Schleiden, wiesen nach, daß der Ernährungsproceß, in der großen Mannichfaltigkeit der Natur, ein sehr verschiedener sei und nicht auf so einförmigem Wege vor sich gehe, wie es in Liebig's Darstellung behauptet worden war. Es brachte Mohl besonders noch in Erinnerung, wie viele Lücken in der Kenntniß des Lebensprocesses wären, wie unvollkommen der Ein- und Ausgang der Stoffe des Pflanzenreichs bekannt sei, wodurch auch die Unmöglichkeit einleuchte, zur Zeit ein vollendetes Bild der Ernährung der Pflanzen zu geben.

Liebig hatte seine Theorie aber auch zu Folgerungen für die Betriebsweise der Landwirthschaft benutzt, und hier gerieth er auf ein ihm fremdes Feld. Seine Gegner in der Zahl der Landwirthe, unter welchen wir besonders Hlubek, Koppe und Schulze hervorheben wollen, griffen ihn heftig an, letzterer vorzüglich in der Art seiner Methode. Ohne zu leugnen, daß seine Lehre manche Wahrheit enthalte, behauptete er dennoch, daß die Landwirthschaft eine Erfahrungswissenschaft sei, welche daher auch von landwirthschaft-

lichen Erfahrungen ausgehen müsse und die Grundsätze der Naturwissenschaft nur als leitende Maximen zu betrachten habe, um die Erfahrungen wissenschaftlich zu verarbeiten. Zu dieser Aufgabe könne die Landwirthschaft nur solche Lehren der Naturwissenschaft benutzen, welche als gültige Wahrheiten allgemein anerkannt worden seien, nicht aber Hypothesen, auf welche Liebig's Theorie sich stütze und die in grellem Widerspruche mit aller Erfahrung ständen. Schweitzer aus Tharand sprach sich gegen Liebig 1847 folgenderweise aus: „Es ist zu beklagen, daß geistreiche Männer wie Liebig, die sich in der neuern Zeit auf eine so dankenswerthe Weise bemühen, des Landwirths Bahn mit der Leuchte ihrer Wissenschaft, der Chemie, zu erhellen, mit der Ausübung seines Gewerbes sich nicht hinlänglich bekannt gemacht haben und sich dennoch verleiten lassen, von ihrem Standpunkte aus die absprechendsten Urtheile darüber zu fällen, Vorschläge ertheilen, die gar nicht ausführbar sind, und dadurch das Zutrauen der intelligenten Landwirthe verscherzen." Boussingault, der ökonomische Chemiker, machte 1844 seine interessanten Untersuchungen über die Aufnahme des Stickstoffs der Düngermasse bei verschiedenen Culturgewächsen bekannt, woraus hervorzugehen schien, daß allerdings die Leguminosen ihren Stickstoffgehalt nicht vom Dünger, sondern, wie Liebig für alle Pflanzen annahm, aus der Atmosphäre beziehen müßten; auch war darüber kein Zweifel, daß die Hauptquelle des Kohlenstoffs, wenigstens für die Hauptmasse der Gewächse, in der atmosphärischen Luft zu suchen sei.

Während sich nun auf diese Weise die Wogen im theoretischen Gebiete der Landwirthschaft stürmisch bewegten, wurde das praktische Bereich nicht minder heftig erregt, denn es ertönte von Westen her 1843 der Ruf der Noth. Die Kartoffelkrankheit war in Britannien und Belgien mit ungewöhnlicher Heftigkeit ausgebrochen und hatte, in epidemi-

scher Art, mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen. Schon 1844 war sie nach Deutschland gekommen und hatte sich zuerst in jenen Gegenden recht heimisch gemacht, wo man, wie oben erwähnt, die sogenannte Kartoffelwirthschaft trieb. Der Schrecken der Oekonomen war groß, denn binnen kurzer Zeit hatte sie den ganzen Norden von Deutschland erobert, brach 1845 in Mitteldeutschland ein, zog durch alle Gaue des Vaterlandes, war zuletzt in Tiefen und Höhen, im Thon wie im Sand, und sorgenvoll sah der Landwirth in die Verwüstung der Ernte hinein. Sollte die Kartoffel in Zukunft ihre Erträge dem Landwirth dauernd versagen, dann war die jetzige Höhe des landwirthschaftlichen Betriebs und somit auch die große Menge der Production sehr in Frage gestellt, und dadurch drohte der bereits zu bedeutender Höhe gestiegenen Bevölkerung Mangel und Noth. Also war die Erscheinung der Kartoffelkrankheit ein Ereigniß, was nicht für die Landwirthschaft allein, sondern auch für den ganzen Staat von großen Folgen sein konnte, dessen hohe Bedeutung in der Wichtigkeit liegt, welche die Kartoffel in der jetzigen Betriebsart hat. Soll sie näher erörtert werden, dann muß es erlaubt sein, die große Rolle zu zeigen, welche die Kartoffel gegenwärtig in der Landwirthschaft spielt.

Die Kartoffel gehört zu den Hackfrüchten. Diese lockern und reinigen den Boden und gestatten, durch Einschiebung in die Fruchtfolge, die Umgehung der reinen Brache, bewirken also die Benutzung des dritten Theils der Felder, der sonst unproductiv wäre. Doch die Kartoffel behauptet unter den Hackfrüchten den ersten Rang. Sie hat ein weit größeres Bereich als die übrigen, denn sie gedeiht fast in allen Arten des Bodens, in allen deutschen Klimaten bis hoch in die Gebirge hinauf und ist in Cultur viel bequemer als andere. Sie geräth auch nach jeder Frucht und ist besonders

für Halmgewächse eine treffliche Vorfrucht. Daher kennen wir keine Hackfrucht, welche so bequem, so vortheilhaft und so allgemein, als Zwischenfrucht der Cerealien, zur Umgehung der reinen Brache, benutzt werden kann. Dabei spielt sie noch die Rolle des Getreides, denn sie gibt vortreffliche Nahrung für Menschen und Vieh, übertrifft in Mannichfaltigkeit der Verwendung sogar Weizen und Roggen, wird für Gebirgsbewohner fast einzige Brotfrucht, bietet für Brennereien ein gutes Material und ist für Stärke- und Sirupfabrikation brauchbar. Wo gäbe es nun in unserer Cultur ein Gewächs, welches für die Kartoffel eintreten könnte! Wir können sie nicht mehr entbehren, denn die Art des jetzigen Betriebs ist auf ihr Gedeihen gestützt.

Daher war die Sorge der Landwirthe und der Regierungen wegen der Fortdauer der Kartoffelkrankeit auch wohl gerechtfertigt, und obgleich der bösartige Charakter derselben nur kurze Zeit anhielt, so hat sie dennoch auf den ungünstigen Verlauf der Geschichte in den vierziger Jahren einigen Einfluß geübt, wie später gezeigt werden soll; zumal sich vor und nach ihrem ersten Auftreten noch andere üble Ereignisse einstellten, welche die Noth der Armen vergrößerten.

Dem Unglück der Kartoffelkrankheit ging nämlich das außerordentlich dürre Jahr von 1842 voran. Die Sommerfrüchte und das Futter misriethen, die Kornpreise stiegen und der Viehstand nahm wegen Mangel an Nahrung ab. Dann folgte die Misernte von 1846; der Roggen war in der Blüte durch Frost verletzt, die Körner wurden klein, die Kartoffeln verdarben fast bis zu drei Vierteln der Ernte, und auch der Obstbaum versagte seinen Ertrag. Die Preise stiegen, doch nicht zum Vortheil des Landmanns, denn die Misernte war allgemein. Im Jahre 1847 begann eine große Theuerung, die fast die Höhe von 1817 erreichte, und die Noth des ärmern Theils der Bevölkerung endete

nicht früher, als die gesegnete Ernte von 1847 eingebracht war.

Mit dieser Ernte fingen sich die trüben Aussichten in die Zukunft zu erheitern an, denn es traten mehrere Ereignisse ein, die eine bessere Zukunft versprachen. Zuerst bemerkte man eine Abnahme der Kartoffelkrankheit. Man erntete 1847 weniger faule Knollen, und es schien, als wollte dieses Uebel, wie jede Epidemie, allmählich seinen bösartigen Charakter verlieren, eine Hoffnung, die später auch in Erfüllung ging. Zweitens gaben die seit den vierziger Jahren wiederum merklich gestiegenen Fruchtpreise [52]) die Möglichkeit, auch ausländische Dungmaterialien, besonders Guano, gut verwerthen zu können und durch Einführung von Stickstoffmasse die Production der Felder zu steigern. [53]) Drittens kam 1844 die frohe Kunde aus England, daß die Kornbill aufgehoben worden sei. Man hatte in England schon längst gegen die Kornbill gesprochen, denn so viel war klar, daß der zahlreiche Stand der Fabrikanten zu Gunsten der Landwirthe fortwährend theueres Brot essen mußte, und am Ende hatte nicht einmal die Masse der Producenten, die dort aus Pächtern besteht, sondern nur die kleine Zahl der reichen Grundbesitzer den ganzen Vortheil davon. Gleichwol waren seither alle Bemühungen, die Kornbill zu stürzen, erfolglos geblieben, bis im Jahre 1843 die Kartoffelkrankheit kam. Nun wuchs das Elend der armen Fabrikarbeiter in bedeutendem Grade, und nun dictirte die Noth 1844 im Parlament die Aufhebung des Korngesetzes, welche früher von einer starken Partei für ganz unmöglich ausgegeben worden war.

Und so hatte gerade dasjenige Ereigniß, welches die Landwirthschaft in Deutschland rückgängig zu machen drohte, ihr starken Vorschub geleistet, indem die Aufhebung der Kornbill zu jetziger Zeit für uns eine ungleich höhere Bedeutung

als in frühern Jahren gewann. Durch die neuerstandenen Eisenbahnen, die sich jährlich vermehrten, wurde der Abfluß für alle unsere fruchtreichen Gegenden möglich gemacht, und die Folge davon war, daß in Zukunft auch mehrere nacheinander folgende reichgesegnete Ernten kommen konnten, ohne eine allzu große Anstauung von Getreide zu erzeugen, daß also eine Wohlfeilheit vom Jahre 1825 nicht so leicht wieder möglich war.

Zu diesem allen kam nun noch der in Deutschland jährlich wachsende Verkehr, welcher 1841 durch eine Münzconvention aufs neue erleichtert worden war, desgleichen die rasche Entwickelung des deutschen Fabrikwesens und die fortwährend steigende Bevölkerung. Unsere Landwirthe waren nun allerdings berechtigt, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken; sie entwarfen Plane zur Erweiterung ihres Geschäfts, machten Versuche mit Guano und Chilesalpeter, brachten Mais als Futterersatzmittel für die kranken Kartoffeln ins Feld, und alles schien im besten Gange zu sein, als der rollende Donner eines schweren Gewitters, welches drohend am politischen Horizont aufstieg, mit einem mal allen Verkehr lähmte und die ganze Aufmerksamkeit Europas auf sich zog. Im Februar 1848 war nämlich in Frankreich eine dritte Revolution ausgebrochen; die Erschütterungen wurden im westlichen Nachbarstaate so heftig, daß sie sich östlich nach allen Richtungen fortpflanzten und auch ganz Deutschland in Aufruhr brachten. Soll nun der Antheil bezeichnet werden, den die ökonomischen Verhältnisse am Entstehen dieser Revolution hatten, so müssen wir die innern Verhältnisse Frankreichs in kurzem näher berühren.

In Frankreich lagen die Verhältnisse der Armen anders als bei uns, denn schon vor der ersten Französischen Revolution bestand dort ein Proletariat, eine mit den bestehenden Staatseinrichtungen und socialen Verhältnissen unzu-

friedene Armuth. Es hatte nicht an Männern gefehlt, welche Systeme schufen, durch die, nach ihrer Meinung, die Lage der Armen verbessert werden würde, und dadurch bekam der Haufen umsturzlustiger Menschen, dessen Hauptsitz Paris war, Leiter und Führer. Doch nicht diese waren es gewesen, die, am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das Proletariat so ansehnlich vermehrt hatten, sondern die Noth hatte es großgezogen, vornehmlich die Theuerung im Jahre 1789.

Gleichwol wäre von seiten des Proletariats für die damaligen Zustände in Frankreich keine Gefahr erwachsen, denn eine so niedrige Schicht im Volke kann wol Aufruhr erzeugen, doch keine Revolution; solange der Kern der Nation mit der Regierung geht, bleibt das Militär ihr treu und die Aufstände der Proletarier werden gedämpft. Wenn sich jedoch der Stoff zur Unzufriedenheit in dem Grade angehäuft hat, daß auch der Kern des Volks sich von der Regierung wendet und die Gesammtmasse der Nation zu den Waffen greift, dann gewinnt in Jahren, die durch Theuerung das Wachsthum solcher murrenden Armen begünstigen, das Proletariat eine höchst bedenkliche Macht. In der großen Theuerung in Frankreich, welche von 1789 mehrere Jahre lang dauerte, hat sich ihr mächtiger Einfluß in hohem Grade gezeigt, in der Revolution von 1830 war er dagegen nicht zu spüren, weil jene wohlfeile Zeit den Haufen des Proletariats bedeutend gelichtet hatte, obschon es 1830 ebenso wenig als 1789 an Aufwieglern gebrach.

Seit 1842 war nun in Frankreich weit mehr noch als in Deutschland Theuerung und Noth unter den Armen gewesen, denn die Dürrung vom Jahre 1842 hatte Frankreich härter als Deutschland betroffen, die Kartoffelkrankheit war früher nach Frankreich als nach Deutschland gekommen, und zu derselben Zeit, als im Jahre 1846 bei uns der Frost

die Roggenblüte verletzte, traf er in Frankreich die Weizenblüte, verkümmerte also die Ernte der dortigen Brotfrucht sehr. Dabei trat das Elend stärker als in Deutschland hervor, weil bei uns die Fabrikarbeiter in den fabrikreichsten Gegenden mehr zerstreut in Gebirgen wohnen, in Frankreich dagegen massenhaft in große Städte zusammengedrängt sind. In diesen Jahren fuhren die Communisten und Socialisten ebenso wie früher fort, für ihre Systeme zu werben, doch weder den Anhängern von Fourier, noch den Jüngern von Louis Blanc wäre es gelungen, einige Epoche zu machen, wenn ihnen nicht die theuern Zeiten der Jahre 1842, 1843, 1846 und 1847 kräftig in die Hände gearbeitet hätten. Der Haufen des Proletariats wuchs in Paris zu enormer Größe [54]), die Unzufriedenheit stieg, und man erfand für die neue Verschwörung eine dem Bundschuh des 15. und 16. Jahrhunderts ähnliche Form. [55]) Leicht gelang es, das Bündniß auch über Deutschland zu verpflanzen, weil bei uns ähnliche Noth war.

Dennoch hätte diese Verschwörung, so bedeutend sie auch war, keine Revolution erzeugen können, wäre nicht Zündstoff reichlich vorhanden gewesen, der das Volk zum Aufstande entflammte und durch dessen Hülfe der Sturz der Regierung gelang. Die Verschwörung war daher von dem leichten Erfolge ihres Versuchs ganz überrascht, was sie selbst auch gestand, und das Volk sah sich durch das Proletariat zu einem Ziele getrieben, das von ihm anfangs gar nicht bezweckt war. In Deutschland konnten die Ereignisse nur in ähnlicher Weise verlaufen, denn wir haben zum Glück kein Proletariat von Paris und keine tonangebende Centralstadt; insoweit waren aber die deutschen Ereignisse den französischen gleich, daß hier wie dort sich zuerst das Volk erhob, später das Proletariat an vielen Orten die Oberhand bekam und besonders in Städten zu terrorisiren begann.

Aber der weitere Verlauf der Revolution war ein ganz anderer, als viele gefürchtet hatten, und daran waren zunächst nur die ökonomischen Verhältnisse schuld. Schon im September 1847 hatte die eigentliche Theuerung aufgehört, beim Anfange der Unruhen im März 1848 stockte aller Verkehr, niemand fand sich zu Speculationen geneigt, jeder wollte verkaufen, und dadurch fielen die Preise der Früchte herab. Als nun der August 1848 wiederum eine gesegnete Ernte brachte, begann eine wirklich wohlfeile Zeit, die durch nachfolgende gute Ernten mehrere Jahre währte, bis nach Eintritt der Ruhe sich durch Kornspeculation der Fruchtpreis wiederum hob. [56])

Das war von großen Folgen! Theuerung und Noth hatten das Proletariat groß gemacht, dauernde Wohlfeilheit schwächte es wiederum ab. Zugleich wurde das Volk durch die Excesse des Proletariats zur Regierung zurückgedrängt, diese bekam dadurch ihre alte Gewalt, und die Ordnung wurde aufs neue begründet. Man wird sich erinnern, wie leicht es Napoleon III. gelang, im Januar 1852 den französischen Thron zu erobern, denn das wohlfeile Brot hatte die Haufen der Proletarier so sehr gelichtet, daß das Innere von Paris nichts von dem kurzen Kampfe sah, der in der Vorstadt ausgefochten wurde. In Bezug auf das Proletariat hatte man in Deutschland eigentlich schon mit dem Anfange des Jahres 1849 die Oberhand gewonnen, denn die spätern Kämpfe, die sich gegen Aufstände in übervölkerten Gegenden erhoben, waren anderer Art und wurden, wie alle, die nicht von der Gesammtmasse des Volks ausgehen, bald unterdrückt.

Diese stürmische Zeit brachte besonders der Landwirthschaft reichen Gewinn, indem sich alle vorher säumig gewesenen Regierungen beeilten, dem Bauer die letzten Reste der Fesseln zu nehmen, die den freien Betrieb beeinträchtigt

hatten; selbst das Wildübel, des Bauern dreihundertjährige Klage, ward beseitigt. Nun trat er eigentlich wieder in die Stellung zurück, die er zu Tacitus' Zeiten besaß, als freier Mann auf freiem Gute, von Zinsen und Diensten erlöst. Auch die Landwirthschaft hob ihre Schwingen mit erneuter Kraft, alle Glieder derselben waren zu ihrer Förderung thätig, und in rascherm Laufe verfolgte sie ihr schönes Ziel.

Anmerkungen.

1) Vgl. Reichard, Land- und Gartenschatz, Bd. 5, und dessen Abhandlung vom Samenwerke.

2) Reßler, Beschreibung der Hanna, in: André, Oekonomische Neuigkeiten; Arends, Ostfriesland und Jever u. s. w.

3) Das Triftservitut bezog sich auf die Beweidung der Brachäcker, welche deshalb nicht mit Brachfrüchten bestellt werden durften; das Hutservitut war das Recht der Behütung der Wiesen nach der Heuernte, zuweilen auch erst nach der Grummeternte, wodurch der Futtergewinn sehr beeinträchtigt wurde.

4) Vgl. Rose, Beschreibung des Herzogthums Koburg, in der Festgabe für die landwirthschaftliche Versammlung in Koburg.

5) Jene Bevölkerungsangaben sind aus A. Ch. Gaspari's Erdbeschreibung (1797 und 1799) entnommen.

6) In der technischen Oekonomie hatte Becher schon 1682 erfunden, aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, und 1747 hatte Marggraf den Zucker in Runkeln entdeckt. Die erstere Erfindung ist völlig vergessen worden, die letztere hat man später weiter verfolgt. Im Jahre 1670 erfand Ambott die Dreschmaschine, fünf Jahre früher Locatelli die Säemaschine; beide Erfindungen haben später Franzosen und Engländer weiter entwickelt. Christian Wolf entdeckte in Halle am Anfange des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Vermehrung der Körner und Halme bei Anhäufung der Getreidestöcke mit Erde, und Tull begründete darauf 1731 in England die Drillcultur.

7) Vgl. D'Elvert, Die Culturfortschritte Mährens; Demian, Darstellung der österreichischen Monarchie (1804—5). Im znaimer Kreise z. B. hatten sich 1800 so viele Bauern eigenes Besitzthum



erworben, daß es unter 17000 nur noch 749 nicht eingekaufte Bauern gab.

8) Dem Adel war es verboten, einem Bürgerlichen sein Gut zu verkaufen; ein Bürger durfte keinen Bauerhof erwerben, ein Bauer kein Handwerk erlernen.

9) Kronbauern mußten zu niedrigen Preisen dem Militär Futter und Stroh liefern, daher wurde der Hebel ihrer Wirthschaft geschwächt. Alle Holzbesitzer standen unter Vormundschaft des Staats.

10) Im Jahre 1763 trat der erste Verein zu Weißensee zusammen; fast gleichzeitig wurde die Societät in Leipzig gestiftet und die übrigen Vereine damaliger Zeit folgten bald nach.

11) Vgl. Justi's Schriften. Er eiferte gegen die Leibeigenschaft und den Frondienst, und im Bezug auf die Nothwendigkeit der Abschaffung der Brachen schrieb er: „Alle Bemühungen, der Landwirthschaft aufzuhelfen, sind bloße Spielereien, wenn man die Hauptfehler, Beweidung der Wiesen und Felder, nicht in der Art abschafft, daß der Landmann über sein Gut frei verfügen kann."

12) Vgl. Schlözer's Briefwechsel. Die meisten Verdienste um die Reformen am Rhein haben: Bernhard, Oekonomierath zu Bauschlott in Baden; Sonntag, Oekonomierath zu Lörrach in Baden; Eugenmus in Darmstadt, Mayer in Kupferzell, Frommelt in Bettberg und Medicus.

13) Namentlich durch seine Schrift über den Kleebau und durch das Schriftchen Hut, Trift und (reine) Brache, die größten Gebrechen und die Pest der Landwirthschaft.

14) Vgl. S. 238.

15) In Jena, auf einem Fruchtmarkte tief im Binnenlande, kostete der berliner Scheffel von 1780—89 durchschnittlich nur 30³/₁₀ Gr., von 1790—99 dagegen 38½ Gr., also fast um den vierten Theil mehr.

16) August Karbe trat 1803 zuerst mit einer Schrift hervor, welche die „Fruchtwechselwirthschaft" vertheidigt und ihre Anwendung in Brandenburg nachweist.

17) Koppe, einer der berühmtesten Landwirthe, starb als Landesökonomierath am 1. Jan. 1863 auf seinem Gute Beesdau.

18) Wulffen, Verfasser der Vorschule zur Statik des Landbaues.

19) Thünen, Verfasser des Werks: Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie.

20) Traités sur les bêtes à laine d'Espagne (Paris 1799).

21) Sickler gab seit 1794 den „Deutschen Obstgärtner" heraus.

22) Diel gab seit 1799 seine „Aepfel- und Birnensorten" in Druck.

23) Vgl. André, Oekonomische Neuigkeiten, Jahrg. 1836.

24) Im Jahre 1809 in Freienwalde unter der Leitung des Regierungspräsidenten von Vincke bei Anwesenheit von 270 Mitgliedern; 1810 daselbst unter Leitung des Landraths von Itzenplitz bei Anwesenheit einer gleichen Zahl von Mitgliedern.

25) Das Gut Möglin berechnete die Naturallieferungen von 1807—12 zu 2194 Thlrn.; so viel Futtermasse und Düngung wurde dem Gute entzogen, und dabei darf man annehmen, daß Möglin, wo es die Verhältnisse gestatteten, geschont worden ist.

26) In dem theuern Jahre 1805 stieg das Korn, im Vergleich mit dem Fruchtpreise des Jahres 1804, in Hamburg um die Hälfte höher, in Berlin noch einmal so hoch, in Nordhausen fast viermal so hoch.

27) Z. B. Bauern aus dem 12 Meilen großen Gebiete der Freien Reichsstadt Ulm. Das Gebiet theilte sich, den Einwohnern nach, in Bürger und Unterthanen, und die letztern waren meist leibeigen.

28) Vgl. Moser, Die bäuerlichen Lasten der Würtemberger.

29) Mit dem Antritte der Regierung des damaligen Kurfürsten Max kamen die Kartoffeln auch nach Altbaiern.

30) In Baden fiel die Leibeigenschaft 1819, in Nassau schon 1813, aber gegen Entschädigung.

31) Von dem Worte casa, das Haus der Leute, was durch plattdeutsche Mundart in Kate umgeformt worden ist. Wahrscheinlich hatten ursprünglich die meisten dieser Leute ein Gütchen gehabt, auf welchem sie als Leibeigene wohnten und dafür an ihre Herrschaft Naturalzinsen und Dienste entrichteten. Später fanden es die Herren dieser Leibeigenen bequemer und vortheilhafter, diese Gütchen einzuziehen und die Leibeigenen als Tagelöhner zu verwenden, weil in jenen Ländern an Arbeitskräften immer ein Mangel gewesen war. Man nannte das „das Legen der Bauern". In Preußen kamen zu verschiedenen Zeiten wiederholte Verbote

gegen solches Legen der Bauern vor, wie 1739 unter Friedrich Wilhelm I., und nachdrücklicher noch 1749 unter Friedrich dem Großen; doch waren bis dahin schon eine Menge solcher kleiner Höfe verschwunden. In Schwedisch-Pommern und Mecklenburg wurde dagegen dem Legen der Bauern kein Einhalt gethan.

32) Vgl. besonders Lüntzel, Die bäuerlichen Lasten im Fürstenthum Hildesheim.

33) Die Leibeigenschaft wurde 1809 aufgehoben und war vorzüglich in der Grafschaft Hoya recht allgemein.

34) Bei der spätern Aufhebung der Fronen begehrten mehrere Frondörfer Ablösungsgelder, z. B. auf dem großherzoglich weimarischen Kammergute Heusdorf und auf dem herzoglich altenburgischen Rittergute Drackendorf. Der damalige Besitzer des Gutes von Drackendorf, Freiherr von Ziegesar, wollte die Fronen unentgeltlich aufheben; doch die Bauern widersetzten sich, erklärend, daß sie dabei zu Schaden kämen. Später wurde bei Ablösung Dienst und Gegendienst gegenseitig berechnet. An vielen andern Stellen waren die Gegendienste des Herrn weniger bedeutend, z. B. mußte der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt seinen fronenden Bauern auf dem Vorwerke Groschwitz Brot und Käse verabreichen; die Fronen erstreckten sich aber blos über wenige Tage im Jahre.

35) Der Durchschnittspreis des berliner Scheffels Roggen war in Jena von 1800—20 2 Thlr. 6 Gr., der wohlfeilste Preis im Mai 1810, wo er 1 Thlr. 5 Gr. galt. Schon 1820 fiel er auf 1 Thlr. 2 Gr., in der Ernte von 1825 auf 20 Gr., in einzelnen Monaten auf 16 Gr. und an andern Orten auf 15 Gr. herab.

36) Z. B. das Geleite, welches in der Fehdezeit des Mittelalters entstanden war. Die Wagen wurden von einer Stadt zur andern durch sächsische Reisige geleitet und vor Ueberfällen gedeckt; dafür entrichteten die Fuhrleute eine Geldabgabe. Das Fehdewesen war seit 300 Jahren verschwunden, die Abgabe geblieben.

37) Dorn (Fabrikinspector), Abbildung und Beschreibung zweier neuer zweckmäßiger Branntweingeräthe (1819; zweite verbesserte Auflage 1820).

38) Zum ersten mal wurde die Anwendbarkeit der Kartoffel zur Branntweinbrennerei, wie oben erwähnt, schon 1682 von Becher entdeckt.

39) In den sogenannten Kartoffelwirthschaften der Provinz Brandenburg verfolgte man einen Fruchtwechsel, in welchem binnen 10—11 Jahren die Kartoffel viermal ins Land kam, also besetzte sie vier Elftel oder gar zwei Fünftel der ganzen Ackerfläche. Aber auch in Gebirgsländern wurde ihr Anbau übertrieben, man ließ nämlich öfters vier- bis fünfmal Kartoffeln auf Kartoffeln hintereinander folgen, und man kennt Fälle, wo auf ein und demselben Stück 30 Jahre lang Kartoffeln gebaut worden sind.

40) Ein Beispiel der Langsamkeit des Geschäftsganges bietet die Brücke von Wurzen. Man hatte 1720 eingesehen, daß es den Handel fördern würde, wenn auf der Hauptstraße Sachsens, von Leipzig nach Dresden, der Uebergang über die Mulde bei Wurzen statt einer Fähre durch eine Brücke vermittelt würde, und 1730 war auch der Plan derselben entworfen. Man hatte ein ganzes Jahrhundert dazu gebraucht, um vom Plane zur Ausführung zu kommen, mehrmals den Plan geändert und mehrmals das Unternehmen wieder beiseite gelegt, und so hatte die erste Straße Sachsens keinen gesicherten Verband. Bei jedem hohen Wasser war der Verkehr unterbrochen und die ganze Passage mußte zur steinernen Brücke nach Grimma hinauf. Im Jahre 1830 feierte man in Wurzen das Jubiläum des Planes der Brücke und bald darauf begann auch der Bau, welcher, durch die Umgestaltung der Dinge zu damaliger Zeit, einen sehr raschen Fortgang nahm. Auch Schubart von Kleefeld beklagt sich bitter über den langsamen Geschäftsgang. Er erzählt: „Ich wollte auf meinem Gute 1774 Taback bauen, denn die Tabacksblätter waren durch den nordamerikanischen Krieg im Preise gestiegen. Gleichwol versprach das Unternehmen keinen ausreichenden Gewinn, wenn ich nicht selbst die gewonnenen Blätter fabrizirte. Das durfte ich aber nicht, denn ein Gesetz, dem Landwirth und Kaufmann in gleichem Grade nachtheilig, verbot es mir. Ich reichte ein Gesuch um Abstellung des Gesetzes ein, doch der amerikanische Krieg ging zu Ende, die ausländischen Tabacksblätter wurden wohlfeiler als jemals, die Tabacksculturen waren eingegangen, und nun, nach zehn Jahren, wo längst der günstige Zeitpunkt vorüber war, kam mir von Dresden die Erlaubniß zu, meine producirten Tabacksblätter auch fabriziren zu dürfen. Was half mir das nun?"

41) Lüntzel hat sie sämmtlich in seinem Werke Ueber die Lasten der hildesheimer Bauern alphabetisch aufgeführt.

42) Das hessische Landvolk war, durch schlechtbestellte Schulen, die sich besonders im Innern des Landes fanden und meistentheils jetzt noch wenig Verbesserung erhalten haben, in Bildung zurück und konnte die Vortheile nicht begreifen, die dem Landmann nach Ablösung der Zinsen erwachsen.

43) Man zählte im Jahre 1841 in Preußen 70, nämlich 10 in Pommern und Brandenburg, 9 in Posen und Preußen, 16 in Schlesien, 23 in Sachsen, 12 in Westfalen und Rhein. Die übrigen Zollstaaten hatten nur 6, Oesterreich besaß 79, Frankreich 370.

44) Preußen zählte 1816 nur 10,319000 Einwohner; 1834 war es auf 13,500000 und 1840 auf 15,000000 gestiegen, hatte sich also nahezu auf die Hälfte vermehrt. Sachsen behielt 1815 noch 1,200000 Menschen, hatte aber 1837 schon 1,652000 Einwohner, folglich um ein Drittel mehr. Frankreich dagegen hatte sich von 1821—41 nur um 4 Millionen vermehrt, was aus den dortigen landwirthschaftlichen Verhältnissen leicht erklärt werden kann.

45) In Jena war der durchschnittliche Preis eines berliner Scheffels Roggen während der zwanziger Jahre 1 Thlr. 5 Gr., in den dreißiger Jahren 1 Thlr. 13 Gr.

46) Die trockenen Fluß- und Stromwiesen wurden vor dem Dreißigjährigen Kriege, laut der Geschäftsinstructionen für die Verwalter und ökonomischen Beamten, im Frühling durch Stangen eingefriedigt, planirt und theilweise gedüngt, die nassen Wiesen abgezogen, und man kann in einigen Orten noch die Spuren der alten Abzugsgräben verfolgen. Eine Wiese bei Eldena unfern Greifswald wurde sogar 1837 durch Erneuerung der alten verfallenen Gräben von neuem entwässert, indem man die Legung der Abzugsgräben nicht vortheilhafter bewerkstelligen konnte, als wie sie in alten Zeiten gewesen war.

47) Vgl. D'Elvert, Die Culturfortschritte Mährens.

48) Vgl. Dominicus, Erfurt und dessen Gebiet. Ich setze die interessante Tabelle hierher, um die specielle Ermittelung des Ganzen zu zeigen:

Es hatten Häuser	vor dem Dreißigjährigen Kriege	nach dem Dreißigjährigen Kriege	1792
Kühnhausen	48	28	45
Elxleben	210	70	172
Andisleben	115	23	103
Gispersleben Viti .	84	39	73
Walschleben	305	44	212
Vieselbach	106	45	83
Linderbach	45	14	30
Kerspleben	133	68	110
Azmannsdorf	70	36	53
Bindersleben	96	60	86
Frienstadt	112	60	87
Kleinrettbach	68	22	54
Marbach	53	32	50
Zimmern supra . .	60	49	76
Tröchtelborn	85	54	83
Tiefthal	15	9	67
Kirchheim	152	97	124
Waltersleben	88	63	53
Urbich	42	30	22
Summa	1887	843	1583

49) Die Wanderversammlungen der deutschen Landwirthe wurden von Pabst, Schweitzer, Teichmann und Schmidt gestiftet und erreichten 1847 in Kiel eine Frequenz von 2498 Mitgliedern.

50) Schulze war von Jena als erster Director der Akademie in Eldena nach Preußen berufen worden, kehrte 1839 nach Jena zurück, und sein Nachfolger wurde Pabst, der später wiederum Eldena mit Hohenheim vertauschte.

51) Liebig, Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie.

52) Die Durchschnittspreise der vierziger Jahre waren ungeachtet der Wohlfeilheit von 1848—50 dennoch um 7 Gr. höher als die der dreißiger Jahre, stiegen aber in den funfziger Jahren ungleich höher.

53) Ueber Versuche von der Wirksamkeit des Guano schrieben schon 1843 Mauz und Murray, 1844 Böhm und von Jobst in Stuttgart.

54) In Paris soll das Proletariat damals 100000 Menschen gezählt haben.

55) Der Bundschuh stufte sich bekanntlich in Obermeister, Meister, Gesellen und Lehrlinge ab; die Verschwörung in Paris theilte sich in Zeltmänner zu zehn, hundert u. s. w. ein, und der Stab war in Paris. Ein Zeltmann kannte nur seinen Zehntmann, dieser blos seinen Hundertmann, und ähnlich war auch der Bundschuh organisirt. Vgl. hierüber den Commissionalbericht an die Regierung in Zürich vom Jahre 1843.

56) In Jena galt der preußische Scheffel Roggen im Mai 1847 4 Thlr. 28 Gr., im September 2 Thlr. 7 Gr., im Februar 1848 2 Thlr. 1 Gr., im Mai 1 Thlr. 6 Gr. Der Mittelpreis von 1848 war 1 Thlr. 2 Gr., von 1849 nur 29 Gr. Mit dem Jahre 1850 kehrte die Ruhe zurück, und die Preise hoben sich 1850 im Mittel auf 1 Thlr. 11 Gr., 1851 auf 2 Thlr. 10 Gr., 1852 auf 2 Thlr. 1 Gr., 1853 und 1854 auf 2 Thlr. 25 Gr.



Sicilien und Palermo.

Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin
am 24. Januar 1863.

Von

Friedrich von Raumer.



Mein leider viel zu früh verstorbener Freund, Professor Guhl, hat im vergangenen Jahre an dieser Stelle eine nach Form und Inhalt ausgezeichnete, allgemeinen Beifalls würdige Vorlesung über Palermo gehalten. Doch war es ihm unmöglich, in einer Stunde den reichen Inhalt zu erschöpfen; weshalb ich um Erlaubniß bitte, heute noch mancherlei von ihm Unberührtes mitzutheilen.

Mit Recht wird von vielen Reisenden und in vielen Büchern begeistert gesprochen von Siciliens blauem Himmel, grünen Meereswogen, Myrten, Orangen u. s. w. Wenn man dagegen die Geschichte der menschlichen Entwickelung vorzugsweise im Auge behält, so erscheint daselbst keineswegs alles in rosenfarbenem Lichte. Es ist unmöglich, eine Unzahl hierher gehöriger Thatsachen in ungetrenntem Zusammenhange vorzulegen, oder eine lückenhafte, sprungweise Behandlung zu vermeiden. Möge der ernste, tragische Faden, welcher sich hindurchzieht, nicht ganz verschwinden. Auch hat ja die geehrte Versammlung zeither gebilligt, oder nachsichtig geduldet, daß in den hier gehaltenen Vorlesungen sehr verschiedene Tonarten und Taktarten angeschlagen wurden.

Obgleich der Hafen von Palermo kein vollkommen sicherer ist, besitzt er doch Vorzüge vor den Rheden der Südküste Siciliens, und schon Polybius nennt für die Zeit des

ersten Punischen Krieges Palermo die wichtigste Stadt innerhalb der Besitzungen Karthagos. Sehr verschieden von dem heutigen Zustande bezeichnet Strabo die Umgegend als eine dichtbewaldete.[1]) Dessenungeachtet bleibt die Lage Palermos sehr ausgezeichnet, wenn sie auch der von Neapel und Konstantinopel nachsteht.

Mehrfache Belagerungen und Eroberungen durch König Pyrrhus, die Karthager, die Römer, müssen jedoch der Stadt ohne Zweifel großen Nachtheil gebracht und wol veranlaßt haben, daß die Römer eine Colonie dahin sandten. Gewiß war Palermo zur Zeit der Normannen und Hohenstaufen die erste Stadt Siciliens, und Messina hat sie, trotz alles Wetteifers und politischer Gegensätze, nicht überflügelt. Diesen glücklichen Zeiten folgte die verabscheuungswürdige Tyrannei Karl's von Anjou. Abgeschmackte und unerträgliche Steuerhebungen, Gütereinziehungen, grausame Verfolgung aller Anhänger der Hohenstaufen, Eigennutz und Hochmuth der siegenden Franzosen, Verletzung alles Herkommens, aller Rechte, Gebräuche und Vorurtheile des Volks, mußten allgemeine Unzufriedenheit, allgemeinen Haß und, nach funfzehnjährigem Dulden, ein so furchtbares Ereigniß herbeiführen wie die Sicilische Vesper.

Der gewöhnlichen Erzählung zufolge brachte Johann von Procida, ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, durch Muth, Ausdauer und Geschicklichkeit, durch Unterhandlungen in Aragonien, Rom und Konstantinopel eine allgemeine Verschwörung zu Stande, welche den Sturz der französischen Herrschaft gleichzeitig in ganz Sicilien bezweckte, sowie die Erhebung König Peter's von Aragonien auf den sicilischen Thron. Procida war der Gemahl Konstanzens, der Erbtochter König Manfred's des Hohenstaufen.

Gewiß waren Wünsche solcher Art sehr verbreitet in Sicilien, und einzelnes zu ihrer Förderung versucht und

geschehen; nach den neuesten, kritisch genauen Untersuchungen Amati's über diesen Zeitraum fehlt es aber an genügenden Beweisen für eine lange vorbereitete, allgemeine Verschwörung; vielmehr ergibt sich auch hier, daß, wo allgemeine Gründe, Stimmungen und Verhältnisse vorhanden sind, einzelne Veranlassungen und Gelegenheiten große Ausbrüche herbeiführen können; besonders bei einem lebhaften, zu leidenschaftlichem Auftreten geneigten Volke.

Obgleich an den beiden ersten Osterfesttagen des Jahres 1282 mehrere Einwohner Palermos wegen rückständiger Steuern, beim Herausgehen aus den Kirchen, unter verletzendem Spotte von französischen Beamten verhaftet wurden, hielt das Volk sich ruhig. Am Abend des dritten Feiertags (31. März) hatte sich dasselbe zu heitern Festen versammelt: Spaziergänger in großer Zahl, Spiele, Tänze. Es verdroß, daß sich Franzosen, unter dem Vorwande Ordnung zu erhalten, in die Gesellschaften eindrängten und besonders gegen Frauen und Mädchen sich ungebührlich benahmen. Als endlich ein Franzose, Namens Droet, die Unverschämtheit gegen ein sehr schönes Mädchen (angeblich Waffen suchend) aufs höchste trieb, sodaß sie ohnmächtig ihrem Bräutigam in die Arme fiel, erhob sich der Ruf: „Tod den Franzosen!" Droet ward niedergestoßen, und in einem Kampfe mit Waffen aller Art kamen an diesem Abend und am nächsten Tage an 2000 Franzosen ums Leben. Aehnliche Metzeleien erfolgten unter entsetzlichen Grausamkeiten fast in allen Theilen Siciliens. An eine Aussöhnung mit dem gleich grausamen, zeither übermächtigen König Karl war nicht zu denken, und ebenso viel Schwierigkeit fand der Gedanke, eine Republik durch Vereinigung der sicilischen Städte zu gründen oder sich dem Papste zu unterwerfen. Vielmehr mußte bald der Plan allgemeinen Beifall finden, den König Peter von Aragonien an die Spitze

zu stellen. Dennoch entschieden seine und seiner Gemahlin Konstanze Erbansprüche nicht allein; erst als er alle Rechte und Freiheiten Palermos und Siciliens feierlich bestätigt hatte, schwur man ihm freudig Treue und Gehorsam.

In den weltlichen und kirchlichen Kriegen gegen die Könige von Neapel und die Päpste zeigten die Sicilier Tapferkeit, Ausdauer und Sinn auch für religiöse Selbständigkeit. Neue, unerwartete Gefahren bedrohten aber Palermo und ganz Sicilien, als unter den Söhnen König Peter's, Jakob II. und Friedrich II., Streit entstand über Regierungsrechte und das Verhältniß Siciliens zu Aragonien. Schon Jakob II. bewilligte den Siciliern mehrere Wünsche und Forderungen hinsichtlich der Anordnung und Ermäßigung des Steuerwesens, der Unabhängigkeit bürgerlicher und peinlicher Gerichtsbehörden, der Münze, der Lehnsdienste, der Berechtigungen königlicher Beamten u. s. w. Die Gunst der Sicilier, welche König Jakob hierdurch für den Augenblick gewann, ging aber ganz verloren, als er bezweckte, für anderweite Vortheile Sicilien den verhaßten Anjouinern abzutreten. An Jakob's Stelle wählten (im Januar 1296) die erzürnten, in Palermo zahlreicher und feierlicher als gewöhnlich versammelten Stände seinen in Sicilien erzogenen und einheimischen Bruder Friedrich zum König. [2]) Große Feste folgten diesem kühnen und erfreulichen Ereignisse; voraussehen ließ sich aber, daß die mächtigen Wähler alle aus solch einer Entscheidung hervorgehenden günstigen Verhältnisse benutzen würden, um sonstige Wünsche und Forderungen durchzusetzen. König Friedrich's Bewilligungen gingen weit hinaus über die der normannischen und hohenstaufischen Herrscher. Sie lauten im wesentlichen: Der König wird sich von seinen Versprechungen nie durch den Papst entbinden lassen, und über Verträge, Bündnisse, Krieg und Frieden, oder Einführung neuer Steuern

nie entscheiden ohne Zustimmung der im Parlamente vertretenen Nation. Das Parlament, bestehend aus Grafen, Baronen und Abgeordneten der Städte (die Prälaten sind nicht genannt), wird jährlich berufen und gibt gemeinsam mit dem Könige die Gesetze, zu deren Aufrechthaltung und Beobachtung auch er verpflichtet ist. Die öffentlichen Beamten können vor dem Parlament angeklagt und von ihm bestraft werden. Die Unabhängigkeit des hohen Lehnsgerichtshofes ward hergestellt, das Gesetz über Hochverrath und Gütereinziehungen eingeschränkt und gemildert; es ward Sorge getragen für Errichtung einer Bürgerwehr und für Gleichheit von Maß und Gewicht. Die Erwerbungen zur Todten Hand erlitten eine Beschränkung, hingegen ward das Recht erweitert, Lehngüter zu vererben und gegen Zahlung einer Abgabe zu veräußern. Alle Rechte der Städte und ihrer Bürgergemeinden erhielten eine neue Bestätigung, ja Erweiterung; Edelleute hatten zu denselben keinen Zutritt.

Gewiß sicherten diese Bestimmungen gegen einseitigen Misbrauch königlicher Gewalt, nicht aber gegen Geistlichkeit und Adel, deren Einfluß sich allmählich über Gebühr erhöhte, das Volk tyrannisch bedrückte und seine Entwickelung hemmte. Nicht minder nachtheilig ward es, daß das sicilische Königshaus um den Anfang des 15. Jahrhunderts ausstarb und die Insel, ihre zeitherige Selbständigkeit verlierend, von Aragonien aus regiert wurde.

Später benahmen sich die spanischen Philippe aus mehreren Gründen etwas gemäßigter gegen Sicilien als gegen Neapel und Mailand. Dessenungeachtet mußte das Sinken der spanischen Macht und die damit in untrennlicher Verbindung stehende schlechte Regierungsweise überall nachtheilig einwirken. Insbesondere gaben Steuererhöhungen sowie Eigennutz und Hochmuth der spanischen Beamten Veranlassung zu gerechten Klagen und zu mehreren gesetzwidrigen Ausbrüchen.

Im Jahre 1647 ward Palermo durch eine ungünstige Ernte mit einer Hungersnoth bedroht, was die Stadtobrigkeit vermochte (um Unruhen zu vermeiden), das Brot unter dem Kostenpreise verkaufen zu lassen. Zur Deckung der hierdurch entstandenen Mehrausgaben wollte man (nachdem die Getreidepreise gesunken waren) den Brotpreis nicht sogleich geringer festsetzen oder das Brotgewicht erhöhen. Hierüber entstand ein so gewaltiger Aufruhr des geringern Volks, daß der Stadtpräfect entfloh, um sein Leben zu retten. Mit steigender Wuth wurden öffentliche Gebäude und Häuser verhaßter Beamten niedergebrannt, und Gefangene aller Art zur Mehrung des Uebels freigelassen. Der Vicekönig Las Velez, furchtsam und von keiner genügenden Macht unterstützt, bewilligte alle Forderungen der Aufrührer hinsichtlich der Brotpreise und einer neuen Organisation der Stadtbehörden; er bestätigte die Freilassung der Gefangenen und bewilligte Verzeihung für alles Geschehene. Als dessenungeachtet, besonders unter Führung eines geringen Frevlers, Nino de Pelosa, der Pöbel Mord und Brand verübte, einigten sich Geistliche, Adeliche, Stadtobrigkeiten und wohlgesinnte Bürger mit dem Vicekönig, wurden durch Gewaltmittel Herren der Aufrührer, ließen etliche aufhängen und schickten andere nach den Galeren.

Durch diese Strenge wurden manche eingeschüchtert, andere erbittert. An die Spitze der letztern stellten sich der Goldschläger Joseph d'Alessio und Peter Pertuso. In einem geheimen Ausschusse der Verschworenen ward der letztere durch das Los zum höchsten Anführer erwählt. Alessio jedoch, welcher diese Erlosung für eine schlechte Form, Pertuso für untauglich und sich für rechtswidrig zurückgesetzt hielt, rief von seinen Freunden unterstützt: „Fort mit den Spaniern! Herstellung einer guten Regierung!“ Die versammelte Menge antwortete: „Es lebe Alessio, unser höch-

ster Hauptmann!" In diesem Augenblick erschien Pertuso und wollte sein früheres Anrecht geltend machen; aber Alessio ließ ihn gefangen nehmen und enthaupten, denn er sei ein Verräther gegen Vaterland und Volkswillen.

Alessio glaubte indeß seine Macht zu befestigen und der angeblich heilsamen Unternehmung zu nützen, wenn er sich gegen Beamte, Adel und Geistlichkeit gemäßigt benehme und Nützliches in Vorschlag bringe. Auch stellten sich viele auf seine Seite, theils aus Furcht, theils aus Arglist. Denn jede wahre oder scheinbare Begünstigung der Vornehmen minderte die Gunst des Volks. Ja als Alessio den Titel eines immerwährenden Syndikus von Palermo und ein jährliches Gehalt von 2000 Scudi annahm, als er sich durch Eitelkeit und heuchlerische Freunde verlocken ließ, in Prachtwagen, von Läufern und 100 Gardisten begleitet, einherzufahren, steigerte sich die Unzufriedenheit des Volks und der Vornehmen bis zu offenem Kampfe. Nach vergeblichem Widerstande floh Alessio, versteckte sich in einer Wasserleitung, ward hervorgezogen, erschlagen, verstümmelt, sein abgeschnittenes Haupt auf eine Pike gesteckt und von den wilden Mördern in der Stadt triumphirend umhergetragen. Der rückkehrende Vicekönig, furchtsam zur Zeit der Gefahr, wurde grausam nach dem Siege, und Alessio selbst von denen verdammt, die er gegen Raub und Mord geschützt hatte (1650).

Allerdings wurden Pöbelaufstände dieser Art hintennach von allen Besonnenen, Einsichtigen, Verletzten misbilligt; doch glaubten einzelne kühne Männer, es ließen sich größere Zwecke vorstecken und durch ähnliche Mittel erreichen. Antonio del Giudice, ein höchst geistreicher Rechtsgelehrter, entwarf mit gleichgesinnten Freunden den Plan, bei dem nahe bevorstehenden Aussterben des spanischen Königsgeschlechts einen Sicilier auf den Thron zu setzen, ein

unabhängiges Reich zu stiften und Verfassung und Verwaltung wesentlich zu verbessern. Der Plan fand jedoch gleich anfangs die größte Schwierigkeit, weil der zum König bestimmte Graf von Mazzarino ihn weder klug und ausführbar noch gerecht fand. Seine Ablehnung führte zu Zögerungen und diese zur Entdeckung der Verschwörung. Die Häupter entflohen oder wurden gefangen und hingerichtet, so vor allen Antonio del Giudice. Die Abneigung gegen gesetzwidrige Aufstände und Verschwörungen war allmählich so gestiegen, daß man sich fast darüber freute, als alles in das alte Gleis zurückkehrte. Die Hoffnung, es werde die Regierung nunmehr aus eigener Macht allerhand Uebelstände verbessern, schlug (wie so oft) fehl; fragen aber kann man allerdings: woher es kam, daß Stände und Parlament in diesen Zeiten ganz unthätig blieben und gar kein Lebenszeichen von sich gaben? Vielleicht weil Adel und Geistlichkeit bereits so begünstigt und im Vortheil waren, daß sie fürchten mußten, bei jeder größern Bewegung mehr zu verlieren als zu gewinnen.

Umfassender und gefährlicher als die Aufstände in Palermo waren (1672—77) die Unternehmungen Messinas. [1]) Keine Stadt Siciliens hatte durch Herkommen und königliche Verleihungen so viele Rechte und Freiheiten wie Messina. Die natürliche Freude hierüber steigerte sich nicht selten zu Stolz und Uebermuth; schlimmer jedoch war es, daß fast nur die Vornehmen an jenen Rechten theilhatten und von jenen Freiheiten Vortheile zogen. Die hieraus entstehende Unzufriedenheit des Volks steigerte sich, als der Oberbefehlshaber (stratico) der Stadt, Don Luigi del Hoja, dasselbe durch Schmeicheleien und Wohlthaten für sich und die königliche Regierung zu gewinnen suchte. Es ist aber leichter, Parteien hervorzurufen, als sie zu regeln und zu beherrschen; nach schrecklichen, blutigen Kämpfen innerhalb der Stadt

siegten die Königsfeindlichen und schlugen alle Angriffe spanischer Soldaten zurück. Die Ueberzeugung, es sei eine billige Aussöhnung jetzt so unmöglich als auf die Dauer erfolgreicher Widerstand, führte zu dem Gedanken, sich der Herrschaft des damals so hochgepriesenen Königs von Frankreich zu unterwerfen. Nach seiner ehrsüchtigen Weise stellte Ludwig XIV. Bedenken über Klugheit und Recht der Unternehmung beiseite und schickte Hülfsmannschaft, welche in Messina mit Begeisterung aufgenommen wurde. Da aber die übrigen Theile der Insel ruhig blieben, Palermo den Franzosen mit Erfolg widerstand und auch andere politische Rücksichten und Verhältnisse sich geltend machten, so verließen die Franzosen Messina unter lautem Jammer der getäuschten Einwohner. Diese erfuhren (gleichwie viele früher und später), daß fremde Herrscher und Völker (Römer, Franzosen, Russen) nie die wahre Freiheit bringen und die Wünsche, Bitten und das Vertrauen der Hülfsbedürftigen stets ihrem eigenen Vortheil unterordnen.

An die Stelle des mildern Gonzaga schickte die spanische Regierung den strengern Grafen Santo-Stefano nach Messina. Seinem Befehle gemäß und auf Anreizung seines noch grausamern Gehülfen Rodrigo di Quintana wurden alle Rechte und Freibriefe der Stadt vernichtet, der nach Willkür besetzte Senat in seinem Wirkungskreise beschränkt, das Rathhaus niedergerissen, auf den Platz Salz gestreut und daselbst eine Bildsäule König Karl's errichtet. Man verlegte die Universität nach Catania, das Archiv nach Palermo, und strafte die Urheber der empörerischen Bewegungen womöglich noch strenger als in dieser Stadt.

Zu diesen Freveln und Leiden der Menschen gab die Natur ein furchtbares Gegenstück. Nach langer Ruhe erfolgte im Jahre 1669 ein Ausbruch des Aetna, welcher die ganze Umgegend verwüstete durch Feuerflammen aus der

Höhe oder hervordringend aus dem Boden, durch glühende Wogen der Lava, durch Erdbeben der zerstörendsten Art.

Die nächsten großen Veränderungen betrafen die ganze Insel. Sicilien ward im Utrechter Frieden (1713), ohne die Bewohner zu hören oder zu befragen, an Victor Emanuel von Savoyen abgetreten. Es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an einholenden Personen, Handkuß, Festessen, Erleuchtungen, geistlicher und weltlicher Musik u. s. w. Bald aber wurden Stimmen laut, welche klagten über die Vereinigung mit einem unbedeutenden Staate, über die Anmaßung fremder Beamten und Soldaten und die von den Siciliern wesentlich abweichende Natur der Piemontesen. Nordländer verständen nicht südliche Völker zu regieren.

Diese Klagen wurden verändert und umgestimmt, als Sicilien im Jahre 1720 österreichisch, und wiederum, als es 1736 bourbonidisch ward.

König Karl (1735—59) [4]) war einer der besten Herrscher aus diesem Geschlechte, und nebst seinem würdigen Minister Tanucci eifrig bemüht, vorhandene Uebelstände nach allen Richtungen zu verbessern; insbesondere nahmen die Kirche und das Lehnswesen seine Thätigkeit in Anspruch. Dort zeigte sich (wie so oft) Aberglauben mancherlei Art, sodaß man z. B. durch Vortragen des Armes einer Heiligen den Ausbruch des Aetna hemmen wollte; es fehlte aber auch nicht an Grundsätzen und Thatsachen verdammlicherer Art. Ein augustinischer Laienbruder Romuald und eine bigote Schwester Gertrud stellten Behauptungen auf, welche allerdings der christlichen Dogmatik widersprachen. Daß beide aber nicht zurechnungsfähig waren, ergibt sich, weil jener hinzufügte: er sei ein unfehlbarer Prophet und habe Gespräche mit Engeln, die Gott ihm zusende. Noch weiter gehend, sagte Gertrud: sie erfreue sich eines unmittelbaren Umgangs mit Gott und habe von der Jungfrau Maria

gehört, daß gewisse sonst verbotene Sünden keine wären. Da die dagegen angewandten Mittel, Gefängniß, Martern, Hunger, Durst u. dgl., den Wahnsinn nicht heilten, ward beschlossen, das Todesurtheil mit höchster Feierlichkeit auf dem Hauptplatze Palermos am 6. April 1724 zu vollziehen.[5]) Die ungewöhnlich hohen Scheiterhaufen waren mit Altären umgeben, und ihnen gegenüber prachtvolle Tribünen erbaut, für die Inquisitoren, den Vicekönig, den Erzbischof, den Senat, den Adel, die Geistlichkeit, die Beamten, die Damen. Schon des Morgens früh setzten sich die Processionen der Mönche und die geputzten Zünfte in Bewegung nach den ihnen angewiesenen Plätzen. Ringsum stand das Volk, versammelt wie zu einem löblichen, heitern Feste. Um 2 Uhr nachmittags erschien Gertrud, angebunden auf einem von schwarzen Ochsen gezogenen Wagen, in schmuzigen Kleidern, mit herabhängendem Haar, auf dem Kopfe eine hohe papierene Mütze mit erklärender Inschrift und mit Feuerflammen bemalt. Ringsum, als Begleiter, Mönche aller Art, Fürsten und Herzoge auf schönen Pferden, die Inquisitoren auf weißen Maulthieren. Nachdem Gertrud an dem Scheiterhaufen festgebunden und mit brennbaren Stoffen gleichsam überzogen war, und einer der Inquisitoren den Rechtsspruch in lateinischer Sprache verlesen hatte, ward der Scheiterhaufen angezündet und stürzte, von den Flammen ergriffen, endlich unter dem schrecklichen Geschrei Gertrudens zusammen. Dies alles wiederholte sich bei der Verbrennung Romuald's. Mit Ausnahme einiger Gefangenen der Inquisition, die man wol der Abschreckung halber hingeführt hatte, zeigte niemand mitleidige Theilnahme. Feige, Unwissende, Abergläubige, Fanatiker billigten, ja bewunderten den Hergang, und der Kanonikus Mongitor (ein sonst um die Geschichte Siciliens verdienter Mann) schrieb in seiner Verblendung ein großes

Buch zur Verherrlichung dieses unchristlichen, grausam barbarischen Festes.

Als nun aber die Inquisition, ihres Sieges froh, fortfuhr, nicht blos gegen wahnsinnige Thoren, sondern auch gegen unschuldige verständige Personen ihre einseitigen, verdammlichen Grundsätze geltend zu machen, änderten sich Ansichten und Stimmung dergestalt, daß der Vicekönig Caraccioli es in Uebereinstimmung mit der neapolitanischen Regierung wagen konnte, am 10. April 1782 die Inquisition ganz aufzuheben. Mit Mühe ward das Volk abgehalten, den Palast der Inquisition niederzubrennen; wol aber befreite es ihre Gefangenen, vernichtete ihre Papiere und schlug die Bildsäule des heiligen Dominicus in Stücke.

Neben diesen und andern Neuerungen, welche die Macht der Kirche beschränkten, traten andere ein, welche dasselbe hinsichtlich des feudalen Adels bezweckten. An die Stelle der seltener berufenen Parlamente war manches Recht und Geschäft in die Hände einer aus zwölf Mitgliedern bestehenden, immerwährenden Deputation gekommen. Caraccioli setzte es durch, daß künftig nicht mehr der Adel in derselben ein entscheidendes Uebergewicht habe, sondern daß jeder Stand vier Mitglieder absende. Nicht die Abgaben an den Staat waren drückend in Sicilien, wol aber die oft willkürlich gesteigerten oder misbrauchten (z. B. das Jagdrecht) an den Adel. Nicht mehr sollte angebliches Herkommen hierzu berechtigen, sondern durch Urkunden ein Rechtstitel nachgewiesen werden. Aehnlichen Beschränkungen unterlag die Rechtspflege und Polizeigewalt des Adels. Mit großem Dank wurden viele Baue und sonstige Verbesserungen in Palermo aufgenommen, doch konnte Caraccioli (unbekannt weshalb) nicht durchsetzen, daß fernerhin wöchentlich zwei Märkte in der Stadt gehalten würden.

Ernste Vorwürfe erhob der Adel darüber, daß man seinen letzten Besitzstand nicht genügend berücksichtige; andere tadelten, daß Caraccioli französische Schauspieler und Schauspielerinnen kommen lasse, mit ihnen umgehe, über religiöse Lehren leichtsinnig urtheile, die unbefleckte Empfängniß Maria's nicht anerkenne, sich gegen abweichende Urtheile zu unduldsam zeige und harte Maßregeln mildern Auswegen vorziehe. So, Lob und Tadel über einen dem 18. Jahrhundert angehörigen Mann.

Es ist mit Unrecht fast ganz vergessen worden, daß lange vor den Leiden und Freveln der Französischen Revolution viele ihr zugeschriebene Verbesserungen durch deutsche, durch österreichische Herrscher in der Lombardei und in Toscana herbeigeführt und durchgesetzt wurden. Aehnliche Bestrebungen finden wir durch Tanucci und Caraccioli in Neapel, während, alles in allem gerechnet, in der Insel Sicilien die Liebe zum Beharren über die Neigung zum Verändern die Oberhand behielt. König und Volk beschwuren die alten Gesetze und herkömmlichen Einrichtungen, und nur sehr überwiegende Gründe ließen etwaige Neuerungen als weise und rechtlich erscheinen. Allerdings änderten sich Ansichten und Ueberzeugungen zum Theil durch die Französische Revolution. Die Wünsche und Forderungen der Völker steigerten sich nämlich ins Maßlose, und die Herrscher fürchteten Billiges einzuräumen, weil die Gefahr heilloser Uebertreibungen nahe lag.

Im Laufe der letzten hundert Jahre fanden in Neapel viel mehr Umgestaltungen statt als in Sicilien, was — wie immer — seine Licht- und Schattenseiten hatte. Die Frage nach der Verfassung ward aber auch in Sicilien allmählich der Mittelpunkt aller Bewegungen. Seit Jahrhunderten bestand ein Parlament, und wenn es gleich seltener berufen und seine Wirksamkeit fast ganz auf mäßige Geld-

bewilligungen eingeschränkt war, kam es doch nie ganz außer Thätigkeit.

Es gab drei Arme (bracci) oder Kammern [6]): der adeliche hatte 124, der geistliche 61, der domaniale königlicher Städte 46 Glieder; die letzten wurden von den Stadtobrigkeiten gewählt, aus Personen, die der Regierung zugethan. Jeder Arm rathschlagte und beschloß für sich, und zwei sollten entscheiden gegen einen. Da Adel und Geistlichkeit meist gleiche Interessen hatten und ihre Glieder zu denselben Familien gehörten, so gewannen sie ein entscheidendes und oft nachtheiliges Uebergewicht. Es werden z. B. eine Menge von alten Lehnsrechten aufgezählt, welche die niedern Klassen übermäßig bedrückten und mit fortschreitendem Ackerbau und erhöhtem Gewerbfleiß unverträglich blieben.

Wiederum war auch die Freiheit des Adels durch unzählige Majorate und Fideicommisse beschränkt. Die sehr bevorzugten erstgeborenen Söhne wirthschafteten nicht selbst, sondern verpachteten ihre Ländereien unter harten Bedingungen auf drei, höchstens neun Jahre, und verschwendeten ihre bedeutenden Einnahmen. Die nachgeborenen Söhne hingegen waren, den Erbgesetzen zufolge, in dürftigen Umständen, und die Töchter blieben in unangenehmer Abhängigkeit von der Willkür des ältesten Bruders, oder wurden unbefragt in Klöstern untergebracht. Bei diesen Verhältnissen fehlte es nur zu oft in den Familien an Liebe und Einigkeit.

Die Verwaltung der Städte war sehr abhängig von der Regierung, und die Obrigkeiten blieben meist nur zwei Jahre im Amte. Gesetze, welche aus verschiedenen Zeiten und Völkern herstammten, konnten nicht geordnet und überall zweckmäßig sein. Verbesserung der Gefängnisse und Abschaffung der Tortur gehörten zu den unerfüllten Wünschen, während lobend zu erwähnen ist, daß in Palermo ein botanischer

Garten, eine Sternwarte, geschichtliche und naturgeschichtliche Sammlungen angelegt wurden. Volksunterricht hingegen blieb noch vernachlässigt, und die Geistlichkeit war nicht geeignet oder willig, diesem Mangel abzuhelfen.

Das Heer bestand meist aus geworbenen und oft schlechten Leuten; die Offiziere nahm man aus dem Adel.

Bei all diesen Verhältnissen konnten Wünsche, Hoffnungen und Forderungen unmöglich dieselben sein: nur in einem wichtigen Punkte waren alle Sicilier gleichen Sinnes: in der heftigen Abneigung gegen jede Oberleitung von Neapel aus und durch Neapolitaner, sowie hinsichtlich der seit Jahrhunderten geforderten und durchgesetzten Unabhängigkeit und Selbständigkeit ihres Königreichs und ihrer Nationalität. Dies ward der Mittelpunkt aller spätern Bewegungen.

Zunächst entstanden bestimmtere Misverhältnisse zur Regierung, als diese durch Gründe mannichfacher Art in große Geldnoth gerieth. Unerwartet widersprach das sicilische Parlament schon im Jahre 1798 einer Erhöhung der (bis dahin nur mäßigen) Steuern, auf unbestimmte Zeit. [7])

Dieser Miston verschwand vor dem löblichen Mitgefühl, der Theilnahme und Pietät, als die königliche Familie im December 1798 sich vor den Franzosen nach Sicilien flüchtete. Die Aufnahme war begeistert und rührend.

Ganz anders war die Aufnahme nach der zweiten Flucht der königlichen Familie im Anfang des Jahres 1806. Viele politische, revolutionäre Ansichten waren unterdessen in Sicilien eingedrungen, und die furchtbare Grausamkeit, mit welcher man wahre oder angebliche Gegner der Regierung in Neapel behandelt hatte, erregte selbst bei Unbetheiligten gerechten Abscheu.

Die nächsten Jahre verflossen unter vielfachen Streitigkeiten; insbesondere weigerte sich das Parlament im Jahre

1810, so viele Steuern zu bewilligen, als die Regierung zu nothwendigen, oder (wie andere glaubten) zu unnöthigen Ausgaben verlangte. Man konnte hoffen, daß diese Verhältnisse sich bessern würden, als England Subsidien zahlte und Soldaten schickte zum Schutze gegen neapolitanische Angriffe. Der Oberbefehlshaber, Lord Bentinck, sah sich aber bald von den Parteien so angegangen und umdrängt, daß er sich mit jedem Tage mehr in die innern Angelegenheiten Siciliens mischte und über die eigentlichen Geschäfte eines Gesandten (später wol mit Zustimmung seiner Regierung) weit hinausging. Er zwang den König, übereilt verhaftete Gegner nicht blos freizulassen, sondern an die Spitze der Regierung zu stellen, und zum Entwerfen der Verfassung von 1812 die Hand zu bieten. Diese sei (nach den Behauptungen einer Partei) im wesentlichen nur eine Erneuerung der altsicilischen; sie wich aber in der That sehr von derselben ab und erscheint weit mehr als eine Nachahmung der jetzigen englischen Verfassung, mit einem Oberhause und einem Unterhause. Wenn es nun schon sehr schwierig gewesen wäre, Altsicilisches herzustellen, so mußte sich bald noch bestimmter ergeben, daß es unmöglich ist, Verfassungen erfolgreich und ohne Widerspruch in fremde Länder und in ganz anders oder gar nicht vorgebildete Völker zu verpflanzen.

Zuerst waren König und Königin natürlich sehr unzufrieden, daß sie von dem Gesandten einer verbündeten Macht so geringschätzig behandelt wurden; ja, die Königin — dies ward behauptet [8]), von ihr aber geleugnet — habe sich mit Bonaparte in Unterhandlungen eingelassen, um sich nur der anmaßenden Engländer zu entledigen. Lord Bentinck, nunmehr ganz rücksichtslos vorschreitend, hielt den König Ferdinand in Haft, bis er seinem Sohne Franz die Regierung übertrug, und zwang die Königin Karoline (die Tochter der

Maria Theresia), Land, Volk und Familie zu verlassen und sich über Konstantinopel nach ihrer Vaterstadt Wien zu begeben.

So schien der Sieg der constitutionellen Partei von 1812 vollkommen; bald aber entstanden große Spaltungen, hauptsächlich über die Frage, ob man die zahlreichen Majorate und Fideicommisse (neuern Ansichten gemäß) ganz abschaffen oder zur Erhaltung des Adels und zur Gründung einer Pairskammer beibehalten solle.

Die Wahlen für das neue Unterhaus entsprachen keineswegs den heitern Wünschen und Hoffnungen, vielmehr sagen selbst Anhänger der neuen Verfassung buchstäblich Folgendes [9]): „Viele lebhafte und hitzige Geister, wenig Einsicht, keine Erfahrung, Unbestimmtheit der Meinungen, Uneinigkeit des Wollens — dies ist das Bild der neuen Versammlung. Kaum hatten sie die Fahne der Opposition erhoben, als sich die Zahl der Unzufriedenen vermehrte, an denen es ja nie fehlt. Hierzu kam ein Haufen anderer Neulinge in öffentlichen Geschäften, welche glaubten, ihre Talente und ihren neuen Patriotismus nicht glänzender an den Tag legen zu können, als wenn sie, verständig oder thöricht, sich der Regierung gerade entgegenstellten. Sie theilten den Irrthum, die echte Freiheit wachse jedesmal in dem Maße, als man die königliche Macht verringere." [10]) So sprechen Aceto und Palmieri.

Die berufenen Parlamente beschlossen infolge dieser oberflächlichen und zugleich leidenschaftlichen Ansichten, keine Steuern zu bewilligen, bevor nicht der König allen ihren noch nicht einmal ausgesprochenen Wünschen genüge. Der hieraus entstehenden schrecklichen Unordnung abzuhelfen, ergriff die Regierung nun auch ihrerseits, ohne Rücksicht auf das Parlament, eigenmächtige Maßregeln. So gehen Par-

teiung, Intriguen, Anmaßung und Willkür jahrelang in Sicilien unerfreulich nebeneinander.

In Neapel herrschten während dieser Zeit an Murat's Hofe Heiterkeit, Glanz, Zuversicht. Am Tage eines großen Festes in Portici erhielt die Königin Karoline Murat die Nachricht, ihre Gegnerin, die Königin Karoline Habsburg, sei am 8. Sept. 1814 im zweiundsechzigsten Lebensjahre rasch, vielleicht vor Schmerz gestorben über ungeheuere Schicksale und völlig getäuschte Hoffnungen. Es führt nicht zur Wahrheit, ja es ist ungerecht, über diese merkwürdige Frau in Lob oder Tadel zu urtheilen, ohne Rücksicht auf die Gesammtheit ihrer Lebensverhältnisse. Sie kam nach Neapel voll jugendlich heiterer Anschauungen und Hoffnungen, begeistert für Fortschritte und Verbesserungen nach Weise ihrer Brüder Joseph und Leopold, Freundin der Bildung und Wissenschaft, erfreut über den großen Wirkungskreis, welcher ihr (bei der Unbedeutsamkeit ihres Gemahls) natürlich eröffnet ward.

Aber welch dunkle Schatten lagerten sich bald über das anscheinend so glückselige Schicksalsgewebe! Ihre Schwester Marie Antonie, ihr Schwager Ludwig XVI. hingerichtet; so viele Getreue, Freunde, Verwandte mishandelt, geplündert, verjagt, preisgegeben jeglichem Elend; Abtrünnige und Verräther dagegen bis in ihre Nähe.

Allerdings lautet das höchste Gebot: Liebet euere Feinde! allein es ist viel leichter nachgesprochen als befolgt, und niemand übte es gegen die Königin Karoline. So legte sich allmählich ein dreifaches Erz um ihre Brust, und Gegner klagen sie an als ehrgeizig, verschwenderisch, doppelzüngig, gleichgültig in der Wahl der Mittel für ihre Zwecke, unerbittlich, grausam, rachsüchtig. Andererseits sagt ein ihr abgeneigter Schriftsteller [11]), nach Bestätigung jener Anklage: „Sie hatte große und erhabene (sublimi) Eigen-

schaften, Großmuth, Freundschaft, Umfang und Kraft des Geistes, Thätigkeit, Muth, Ausdauer, Geschicklichkeit in Behandlung der größten Angelegenheiten, ein edles, die Herzen der Menschen gewinnendes Benehmen. Alle diese Eigenschaften können ihr selbst Feinde nicht absprechen. Nach ihrer Entfernung gingen die Sachen nicht besser; ja, als unumschränkte Königin würde sie heilsam und nützlich gewirkt haben." So Palmieri.

Gewiß ist die Königin Karoline würdig eines tiefsinnigen Geschichtschreibers, eines großen Dichters, um das furchtbare Trauerspiel ihres Lebens bis zu der Höhe zu erheben und es so darzustellen, daß die Leidenschaften gereinigt und zu wehmüthiger Theilnahme sowie zu ernster Lehre und Besserung erzogen werden.

Die Schicksale so vieler schuldigen und unschuldigen Königinnen von Neapel sind so entsetzlich, daß man in der ganzen Weltgeschichte kaum etwas Aehnliches findet; doch wozu den Jammer vergangener Jahrhunderte hervorrufen! Bietet doch die Geschichte unserer Zeit, bis auf den heutigen Tag, genug des bittern Stoffs!

Nach dem Sturze Bonaparte's ließ sich der Murat's mit Bestimmtheit voraussehen. Im Mai 1815 entfloh mit ihm die Mutter und die Schwester Bonaparte's, der Cardinal Fesch und wenige den Gefallenen treu gebliebene Personen. Die Königin Karoline Murat war die letzte, welche ein rettendes Schiff bestieg. Aufgehalten im Hafen durch mancherlei Hindernisse, sah sie den König Ferdinand triumphirend in Neapel einfahren, begrüßt von Freudenschüssen und dem Jubel der gedankenlosen, wankelmüthigen Menge. Kähne umschwärmten das Schiff der Königin, und wildes Geschrei und Gesänge des Spottes und Hohns folgten der frühern übertriebenen Schmeichelei und knechtischem Gehorsam.

Noch kein Jahr nach dem Tode der Königin Karoline aus dem Hause Habsburg suchte die Königin Karoline aus der Familie Bonaparte im Vaterlande jener, in Oesterreich, Schutz und Sicherheit! Sie lebte daselbst als Gräfin von Lipona bis zu ihrem Tode, 18. Mai 1839. Murat ward schon am 13. Oct. 1815 als Rebell erschossen!

Viele, selbst Lord Bentinck, glaubten, König Ferdinand werde sich nunmehr unterordnen und der mächtigsten Partei zu Willen regieren. Deshalb ward im sicilischen Parlament der Antrag angenommen, seinen weitern Anordnungen unbedingt zu vertrauen. Demgemäß löste der König am 14. Mai 1815 das Parlament auf und verkündete später: Neapel und Sicilien sei nunmehr ein Reich, mit einem Parlamente und einer Verwaltung, an welcher die Sicilier nach Maßgabe der Bevölkerung theilnehmen würden. Diese Vernichtung des sicilischen Staatsrechts, sowie Steuererhebungen ohne Berufung und Befragung des Parlaments, erregten natürlich große Unzufriedenheit, und nur durch treffliche Verwaltung hätte man vielleicht den Mangel einer Verfassung überdecken können. Auch geschah manches Wohlgemeinte und Nützliche; aber es blieb ganz vereinzelt oder ward durch Nebenbestimmungen vereitelt.

So mußte man die Aufhebung der Zollinie zwischen Neapel und Sicilien billigen; da aber die erlassene Staatssteuer (insbesondere vom Wein) in Neapel als Stadtsteuer erhoben und dann größtentheils in die königlichen Kassen eingezahlt wurde, so lief die angebliche Erleichterung und Verbesserung meist auf eine bloße, leicht durchschaute Täuschung hinaus.

Aber als ein wahres Ungeheuer in der Finanzgeschichte stellt sich das Monopol des für Sicilien höchst wichtigen Schwefelhandels dar, welches man Herren Taix und Genossen verlieh, angeblich um Gesetz und Regel hineinzubringen und

eine leichtsinnige Erschöpfung der Schwefelvorräthe zu verhindern. Die Hauptbestimmungen dieser in ihrer Art einzigen Urkunde lauten:

1) Da die zu große Production des Schwefels alles Unglück in Sicilien erzeugt, soll dieselbe jährlich von 900000 Centnern auf 600000 hinabgebracht, also um ein Drittheil vermindert werden.

2) Der Durchschnittsertrag von 1834—37 bestimmt das Maß der zwei Drittheile, über welche hinaus man künftig keinen Schwefel zu Tage fördern darf.

3) Der Preis, zu welchem die Gesellschaft einkauft und zu welchem sie verkauft, wird amtlich bestimmt.

4) Sie zahlt dem Könige jährlich 400000 neapolitanische Ducati.

5) Die Eigenthümer haben die Erlaubniß, ihren Schwefel nach Belieben zu verkaufen, vorausgesetzt, daß sie für jeden Centner der Gesellschaft 20 Carlini zahlen.

So baaren Unsinn wissenschaftlich zu widerlegen, ist überflüssig. Das Verarmen der brotlos Werdenden, zahllose Ungerechtigkeiten, Bestechungen, die durch Eigennutz und Betrug entstehende Verringerung der erwarteten Vortheile, die ernsten Verwendungen der englischen Regierung für ihre willkürlich behandelten Landsleute, zwangen freilich, diese in Abgründe führende Bahn zu verlassen. Unbegreiflich aber bleibt es, daß nicht wenige, selbst aus den ersten Familien, dem Könige bei seiner Anwesenheit in Sicilien eine Danksagung überreichten für Gründung der Schwefelgesellschaft. „Mein Vater“, sagte mir ein vornehmer Sicilier in bitterm Zorne, „hat sich mit Schmach bedeckt durch seine Unterschrift dieses Machwerks.“ Mag nun Unwissenheit, Irrthum, Feigheit, Schmeichelei, Eigennutz solch einen Schritt herbeigeführt haben: gewiß steht diesen thörichten Lobrednern kein Recht mehr zu, sich zu beklagen; oder die angegriffenen

Machthaber werden ihnen ihre eigene Handschrift hohnlächelnd wie ein Medusenhaupt entgegenhalten! Kehren wir indessen zurück zu den politischen Ereignissen.

Die Kunde, daß ein Soldatenaufstand in Neapel den König gezwungen habe, die spanische Verfassung anzunehmen, erzeugte in Palermo die allgemeinste Freude; bald aber stellten sich in der Stadt und in ganz Sicilien zwei Parteien gegenüber: die eine für ebenmäßige Annahme der spanischen Verfassung, die andere für die Bevorzugung der sicilischen Verfassung von 1812. Ohne Ausnahme zürnten alle, daß man von Neapel aus über diese wichtigen sicilischen Fragen entscheiden wolle.

Die Obrigkeit und die wohlgesinnten Einwohner waren nicht im Stande, den von Augenblick zu Augenblick steigenden Aufruhr des Pöbels in Palermo zu zügeln; am 16. und 17. Juli 1820 kam es zu den furchtbarsten Straßenkämpfen, welche mit der völligen Niederlage der neapolitanischen Mannschaft endeten. Oeffentliche und andere Gebäude wurden geplündert und niedergebrannt, der Umsturz der königlichen Bildsäule versucht; den Fürsten Cattolica und Aci schlug man die Köpfe ab, die auf Piken gesteckt und in der Stadt umhergetragen wurden. Aehnliches geschah in andern Theilen Siciliens, und erst die aus Neapel herbeieilende Heeresmacht beendete die greuliche Anarchie.

Rasch aber kam die Nemesis über Sieger und Besiegte. Das neapolitanische Parlament hatte durch Fehler mancherlei Art sehr an Ansehen verloren, und jede Verbesserung der in vieler Hinsicht ganz untauglichen spanischen Verfassung unverständig und eigensinnig zurückgewiesen. Daher die Einmischung der europäischen Großmächte und ein Vorwand für den König, frühere Versprechungen, nach erfochtenem Siege, gar nicht zu berücksichtigen.

„In Sicilien", sagt ein sicilischer Schriftsteller [12]),

„stieg durch dies alles der Abscheu gegen die Neapolitaner aufs höchste, und alle spätern Bewegungen und Aufstände (so der von 1848) bezweckten die Absetzung des Königs, die Wahl eines neuen Herrschers und die Gründung eines völlig unabhängigen Königreichs."

Diese seit Jahrhunderten mit höchster Ausdauer verfolgten Bestrebungen mislangen so gänzlich, daß im Laufe des 18. Jahrhunderts für Italien mehreremal von einsichtigen Regierungen ein großartiger und umfassender Vorschlag gemacht wurde, nämlich: die verschiedenen italienischen Staaten, unter genauer Berücksichtigung der wirklich vorhandenen Verhältnisse, in einen großen Staatenbund zu vereinigen. Die Ausführung eines solchen Plans würde dem schönen Lande unsagliche Leiden erspart haben; allein auch er mislang aus Gründen, wie man sie schon eigenliebiger- und thörichterweise gegen einen ähnlichen heilsamen Vorschlag des Perikles in Hellas geltend machte.

So wuchs allmählich unter allen, welchen die vorhandenen Verhältnisse und Einrichtungen nicht genügten, der Gedanke empor, ganz Italien unter einem Herrscher zu vereinigen. Nur so lasse sich eine wahrhaft würdige Auferstehung und Wiedergeburt des edeln Volks herbeiführen!

Ich darf nicht verschweigen, daß diesen gläubig Begeisterten gegenüber einige Zweifel und Fragen sind aufgeworfen worden:

1) Werden sich die zeither selbständigen oder beharrlich nach Selbständigkeit strebenden Staaten ohne Widerspruch in untergeordnete Landschaften verwandeln lassen?

2) Wird die zur Erreichung des vorgesteckten Zieles für nothwendig erachtete Hülfe einer fremden Großmacht nicht große Opfer und unabwendbare Abhängigkeit herbeiführen?

3) Darf man um jenes großen Zwecks willen alle bisherigen Rechte, Gesetze, Verträge, Ueberzeugungen u. s. w.

unberücksichtigt lassen? Darf man hoffen, daß ohne diese festen, durch alle Zeiten hindurch fortwirkenden Grundlagen die so oft wechselnde, immer gleich anspruchsvolle Meinung des letzten Tages hinreiche, ein festes, sicheres Gebäude zu errichten? Wird sich nicht in dem Maße, wie man das Recht verletzt, auch die Sittlichkeit verschlechtern?

4) Ist Eroberung und Bürgerkrieg jemals das rechte Mittel gewesen, echte Freiheit zu gründen, und wie verhält sich der gerühmte Gewinn, etwa an politischem Einfluß, zu den nächsten, die Massen des Volks drückenden Verlusten, zu der Vermehrung von Soldaten, Steuern und Schulden?

Es wäre sehr anmaßend, auf diese ängstlichen, aber gewiß wohlgemeinten Fragen vor genauer Prüfung voreilig eine absprechende Antwort zu geben, oder gar über die weitern Plane der Vorsehung thöricht zu weissagen. Gewiß wünscht jeder Menschenfreund, daß durch Weisheit und Mäßigung bald alle noch obwaltenden Uebel in irgendeiner genügenden Weise mögen beseitigt werden. Erlaubt aber sei es, zum Schlusse dieses Vortrags bescheiden an zwei Denksprüche, einen heidnischen und einen christlichen, zu erinnern, die seit uralter Zeit oft ausgesprochen und geltend gemacht wurden, ohne je ihre tiefsinnige Bedeutung für Herrscher und für Völker zu verlieren. Der heidnische lautet: „Lernet Gerechtigkeit, ihr Gewarnten, und scheuet die Götter!“ Der christliche sagt (sehr verständlich für jeden, der ihn verstehen will): „Du sollst den Teufel nicht austreiben durch Beelzebub, den obersten der Teufel!“

Anmerkungen.

1) Diodor, Fragmente, XXII, 304. Strabo, Buch 6. Polybius, I, 38.

2) L'art de vérifier les dates, II, 18, 230.

3) Pantaleone, Droits politiques de la Sicile, S. 27.

4) Vgl. Botta und Coletta.

5) Coletta, I, 26.

6) Aceto, De la Sicile, S. 59—70.

7) Pantaleone, S. 36.

8) Ebend., S. 41—61.

9) Aceto, De la Sicile. S. 126, 129.

10) Palmieri, Sulla costituzione di Sicilia, S. 134, 137.

11) Ebend., S. 171—172.

12) Ebend., S. 415.

Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris.

Von

Eduard Kolloff.

Man hat über die Französische Revolution schon gewaltige Stöße von Büchern, zu denen immer noch neue Bände hinzukommen. Die einen betrachten die große Weltbegebenheit in ihrem ganzen Umfange, die andern in ihren einzelnen Theilen; Philosophen, Geschichtschreiber, Biographen befragen ohne Unterlaß die merkwürdige Epoche, nur die Sittenmaler beschäftigen sich wenig damit, sodaß eine Seite im Dunkel oder blos in halbem Lichte steht. Die Anfänge der Revolution, das erste Regen und Durchbrechen ihrer Keime, das Spiel ihrer guten und bösen Geister, der Gang und Verlauf ihrer öffentlichen Ereignisse sind uns ziemlich genau bekannt; nicht so vollständig kennen wir aus jener Zeit die Dinge, um welche, nächst dem täglichen Brote, sich die Maschine des gesitteten Menschenlebens hauptsächlich dreht, oder richtiger, welche den meisten Menschen mit zum täglichen Brote gehören und eigentlich den köstlichen Nachtisch ausmachen, nachdem der grobe Heißhunger des Magens gestillt ist: ich meine die gesellschaftlichen Freuden und Vergnügungen, eine weitläufige Rubrik, worunter auch alles begriffen wird, was damals Leute, die eben keine Catone und Platone waren, aus ihrer Republik verbannt wissen wollten. Das Schauspiel ist indessen werth, daß man es näher ansieht. Ich wäre vielleicht klüger, zwei junge französische Schriftsteller, die Brüder Edmond und Jules von

Goncourt, hier nicht zu nennen, weil es unmöglich ist, daß ich bei dieser Erinnerung nicht verlieren sollte. So ergriffen und erfüllt vom Gegenstande sind nicht leicht Schriftsteller gewesen, so kräftig und zugleich so lebendig hat ihn keiner behandelt, wenn man das Einzige ausnimmt, daß sie durchgehends zu sehr ins Schöne oder Schwarze malen und mancher Sache einen Zauber oder Schauder geben, den sie weder hatte noch haben konnte. Zur Entschädigung enthalten dagegen ihre zwei Hauptschriften [1]) über die französische Gesellschaft während der Revolution eine Menge vortrefflicher Materialien, die man anderswo vergeblich suchen würde. Die Verfasser haben eine Unzahl gleichzeitiger Papiere, wie sie nur in Paris aufzutreiben ist, durchgelesen mit einem Scharfblick, dem kein Jota des Inhalts entwischte, und der selbst dem Dürrsten und Dürftigsten dieser Gattung, den Intelligenzblättern und Auctionskatalogen, ergiebige und redende Belege abgesehen hat.

Unstreitig sind Memoiren, Journale, Flugblätter u. s. w. zugleich Quellen und Thatsachen der Geschichte und lassen, als Organe bestimmter, im Leben vorhandener Ansichten, die Zeit am besten erkennen. Bei ihrem Gebrauch liegt indessen der Misbrauch nahe, daß man die gegenseitigen Anklagen der Parteien zu seiner Darstellung benutzt, die dadurch zweifelsohne pikant, aber hämisch wird. Zumal wenn es sich von der Französischen Revolution handelt, muß man vor Verkleinerungssucht auf der Hut sein. Man hat gegen diese Epoche eine Art von natürlichem Widerwillen. Die feinern, vornehmern Gemüther sehen darin den Triumph der Pöbelherrschaft, und in Vergleich damit scheint ihnen die vorhergehende königliche Maitressenwirthschaft ein beneidenswerther Zustand. Mit einem süßen Gefühl und sehnlichen Ach! blicken die Mismuthigen zurück nach den herrlichen Zeiten, als das Haus Bourbon noch auf dem Throne seiner Väter

saß, als der alte Adel noch unzerschmettert war, das gesellschaftliche Leben noch in den Banden des Decorums ging und die Liederlichkeit sich wenigstens äußerlich die Rosenmaske der Scham anschminkte. An die schönen Tage der Galanterie knüpft man gern die Romane von heiterm Lebensgenuß, die freilich zu den finstern Schwärmereien der neuen Lykurge nicht passen, und es hat sich gleichsam eine Ritterschaft gebildet, die in jenen Tagen aufsucht, was die ungalanteste aller Epochen der französischen Geschichte ihr nicht bietet. Man lebt am versailler Hofe wie an einem Liebeshofe, wo man Huldigungen darbringt. Die Herren von Goncourt werden mir nicht böse sein, wenn ich von ihnen sage, daß sie zu den ausgezeichneten Mitgliedern dieses Ritterordens gehören, die im Jugendfeuer für die schönen Frauen des 18. Jahrhunderts gern eine Lanze brechen. Fast auf jeder Seite ihrer Schriften spürt man, daß ihre Vorliebe für das alte königliche Regiment so stark ist als ihre Abneigung gegen das neue revolutionäre Wesen, das übrigens viel Widerwärtiges an sich hat. Die Revolution ist eine wüste Zeit. Auf den Zeitraum von 10 Jahren und den Umkreis der pariser Ringmauern eingeschränkt, gewährt sie einen abscheulichen Anblick; Charaktere, Verstandeskräfte, Leidenschaften, Talente, alles ist dabei zu einer schwindelnden Höhe getrieben und hat den Anstrich unsinniger Ueberspannung; die Gesellschaft ist aus den Fugen gegangen; Zerrüttung und Verwirrung sind so arg, als sie vielleicht nie waren. Man begreift die Erbitterung, welche die Revolutionsperiode denjenigen einflößt, die überzeugt sind, daß damals alles, was sie für das Maximum edler Sitte und feiner Geselligkeit halten, von der Brutalität des gemeinen Haufens auf immer vernichtet worden. Aber zu geschweigen, daß die Revolution den nämlichen Boden, den sie freventlich schändete, auch mit unbezwinglicher Energie gegen das ver-

einte Europa schützte, zu geschweigen auch des frischen Schwunges, den dadurch die Nation erhalten mußte, ist es denn eine so ausgemachte Thatsache, daß infolge des Umsturzes der alten Ordnung der feine gebildete Geist von Frankreich ganz gewichen und sein gesellschaftliches Leben heillos verwildert ist? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst die Art und Weise der Geselligkeit im alten Frankreich ansehen. Man nennt dies: ab ovo anfangen. Alle Welt weiß, daß bei uns Deutschen einige Gründlichkeit ohne einige Ausführlichkeit nicht bestehen kann; deswegen bitte ich schon vorher um ein wenig Geduld und ersuche zugleich, mir als ein kleines Verdienst anzurechnen, daß ich bei der Bitte um Geduld mich gleich schon kurz fasse und die Geduld nicht schon durch die Bitte um dieselbe ermüde. Ich habe das Herkommen für mich, das Gegentheil zu thun, und das ist bekanntlich bei den deutschen Gerichten schon ein Rechtsgrund.

Die Kunst des geselligen Lebens war in Paris kurz vor der Revolution zu einer Verfeinerung gediehen, die in einem solchen Grade und auf eine solche Weise sich noch nie vorfand und sich auch wol nirgends wieder vorfinden wird. Seit dem 13. Jahrhundert hatte diese Kunst an den Königen von Frankreich kluge Gönner. Philipp August fing an, die minder stolzen Kronvasallen an seinen Hof und in die Schule der Höflichkeit zu ziehen. Franz I. und Heinrich II. standen schon an der Spitze eines galanten Hofes, wo schönes Aussehen und feines Benehmen leicht Glück machten. Unter Ludwig XIV. wurde die Artigkeit methodisch betrieben und vollends zu einer Kunst, welche der damalige Hof in so glänzender Weise ausbildete, daß wir noch jetzt davon bestochen und gegen seine Untugenden nachsichtig gestimmt sind. Diese französische Artigkeit ist gleichsam der letzte Nachklang des Ritterwesens. Die Gesetze und Pflichten der Höflich-

keit, welche die Troubadours des Mittelalters dem Ritter vorschrieben, sind, bis auf einige Schattirungen, auch die Gesetze und Pflichten für den „honneten und galanten Mann" am Hofe und im Zeitalter Ludwig's XIV. Die französische Artigkeit hat einen eigenen Charakter, der sie von der Artigkeit anderer Länder unterscheidet: es ist die abstracteste und metaphysischste von allen; sie ist von keinem individuellen Reize bedingt, auch mit keiner bestimmten Persönlichkeit unzertrennlich verknüpft, sondern ein Allgemeines, ein Ding an sich, eine Art idealer Typus, welcher der Gesellschaft vorschwebt und als Richtschnur dient. Man studirte sie wie ein System, und im Leben der alten Franzosen war sie eine der wichtigsten Angelegenheiten und Beschäftigungen. Die französische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts bietet das pikante Phänomen eines seltsamen Wettstreits der Liebenswürdigkeit und Urbanität, des feinen Geschmacks und Witzes. Mit der ihm eigenen Hitze wandte sich der Nationalgeist zu jenen leichten Dingen hin, schliff davon wie an einem Juwel die äußern Flächen zu vollendeter Glätte und gab ihnen rasch den hellsten Glanz und Schimmer, den sie erhalten konnten. Viele hübsche Sachen kamen in dieses Ideal hinein und verschmolzen darin zu einem Ganzen. Die französische Artigkeit war nicht sowol eine mühsame Abglättung ursprünglicher und rauher Natur, als die liebevolle Durchbildung einer schönen Kunst und Convenienz, ein aus seltenen Blumen gesogener und zubereiteter Honig. Der Hauptbestandtheil dieser Verquickung ist der alte französische Rittergeist, nicht mit dem, was er Wildes und Rauflustiges in seiner Jugend und Glanzzeit an sich hatte, sondern mit dem, was ihm bei zunehmendem Alter und Verfall an mildem Sinn und an dauernder Vorliebe für edles Spiel und Vergnügen übrig geblieben ist. Den Geist des äußern Darstellens, den eigentlichen Geist der Repräsentation, haben

die Franzosen von jeher gehabt. Man findet ihn schon bei dem alten Gallier, dessen Sitten die rheinischen Franken annahmen, und in der Geschichte des französischen Mittelalters, in den Turnieren, Gastmählern und Tänzen, deren Pracht die Festherrlichkeit aller andern Völker jenes Zeitalters überstrahlte. Eben dieser Geist zeigt sich auch im 16. Jahrhundert, welches den poetischen Antheil bei jenem artig spielenden und darstellenden Leben hinzubrachte: die Festaufzüge, wo alle Götter des hohen Olymps die Dienste von Parademachern thun müssen, und die vornehmsten Herren und Damen des Hofes die Rollen von Schäfern und Schäferinnen spielen. Spanien lieferte dazu die Galanterie, von welcher das Unschickliche, nach französischen Sitten wenigstens Unschickliche, weggeschnitten wurde. Von der lichterlohen Flamme des Spaniers behielt sie nur ein kleines Geflimmer, und nach der Rolle, die sie angewiesen bekam, sollte sie nicht mehr das Auflodern eines brennenden Herzens, sondern das Durchleuchten der warmen Empfindung eines honneten Mannes sein. Der Conversationston war die Beisteuer Italiens, dessen Concetti und Lazzi man ebenfalls französirte und den nationalen Begriffen von Decenz und Einheit zustimmte. So bildete sich die französische Artigkeit wie ein Strauß von Blumen, die hier und dort auf den Gefilden der feinsten Sitte und Geselligkeit gepflückt sind; es ist die Vollkommenheit im Künstlichen, das Ideal der Convenienz, jedenfalls etwas geistig Schönes, das mit Recht einen Ehrenplatz im altfranzösischen Leben einnahm.

Die feine Hofsitte ging allmählich, versteht sich mit Abstufungen, vom Adel auf die andern Klassen der Gesellschaft über. Trotzdem daß jeder Stand seine eigenen Vorrechte mit großem Eifer behauptete, herrschte im äußern Benehmen jene durchgängige Gleichheit, die mehr als alles

andere die hohe Cultur der Nation bewies und sich auf die allgemein gültigen Grundbegriffe der Artigkeit stützte. In andern Ländern hatte gemeiniglich jede Klasse der Staatsbürger ihr eigenes Ideal des Wohlanständigen im äußern Betragen. Der feine Hofmann, der angenehm umgängliche Gelehrte, der gebildete Handelsherr waren, wie sie sich in eigenen Sphären bewegten, Ideale ebenso viel besonderer Klassen. In Frankreich hingegen war das Ideal des artigen Mannes allen Ständen eigen. Keine Beschäftigung, kein Gewerbe schloß davon aus, änderte seinen Grundton, oder benahm ihm seine Würdigkeit. Das Wort honnête homme bezeichnete unter den Franzosen in seiner engern Bedeutung den artigen Mann, und das Prädicat honnête wurde nur demjenigen gegeben, was in den Sitten und Aeußerlichkeiten des geselligen Lebens das Gepräge des allgemein Anständigen und Wohlgefälligen an sich trug. Ueberall, in allen Klassen, den Pöbel selbst nicht ausgenommen, bemerkte man ein durchgehendes Bestreben, honnête zu erscheinen. Alle wußten mit Bestimmtheit anzugeben, was unter die Kategorie paßte oder ihr zuwider war; jeder erkannte und achtete den artigen Mann, und man kann wol annehmen, daß die Theorie der Artigkeit in keinem Lande eine so allgemeine Verbreitung und Anwendung hatte als in Frankreich, wo im 18. Jahrhundert die Höflichkeit eine gemeinnützige Wissenschaft, eine herkömmliche Familientugend, und bei allen Leuten, die man damals les honnêtes gens nannte, eine anmuthige Convenienz des Lebens, eine Zierde der Geselligkeit war. Nirgends fand der Fremde ein solches Volk für das leichte Berühren des Umgangs, nirgends wurde er so schonend behandelt, so wohlwollend aufgenommen, als in Frankreich, und wenn er sah, mit welchen zierlichen Wendungen und Drehungen die dortigen Leute zu jedem verbindlich sprachen, mit welcher Feinheit und Täu-

scherei sie ganz unbefangen und doch wissentlich einander entgegenkamen, so wunderte er sich nicht wenig über ein so kunstmäßiges und rücksichtsvolles System von Aufmerksamkeiten. Diese äußere Form des Schönen war den Franzosen zu einer immerwährenden Uebung geworden, und für den Meister darin galt der, welcher sie nicht auffallend erscheinen, sondern blos angenehm wirken und fühlen ließ, sodaß man von seiner Artigkeit entzückt war, aber nicht anzugeben wußte, worin sie eigentlich bestand. Auf solche Art verliehen sie den allergeringsten wie den allergewöhnlichsten Höflichkeitsbezeigungen, dem Anbieten eines Arms, dem Aufheben eines Handschuhes, einen gewissen Werth: das Feine ihrer Manieren und das Vornehme ihrer Verbeugungen adelte gleichsam die Dienstbeflissenheit und Unterthänigkeit. Der Franzose widersprach nur nach vorläufigem Bitten um Verzeihung oder Erlaubniß; alles war für ihn Gnade und Ehre. Er verlangte gnädigst, erwiderte die kleinste Gefälligkeit mit tausend Gnädigkeiten, bat um die Ehre, Gäste an seiner Tafel zu haben, und hatte die Ehre, seinem Correspondenten zu schreiben, die Ehre sein Diener zu sein, es mit ganzer Ergebenheit, mit tiefer Ehrfurcht, mit unsaglicher Hochachtung zu sein, u. s. w. In der Umgangssprache des gewöhnlichen Lebens nannte er jeden Unbekannten, den er anredete, war es auch der lumpigste Sackträger, seinen Herrn (monsieur), und jedes Weib, selbst das gemeinste Hökerweib, hieß bei ihm seine liebe Frau (madame).

Der Deutsche, der von der Feinheit der Franzosen in der Ferne hörte, dachte sich darunter nur einen lustigen Cirkel von Formen, Complimenten und Ceremonien, woraus man in Frankreich nicht einmal bei öffentlichen Gelegenheiten und an öffentlichen Versammlungsorten herauszugehen wagte, er konnte es sich nicht anders denken nach

den Begriffen, die er von feiner und eleganter Welt hatte, weil in seinem Lande die Steifheit zunahm, sowie der vornehme Ton stieg, und weil Feinheit und Steifheit der Sitten bei ihm zu Hause meistens Eins waren. Aber die französische Eleganz und Urbanität war längst dahin gekommen, die Fesseln der von der Grandezza des alten Hofes herrührenden starren Etikette abzustreifen, und hatte bei aller Künstlichkeit sich wieder zur Leichtigkeit und Natürlichkeit durchgearbeitet. Schon lange waren, wenigstens zu Paris im gesellschaftlichen Verkehr, alle Privilegien des Ranges und der Geburt von den Eigenschaften einer ausgezeichneten Persönlichkeit verschwunden. Der Ehrenname „honneter Mann" genügte vollkommen zum Eintritt in die glänzendsten Cirkel und zur schmeichelhaften Aufnahme in denselben. Man fand hier Leute von sehr verschiedener Art, Hofmänner, Künstler, Gelehrte, Beamte, Bankiers, welche alle die vollkommenste Gleichheit der Rechte genossen, wenn sie nur alle gleiche Mittel zu glänzen und zu gefallen mitbrachten. Was diese gemischte Gesellschaft zusammenführte, war kein gemeinschaftliches Geschäfts- oder Gedankeninteresse, sondern lediglich das in einer großen Stadt unter gebildeten Leuten so gewöhnliche und dringende Bedürfniß, die müßigen Tagesstunden mit angenehmem Zeitvertreib auszufüllen und die Geistesthätigkeit auf eigene oder fremde Kosten zu üben. Man kam also dahin mit dem alleinigen Verlangen sich zu unterhalten, und wer etwas Neues „vom Hofe und aus der Stadt" zu erzählen, einen lustigen Schwank oder Einfall mitzutheilen hatte, wurde bereitwilligst angehört, vorausgesetzt, daß er bei keinem Gegenstande lange verweilte, und die Ungeduld derer, welche auch wieder reden wollten, nicht vergaß. Um in einem Salon zu gefallen und Glück zu machen, war es daher durchaus erforderlich, daß man bei allem Reichthum an Witz und allem Talent des Vortrags

auch die Gabe besaß, mit wahrem Interesse und sichtlichem Ergötzen Einfälle und Erzählungen anderer anzuhören und zu belachen, und aus diesem wechselseitigen Tausche der Berücksichtigung und Aufopferung entstand jener glückliche Einklang, den man mit Recht als den Ton einer guten Gesellschaft und als den Reiz einer guten Unterhaltung bezeichnen und rühmen konnte. Wer gewohnt ist, in den Gesellschaften der kleinen Welt zu glänzen, leidet neben sich ungern eine Größe anderer Art; er ist nur dann froh und glücklich, wenn er allein das Wort führen kann, und sieht seinen einsprechenden und zutrumpfenden Nebenmann gewöhnlich als seinen Gegner und Widersacher an. Die Leute der kleinen Welt sind auch meistens zu blöde und ängstlich, um auf einen vorgebrachten Witz noch einen andern und immer spitzern zu setzen, daher es denn auch gewöhnlich beim Erzählen und Wiedererzählen derselben Anekdote bleibt. In den Gesellschaften der großen Welt zu Paris, wo das eigentliche Erzählen aus heiler Haut als schlechter Ton angesehen und das Redetalent so ausgebildet war, daß sich in den kleinsten Salons einige witzige Sprecher und Erzähler fanden, wurde nur pikanterweise auf eine bekannte Geschichte angespielt und gleichsam nur der Funke herausgeschlagen, der sodann rechts und links in brennbarem Zunder herumlief. Nie aber traf dies lustige Lauffeuer auf Pulver und Blei, das irgendeinen aus der Gesellschaft verwunden konnte, und hätte jemand eine so feine Haut gehabt, daß ihn auch der leichte, flüchtige Funke empfindlich brannte, so würde er es sich nicht haben merken lassen; denn in solcher Gesellschaft wäre nur das Uebelnehmen übel genommen worden.

Man sieht gar leicht ein, wie sehr eine solche Uebung die Ausbildung des Geistes, des Geschmacks und Conversationstons befördern mußte. Was aber noch ganz be-

sonders dazu beitrug, der gesellschaftlichen Unterhaltung ihren vollen Reiz und der Umgangssprache ihre höchste Eleganz zu geben, war die Sitte, welche den Frauen die oberherrliche Gewalt in diesen Gesellschaften einräumte. In jedem pariser Hause führt die Frau den Vorsitz im Salon. Bei ihr ließ man sich melden, von ihr wurde man empfangen; sie hielt die Gesellschaften und war oft ganz allein in einem Kreise von Männern. Das Talent Gesellschaften zu halten, setzt, wie alle andern Talente, unstreitig immer Naturanlagen voraus; aber Erfahrung, Gewohnheit und gute Schule können es nur bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit ausbilden. So studirte Madame Geoffrin bei Madame de Tencin, Schwester des gleichnamigen Cardinals, mit vieler Klugheit und Bescheidenheit die Rolle, die sie nachher mit so vielem Glanz und Ruhm spielte, und wurde später für Mademoiselle L'Espinasse, d'Alembert's Freundin, das, was Madame de Tencin für sie selbst gewesen war. Die gute Gesellschaft zu Paris hatte von jeher seltene Muster in dieser Art des Talents aufzuweisen, welches eine große Sicherheit des Blicks und eine ganz eigene Richtigkeit des Geschmacks erforderte. Es war nicht genug, daß die Hausfrau mit umsichtiger Wahl Männer, die zueinander paßten, in ihrem Salon versammelte; es war auch nöthig, daß sie unterschied, was und wie jeder von ihnen auf die interessanteste Weise zur Unterhaltung beitragen könne, daß sie den einen zum Sprechen, den andern zum Schweigen brachte, diesen um eine Anekdote, jenen um eine Erklärung befragte, und manchmal mit einem Blick oder Wort zu rechter Zeit eine Unterredung aufhielt oder anstieß, die ohne ein so aufmerksames Einschreiten entweder zu überschlagen oder still zu stehen drohte; kurz, es gehörte zu einer solchen Hausfrauenrolle etwas Aehnliches wie das Talent eines Kapellmeisters, der, um

ein großes Orchester zu leiten, die Augen und Ohren überall hat, den Ton der Instrumente hier zu erhöhen, dort zu dämpfen weiß, jedem Mißklange möglichst zuvorkommt, und stets an den richtigen Takt erinnert, ohne welchen auch die schönste Musik ihre Wirkung verliert. Es gab in Paris Frauen von sehr mittelmäßigem Verstande und oberflächlichen Kenntnissen, aber von graziösem Wesen und feinem Gefühl, die jene Art des Talents bis zur größten Meisterschaft gebracht hatten und damit die geistreichsten Männer um sich versammelten. Selbst wenig sprechend, aber viel zuhörend und scharf auffassend, verstanden sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit eine Unterredung einzuleiten, zu beleben, abzubrechen, wieder anzuknüpfen, kurz im besten Gange zu erhalten, indem sie, ohne sich zu irren, dem einzelnen das, was er am besten wußte, abfragten, allen Gelegenheit zu glänzen verschafften, ohne irgendeinen zu verletzen oder zu verstimmen, und auf äußerst kunstvolle Art so zu Werke gingen, daß jeder mit sich zufrieden und folglich von ihnen entzückt war. Unter ihrer Leitung lief der Faden des Gesprächs spielend von Hand zu Hand, um die verschiedenartigsten Gegenstände, und entspannen sich kleine Geschichten, lustige Einfälle, launige Bemerkungen, witzige Bezüglichkeiten, kleine Neckereien, leise Bitterkeiten, feine Médisancen, kurz allerlei hübsche Nichts, die zusammen ein glänzendes Etwas ausmachten.

Die Franzosen verdankten diesem gesellschaftlichen Einflusse der Frauen nicht etwa nur den frivolen Vortheil, die unbedeutenden und leichten Sachen der gewöhnlichen Unterhaltung in anmuthigerer und niedlicherer Weise auszudrücken; sie lernten davon auch die wichtigsten und schwersten Gegenstände des menschlichen Wissens auf zierliche, deutliche und schickliche Art entwickeln, denn nur unter solcher Bedingung durfte man sich schmeicheln, Gehör und

Anklang zu finden. Die Gegenwart einer Frau, welche die streitenden Parteien in dem Wunsche ihr zu gefallen vereinigte, hinderte den zu heftigen Zusammenstoß der Charaktere und Meinungen, sodaß man in den pariser Salons die hitzigsten Gespräche mit ebenso viel Rücksicht und Feinheit als Kraft und Wärme durchführen hörte. Die Eigenschaften, welche Frankreichs schöne Literatur auszeichnen, eine gewisse Strenge und Reinheit des Geschmacks bei einer gefälligen Geschmeidigkeit und Eleganz der Form müssen daher großentheils den Beispielen und Anwendungen, welche die gute Gesellschaft darin aufstellen konnte, beigemessen werden. Von dem Einflusse jenes gesellschaftlichen Geistes kommt es auch her, daß die französischen Schriftsteller sich ganz besonders angelegen sein ließen, die Wissenschaften dem Fassungsvermögen aller Köpfe anzupassen und, ich will nicht sagen populär — denn dies Wort ist zu oft gemisbraucht worden — aber human und gesellig zu machen. Durch die Vereinfachung aller Methoden und die Anweisung des Ueberhüpfens aller Mittelideen führten sie auf der geradesten, leichtesten und ebensten Straße zum Ziele, und wenn sie sich erlaubten, auf abgelegenen Pfaden dahin zu leiten, so geschah es nur, um die Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten der Reise nicht fühlen zu lassen. Sie haben dadurch den Wissenschaften vielleicht ebenso oft geschadet, als dem geselligen Leben genutzt, aber wenigstens dabei selten Voltaire's trefflichen Rath vergessen: „Wer alles sagt, besitzt das Geheimniß, Langeweile zu machen." Und es ist wahrlich Zeit, mich dieses weisen Spruchs zu erinnern.

Vor der Revolution hatte die Conversation der feinsten und größten Gesellschaft von Paris die Farbe der Zeit angenommen, die im Uebermuth des frischen, freien Strebens sich selbst das „philosophische Jahrhundert" nannte. Theater, Musik, Romane, Gemälde, kleine Geschichten und Gedichte

waren nicht mehr die ausschließlichen Gegenstände der Unterhaltung: durch die Encyklopädisten gewannen auch die ernstern Wissenschaften eine so große Befreundung mit den allerbesten Gesellschaften, daß wichtige und abstracte Fragen aus dem Gebiete der Moral, der Politik und sogar der Metaphysik in den Salons verhandelt wurden. Concrete Staatsprobleme berührte man indeß noch gar nicht oder auf eine leichte Weise. Ausgenommen ein bischen Hofskandal, eine Anekdote über die Verabschiedung eines Ministers oder das Auftauchen einer Favoritin, kamen öffentliche Angelegenheiten nicht weiter zur Sprache; die elegante Welt hatte so viel andere Mittel und Quellen der angenehmsten Unterhaltung und Plauderei, daß sie den politischen Sauerteig füglich entbehren konnte. Da begann ganz unerwartet das Vorspiel der Revolution mit der Zusammenberufung der Notabeln (1787) und erzeugte im französischen Staatsleben die große Bewegung, die auch das gesellige Leben aus seinem stillen und bedächtigen Schritt brachte. Es ist wol ein Theil der Erbsünde, daß man gleich so unleidlich lieblos wird, wenn man in die Politik hineingeräth. Die pariser Salons frohlockten gewaltig über den Sturz des Calonne'schen Ministeriums, und die Frauen wollten durchaus, der Minister müsse vor Gericht gestellt werden. Das Buch des Genfers Delolme über die englische Verfassung bekam von den Tagesverhandlungen eine große Wichtigkeit, und Barrère, der damals seine Laufbahn antrat und viel in pariser Gesellschaften herumkam, versichert, daß die Damen nichts sehnlicher wünschten als eine Constitution nach dem neuen Riß, den sie im Kopfe hatten und wozu der Grund des alten gothischen Staatsgebäudes von Frankreich gar nicht paßte. Seitdem sich ein immer stärkeres Laufen des Stroms für die Revolution offenbarte, riß bei den Frauen, die so gern mit den Wellen und Winden des Glücks

segeln, immermehr die Sucht ein, auch über Probleme der Staatshaushaltung zu richten, auf Abgeordnete der Reichsstände einen bestimmten Einfluß und in Sachen der Politik eine mitwiegende Stimme zu haben. Mit der Eile und Undankbarkeit, wie sie Weibern eigen sind, wenn sie eine zierliche, aber alte Mode für eine unschöne, aber neue Mode aufgeben, entsagten sie den Vortheilen und Annehmlichkeiten, die sie von der bisherigen Art und Weise des gesellschaftlichen Umgangs hatten. Die Frau vom Hause, die sonst, gleich einer Königin an der Kaminecke thronend, in ihrem niedlichen kleinen Reiche überall zum Rechten sah und den Geist humaner Unterhaltung, gegenseitiger Toleranz der abweichenden Meinungen, freie Erörterung der verschiedenartigsten Gegenstände herrschen ließ, ist jetzt „eine Penthesilea, die, am Theetisch sitzend und von Leidenschaft zitternd, bei hitzigen Debatten und beißender Controverse sich die Finger verbrennt und den Thee auf ihr Kleid schüttet“. Die größten Artigkeiten und Verbindlichkeiten sind nicht mehr für den feinen Weltmann, den galanten Abbé, den dienstwilligen Musensohn, die ein geistreiches Gespräch aufbringen können; Deputirte, Journalisten, die alle Taschen voll politischer Geheimnisse haben, werden als die angenehmsten Gesellschafter vorgezogen und auf das zuvorkommendste behandelt. Man versäumt die erste Vorstellung eines neuen Ballets für eine Sitzung der Ständeversammlung und vertauscht sein Operbillet mit einer Eintrittskarte in die Logen des Ständesaals, indem man gern noch einen großen Thaler daraufgibt. Von den Damen sind wenige so aufrichtig, zu gestehen, „daß bei den drei Staatsgewalten, wovon beständig gesprochen wird, keine einzige ist, die ihnen Vergnügen macht“; die meisten freuen sich zu dem neuen Wesen, weil ihnen alles Neue immer gefällt, wenn es nur schimmert und herrscht. Die Frauen der Bankiers, der

Beamten und Advocaten ergreifen natürlich die Sache der Revolution, um sich erkenntlich zu bezeigen für einen Umschwung, der ihre Männer ans Staatsruder bringt. Aber auch Herzoginnen, Marquisinnen und Gräfinnen setzen sich über alle Standesrücksichten hinweg und klatschen zu dem Gange der Dinge, an den sie ihre Träume und Hoffnungen von allgemeinem Menschenglück anknüpfen. Die Literatur hat der Politik das Feld räumen müssen. Vorher waren die Literatoren nicht blos Unterhaltungsschriftsteller, sondern auch Oppositionsmänner; Diderot und Beaumarchais regten die Leidenschaften auf, welche jetzt im Sturmwinde wogen, der von der Rednerbühne herabbraust. Wenn Duport oder Barnave in der Ständekammer eine entscheidende Schlacht gewinnen, so feiern sie abends in den Salons wahre Triumphe. Die schönsten Augen senden ihnen feurige Blicke zu, und die Damen vom ältesten Adel umarmen die herrlichen Redner des Bürgerstandes. Die Gewohnheit, auf der Rednerbühne zu sprechen, in den Clubs und Kaffeehäusern zu debattiren, hat den herkömmlichen Ton in den Gesellschaften merklich verändert; er ist um einige Octaven gestiegen und hat mit dem lauten Schall auch das anmaßend Entscheidende und Orakelspruchartige angenommen. Die Salons sind kleine Nationalversammlungen, kleine Feuillantinerclubs, Sammelplätze deliberirender und disputirender Gesellschaften, wo „recht kriebelige, zänkische, bissige, streitsüchtige kleine Teufelchen den Zankapfel mit der Aufschrift «Tagesfrage» auf den Tisch werfen".

Die unruhigen, oft blutigen Auftritte auf den Gassen verscheuchten indeß viele hohe Standespersonen aus Frankreich. Man flüchtete nach Italien, nach England, nach der Schweiz, nach Deutschland. Schon im September 1789 klagte Necker, daß in den letzten vierzehn Tagen mehr als 6000 Pässe an die reichsten Einwohner der Hauptstadt ausgegeben wurden. Als

der König die Constitution angenommen und die Nationalversammlung eine allgemeine Amnestie erlassen hatte, so glaubte man, daß die Emigranten nach Paris zurückkehren würden; statt dessen kam niemand, wol aber vergrößerte sich die Anzahl der Auswanderer. Nimmt man hierzu die wachsende Furchtbarkeit der Unruhen, die steigende Unsicherheit alles Besitzes, so kann man sich leicht vorstellen, daß nur wenig Salons in Paris übrig blieben.

In der feinen und üppigen Stadt, wo die Nerven sehr aufgelöst und die Gemüther selbst sehr verweichlicht waren, trat die Revolution mit allen ihren Schrecken auf: die Provinz sandte ihre markigen Ungeheuer, die halbe Million von Weichlingen zu beherrschen und allenfalls zu decimiren. Die Pariser fühlten sich verloren, als man nach Köpfen und blutigen Opfern schrie; sie ließen das Schwert fallen, welches die Mordbande von Marseille ergriff und fürchterlich schwang. Nun wurde jede Zusammenkunft von Freunden als eine Versammlung Verschworener angegeben, und die bescheidenste Freude bei kleinbürgerlichen Familienschmäusen war verdächtig. Die letzten Kronleuchter in den Salons erloschen, und alle Abendgesellschaften hörten auf, schon aus dem Grunde, weil man weder Feuer noch Licht hatte, und denen, welche das nicht erwünscht fanden, auch noch obendrein das Lebenslicht ausgeblasen wurde. Man mußte mit den Hühnern zu Bett gehen und im Schlafe Linderung seiner peinlichen Langeweile suchen. Am schwersten traf dieses Schicksal die an Gesellschaft und Zerstreuung gewöhnten Frauen, und man begreift vollkommen, daß sie sich unbeschreiblich elend fühlten in jener abscheulichen Zeit, wo eine Freundin zur andern ihr Stümpfchen Licht tragen mußte, um eine Abendstunde mit ihr zu verplaudern.

Großen Einfluß hatte die Revolution in Frankreich auf die Sitten der Männer und Frauen. Als der Mann die

lästigen Fesseln des alten Denkens und Glaubens zerbrach, da thaten die Jugend und die Frauen, die immer Jugend bleiben, ein Gleiches. Eben die Dreistigkeit, die alles an der alten Verfassung und dem alten Cultus verwerflich fand, fand bald vieles höchst lächerlich und überflüssig, was die Väter mit dem Namen „Tugenden" ehrten. Eine züchtige Hausmutter, ein zärtliches Weib, eine treue Geliebte zu sein, war jetzt eine zu kleine Bestimmung der Frauen; auch sie sollten selbst den Schein dieser gleichgültigen Tugenden ablegen und nach höhern Dingen streben. Sie waren kühn genug, bei der Nationalversammlung, die alle alten Rechte in dem Mörser der Verjüngung, wie des Königs Aetes Tochter, zerstampfte, eine Erklärung ihrer Rechte neben der Erklärung der allgemeinen Menschenrechte zu fordern und ein Eingeständniß der Sklaverei, worunter man sie bisher gehalten. Sie gingen mit nichts Wenigerm um, als theil an der Volksvertretung, an allen Aemtern und Geschäften des Staats zu nehmen; wol mancher Ulysses stolatus hatte sich schon im Geiste gefreut, wie er von der Rednerbühne gegen einen Mirabeau, Maury, Cazalès andonnern wolle. Aber dieses Anliegen gerieth ihnen nicht, leider war die bewaffnete Gewalt noch bei den Männern. Die Versammlung machte einen Scherz daraus. Der Präsident antwortete ihnen, die festgestellten Bürgerrechte begriffen auch sie unter sich; die Französinnen wären zu witzig und liebenswürdig und die Franzosen zu galant, als daß sie nicht auch ohne den äußern Schein ewig herrschen würden; überdies könnte es mit ihrer Beschwerde wegen Knechtschaft nicht ernst gemeint sein, da sie vom Urbeginn der Zeiten an das Scepter der Weltregierung führten. Mit diesem Compliment mußten die schönen Kinder abziehen. Die Repräsentanten meinten indessen nur zu scherzen, und sagten eine große Wahrheit. Denn auch ohne diese Herrschaft der Schönheit

und List über die Begierde und Stärke, ist unsere erste Geschichte nicht das Sinnbild der weiblichen Macht, wenn der erste Mann sich, seiner ersten Frau zu gefallen, ums irdische Paradies bringt? Das Abenteuer des ersten Menschenpaares wiederholt sich leider alle Tage, und wenn jemand Grund zum Klagen hat, so ist es sicherlich nicht Eva. Dennoch werden die Weiber angebetet wie in den ersten Tagen der Schöpfung, und sind die einzige Gottheit, welche nie den Umsturz ihrer Tempel und Altäre erlebt hat.

Wenn schon die Frauen der höhern Stände eifrig in die revolutionäre Bewegung eingingen, so warfen sich die Frauen der untersten Volksklassen mit voller Glut und Wuth hinein, zumal die Gattung von Bürgerinnen, die man unter dem Namen „die Damen der Halle“ so viel beschrieben, besungen und abconterfeit hat, und die eigentlich alle Marktweiber in sich begreift, worunter man aber nun einmal gewohnt ist sich blos die Fischweiber zu denken, die allerdings einen Haupttheil dieser großen Innung ausmachen und vielleicht die geschicktesten sind, für die Spindel den Degen und für die Grützkelle die Pike zu nehmen, wenn die Weiber doch einmal mit ins Regiment eingreifen sollen. Dieses Poissardengeschlecht war ganz national=parisisch und wurde bei jedem Volkslärm vor allem andern Pöbel laut. Die alte Monarchie ließ ihm die Freiheit, über alle Vorkommenheiten bei Hofe und in der Stadt zu spotten und zu lachen; auch hatte es sonst noch mancherlei kleine Vergünstigungen. Bei dem freien Schauspiel in den Hoftheatern gehörte den Damen der Halle die „Ecke der Königin“, und sie durften dem Könige zu seinem Regierungsantritt, zum neuen Jahr und zur Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin gratuliren und einen Blumenstrauß überreichen. Dessenungeachtet gingen sie stracks zur Revolution und bildeten das Gefolge des neuen Gottes Liber, der auf seinen revo-

lutionären Eroberungszügen in einem Wagen, mit Tigern und Panthern bespannt und von trunkenen, wüthenden Bacchantinnen umschwärmt, in den Straßen der Hauptstadt einherfuhr. Zur Belohnung erhielten sie die patriotische Medaille und den Ehrenplatz bei öffentlichen Festen. Aber das genügte ihnen nicht; sie meinten, im Staate oder wenigstens in Paris so herrschen zu können, wie sie auf dem Markte über die Männer, junge und alte, die Herrschaft führten. Sie wollten die niedrigste Volksklasse und allenfalls auch die Regierung über ihr Interesse aufklären, die großen Schurken entlarven und den guten Patriotinnen Gelegenheit geben, sich im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, und zu dem Zwecke stifteten sie mehrere Clubs, wo die sogenannten „Königinnen von Ungarn", die Halledamen Rose Lacombe, Agnes Lefèvre, Geneviève Dogan, Denise Lefèvre, Marie Louise Bauju als die thätigsten Mänaden mit ihren unreinen Hälsen und greulichen Reden voran waren. Höhern Orts wurde jedoch bald von Einschränkung der weiblichen Zungenfreiheit und von Zügelung der frechsten Schreierinnen gesprochen. Chabot und Bazire erhoben sich im Jakobinerclub gegen die „Anmaßungen besoffener Megären". Der Nationalconvent verbannte die strickenden Zuhörerinnen, die sogenannten Tricoteuses, aus dem Saal seiner Berathungen und befahl die Weiberclubs zu schließen. Die muthigsten Clubistinnen widersetzten sich der Ausführung dieses Befehls mit der ganzen Furchtbarkeit der Erinnyenwuth; aber die bewaffnete Männermacht jagte die Furienhaufen auseinander, und die gemäßigtern, die ihre Klagen nach dem pariser Gemeindehaus hinbrachten, wurden von Chaumette barsch abgewiesen: „Jeanne d'Arcs [2]) hätte man nur unter Karl VII. nöthig." Mit diesem Bescheid mußten die Halledamen abtrollen; es ging ihnen ebenso wie den Salonsdamen.

Die große Veränderung und Umwälzung der Dinge, die so vieles losließ, gab den Frauen wiewol kein größeres Rechtsgebiet, doch ein weiteres Feld sich zu tummeln, als sie vorher hatten, und wenn das frei sein heißt, so gewannen auch sie allerdings beträchtlich an Freiheit. Man beseitigte so vieles, woran die Menschen von Kindheit auf gewöhnt waren ihre Begriffe von Recht und Unrecht zu knüpfen; man lichtete mit der Aufklärungsaxt den alten Wald von Vorurtheilen, und von dem herausgeschlagenen Holze baute man die neuen Häuser. Im Moralischen wie im Materiellen war keiner so dumm, nicht auszuroden: daher der Gußregen von Aergernissen, die Flut schneller Glückswechsel und die Abkühlung der Seelenatmosphäre. Man riß endlich auch den letzten Zaun nieder, der freilich für manchen lebenslang ein schreckliches Uebel, aber für niemand überspringbar gewesen war — den Zaun, welchen das Sakrament der Ehe aufgezäunt hatte. Vor diesem war sonst doch mancher Muthwille, manche äußere Unzucht still gestanden und kalt geworden; aber nun wurde die liebe Ehe ein rechter Spaß, ein leichtsinniges und ungefähres Zusammen- und Auseinanderlaufen, wie bei umherziehenden Gauklern und Spielleuten. Sie ist jetzt nur noch ein bürgerlicher Vertrag und wird nicht mehr in der Kirche, sondern auf dem Rathhause geschlossen, in dem großen Saal, vor einem erhöhten Tritt mit der Statue des Hymen, der verwelkte Blumenkränze in seinen gipsenen Händen hält. Ein Stadtbeamter, das Gesetzbuch in der Hand, liest es vor, spricht eine herzlose Formel, nimmt das Jawort, oft von dreißig Paaren auf einmal, in Empfang und proclamirt die Verbindung als rechtsgültig. Will man dieselbe wieder auflösen, so werden mit der Trennung nicht mehr Umstände gemacht als mit der Trauung, und der Staat unterschreibt eine Ehescheidung ebenso leicht als einen Reisepaß.

Mit der alten Sittsamkeit im Leben war auch die alte Urbanität im geselligen Verkehr als ein aristokratischer Brauch abgekommen. Das Wort „Bürger" im edlern Sinne ist mehr als Herr, sowie das Wort „Meister" mehr ist, obgleich beide in den meisten Ländern lange aus der Mode sind und höchstens in Amtssachen und von Gerichts wegen gesagt nicht mit einem sauern Gesicht aufgenommen werden. Man wollte, als man flugs alles in Worten herstellte, was sich so schnell nicht in Sachen und Thaten herstellen und schaffen läßt, auch das alte „Herr" verbannen und befahl durch Edicte und Decrete, sich bei Leib und Leben nicht mehr des sündlichen und aristokratischen Wortes zu bedienen; für Monsieur sollte hinfort Citoyen, und für Madame und Mademoiselle Citoyenne gebraucht werden; denn in solchen Worten liege eben das Geheimniß der Demokratie und Freiheit, und solange man nicht ohne Anstoß frischweg zu jedem Sterblichen Citoyen sagen könne, sei man nicht würdig, Mitglied eines freien Gemeinwesens zu sein; ja, mancher behauptete im ganzen Ernste, nur wo so ein Name töne, könne Glück zu finden sein. Noch ärger ward es in der Zeit, wo der Sansculottismus ohne Scham auf dem Thron der Capetinger saß; da trieb man diese Bürgerlichkeit in Worten so weit, daß die ganze Sprache schien umgewandelt werden zu müssen. Jene Ritterlichkeit, Galanterie und Liebenswürdigkeit, wodurch sich von jeher die Sitten und die Sprache der Franzosen ausgezeichnet hatten, sollte mit einem mal verbannt und ausgerottet werden; man fand darin nur Sklaverei und Schmeichelei und einen Geist der Niederträchtigkeit und Unterwürfigkeit, der gar nicht für ein freies Volk passe. Das vous, das kriechende S i e, sollte heraus aus der Sprache; in dem tu, in dem großen altrömischen D u, meinte man neben dem citoyen noch eine Stütze für die neue Ordnung der Dinge zu haben und die Grund-

lagen der vollkommenen Gleichheit, die unter Republikanern, unter Brüdern herrschen solle, zu sichern. Am 8. Nov. 1793 wurde das ganz gegen die französische Sitte anstoßende Duzen allen Staatsämtern anbefohlen, und in Paris, wo sonst zwischen Aeltern und Kindern nur das vous üblich war und selbst der kleine Handwerker zu seiner Frau madame und vous sagte, nannten sich nun alle Du untereinander. Der Bediente duzte seinen Herrn, der Lehrjunge seinen Meister; jedes Verhältniß der Unterordnung galt für etwas Unpatriotisches, und wer nicht jedem Lump einen Bruderkuß geben mochte, der war kein rechter Republikaner.

Wie die Revolution die Formen und Convenienzen der Geselligkeit in den Umwälzungsstrudel hineinzog, so ergriff und veränderte sie auch die verschiedenen Arten und Gestalten der Mode, die mannichfaltigen Zierathe, womit wir unsere Leiber beflittern und unsere Häuser schmücken. Anfangs, als alles noch reiche Hoffnungen und fröhliche Wünsche, wenige Besorgnisse und Schrecken hatte, als der menschliche und reine Geist des Volks sich lustig und unbefangen ergoß, da mußte jedes große und kleine Ding, selbst jedes Spiel mit in den neuen Ideenkreis hinein, worin man sich so glücklich fühlte. Wer die Art der Pariser kennt, ihre guten und schlimmen Begebenheiten zu feiern, begreift, daß die Anfänge der Revolution ebenso besungen, in Kleidern und Schuhen vertragen, in Möbeln und Putzsachen abgenutzt worden sind, wie vorher die Freuden- und Leidensgeschichten unter einer Maintenon, Pompadour und Dubarri. Die eroberte Bastille lieferte dazu die ergiebigsten Motive. Es gab wenig Professionisten, die nicht eine Abbildung davon, in allen Formen und Größen, aus allen nur erdenklichen, zur Bildnerei geeigneten und ungeeigneten Stoffen, verfertigten und zum Verkauf ausstellten. Die Bastille selbst wurde ein Handelszweig, eine Speculation;

ihre Steine waren kostbare Steine; man verkaufte sie pfundweise wie das beste Rindfleisch, und ebenso theuer. Die alte Zwingburg war kaum eingenommen, als der Maurermeister und Patriot Palloy die Nationalversammlung mit Bitten bestürmte, man solle ihm erlauben, die Selige abzubrechen, und ehe man ihm seine Bitte bewilligte, machte er sich mit 1200 Arbeitern ans Werk. Nach drei Monaten hatte der schwarze Bau, der plutonische Palast des Tartarus, keinen Stein mehr auf dem andern, und sah man keine Spur mehr von den Zwingern, Gräben und Brücken, wodurch diese Gegend einst so schrecklich war. Selbst der letzte Schutt war aufgeräumt, und über die ebene Fläche konnte ein Pflug gehen. Am 1. Dec. 1789 wurden an der Stelle, wo vormals die Bastille stand, die vom Abbruche herkommenden Materialien, Bausteine, Blei, Eisen, Küchengeschirr, Foltergeräth u. s. w. verauctionirt, und die Patrioten überboten sich im Ankaufen der Ueberbleibsel des „Kieselkastens“ (boîte à cailloux). Der Hauptkäufer war der Patriot Palloy. Ihm genügte es nicht, daß er die alte Burg niedergerissen: auch der Schauder ihres Andenkens mußte verewigt werden. Er nahm die Steine, und aus einer großen Bastille machte er 83 kleine, die er den 83 Departementen von Frankreich verehren wollte. Um das heilige Gestein zu überbringen, wählte er 83 Apostel, und alle, ausgerüstet, begaben sich auf den Weg, ein Modell der Bastille in der Hand. Palloy bot ihnen den Abschiedstrunk. Sie gelobten ihm unverbrüchliche Anhänglichkeit und schwuren den von den apostolischen Satzungen vorgeschriebenen Eid. Dafür ertheilte er ihnen seine Verhaltungsregeln: auf der Reise sich nicht allzu tief ins Gespräch einzulassen; Streitigkeiten zu meiden; patriotische Reden aufmerksam anzuhören und nichts entschlüpfen zu lassen, was der öffentlichen Sache und den Interessen des Patrioten Palloy nutzen könne.

Denn dieser hatte sein Geschäft auf großem Fuß eingerichtet: er machte aus den Steinen der Bastille auch Bonbonsschachteln, Zuckerdosen, Streubüchsen, Tintenfässer, und aus den Ketten der Bastille verfertigte er patriotische Medaillen, „auf freier Männerbrust zu tragen", und Ringe, mit Steinen von der Bastille eingefaßt und zum „Anstecken an freisinnige Frauenfinger".

Auch die von dem Doctor Guillotin erfundene und am 10. Oct. 1789 in der Nationalversammlung vorgeschlagene neue Köpfmaschine wurde von den Parisern mit dem Schwindelgeist aufgenommen, von dem sie im Anfange der Revolution befallen waren. Ein nach der Arie des Menuets von Exaudet gedichtetes Gassenlied, das außerordentlichen Anklang fand, entschied die Frage, wie die neue Maschine heißen sollte, und ließ schon im December 1785 die Benennung „Guillotine" in den Sprachgebrauch übergehen. Einige Tage nachher spielte das Theater des Ambigu ein pantomimisches Ballet: „Die vier Haymonskinder", und ganz Paris lief hin, um zu sehen, wie Guillotin's Maschine den vier wackern Rittern mit einem mal die Köpfe abschlug. Ein General versiegelte seine Briefe mit einem Petschaft, worauf eine Guillotine gestochen ist, und Frauen trugen goldene Guillotinchen als Ohrbammeln. In der allervornehmsten Gesellschaft wurde nach dem Abendessen beim Dessert eine kleine Guillotine von Mahagoni auf den Tisch gestellt. Aristokratische feine Hände schoben unter das Fallbeil kleine Puppen mit dem Kopfe irgendeines verhaßten Gegners, Bailly oder Lafayette. War die Puppe geköpft, so floß etwas Rothes heraus, in welches alle anwesenden Damen ihr Schnupftuch eintauchten: das Püppchen ist ein Fläschchen und die herausströmende rothe Flüssigkeit eine wohlriechende Essenz. Unkluges Puppen-

spiel, das für die leichtsinnigen Kinder nur zu bald schauerlicher Ernst werden sollte.

Als die patriotischen Beisteuern aufkamen, schafften die Männer ihre silbernen Schuhschnallen ab und trugen Schuhe mit Messingschnallen, boucles à la nation genannt. Auch die Frauen leisteten ihre „Beisteuer von Bürgertugend“: mehr patriotisch als kokett, schenkten sie dem bettelnden Vaterlande ihre goldenen Halsketten, Armbänder, Ringe, Kreuze und Herzchen, nebst allen Juwelen und Brillanten, und kauften sich dafür einfache Kleinodien von keinem sonderlichen Werth, aber von liebem Andenken: Schmuck à la Constitution, auch „Rockenbollen“ (rocamboles) genannt; bürgersinnige Trauringe, blauweißroth emaillirt, mit der Devise: La nation, la loi et le roi; constitutionelle Ohrgehänge von bergkrystallartigem Glase mit der Aufschrift: La patrie!

Bis zur Revolution kamen die pariser Moden von Versailles, der dortige Hof war die oberste gesetzgebende Behörde in Sachen der Mode; aber seit der Einnahme der Bastille hat Paris der königlichen Residenz die Herrschaft über die elegante Welt entrissen. Man müßte sich billig verwundern, wenn jene Begebenheit nicht auch von den Putzmacherinnen gefeiert und als Anlaß zu einer neuen Mode benutzt worden wäre. Sie ersannen die Haube à la Bastille, eine Haube mit hoher und breiter Kappe von weißem Atlas, in Gestalt eines Thurmes mit Zinnen aus dem nämlichen Zeuge, unter den Zinnen mit einem durchbrochenen Geländer aus breiten schwarzen Spitzen, und unter dem Geländer mit einem zweiten Kranz von Zinnen, gleich den obern aus weißem Atlas. Dieser Thurm hat zum Untersatz einen krausen Florumlauf; vorn ist eine große Bandschleife mit den drei Nationalfarben, und unter dieser Schleife ein großes Bouquet von künst-

lichen Rosen. Die neuen Nationalfarben Blau-Roth-Weiß sind ein Hauptthema der Mode, und die Schneiderinnen suchen sie in ihren neuen Erfindungen möglichst viel anzubringen.

Geblümte Kattunkleider à la Constitution, Röcke von königsblauem Tuch à la Patriote oder à la Démocrate verdrängen die sammtenen und seidenen Anzüge der Damen. Die patriotische Männertracht ist ein Ueberrock oder Frack von schwarzem Tuch à l'Anglaise oder à la Révolution, nebst farbig gestreifter Weste, ungepudertem Haar, rundem Hut und Stiefeln.

Zu allen Kleidungsarten der Männer wie der Frauen gehörte nothwendig das dreifarbige Abzeichen des Civismus, wenn es manchem auch nicht zu seinem Putze und seiner Gesinnung paßte. Seit dem 13. Juli 1789, wo das Volk mit dem Geschrei: Ruban national! Ruban national! durch die Stadt zog, und die Frauen ihre Kleider, ihre Jäckchen, sogar ihre Strumpfbänder aus den Fenstern warfen, um den Parisern flugs zu dem neuen Schmuck zu verhelfen, den sie aus den geschlossenen Kaufläden sich nicht verschaffen konnten, — seit jenem Julimontag trug jedermann ohne Ausnahme Tricolorfarbe: Roth-Blau-Weiß; z. B. ein Stück Band im Knopfloch; am gewöhnlichsten aber eine Schleife am Degen oder eine Cocarde oben am Hute befestigt oder auch mitten auf die Brust genäht. Arme und Reiche, Große und Kleine, männlichen und weiblichen Geschlechts, in allen Bezirken der Stadt, — alle hatten von den drei Farben etwas an sich, die Aristokraten so wenig als möglich, und dieses Wenige meistens noch so angebracht, daß es nicht sogleich in die Augen fiel und die Tricolorhasser oft bösen Unfällen aussetzte.

Anfangs ahmte man in vielen Stücken den Engländern

nach, und à l'anglaise war die Losung bei den Modeschneidern und Staatsmännern. Nachher wurde das Antike Muster und Quelle für alle Dinge, die kleinsten wie die größten. Die Verfasser der Erklärung der Menschenrechte stützten sich auf die Gesetzgebung Solon's, und Hérault de Séchelles, als er mit der möglichst schnellen Ausarbeitung eines Constitutionsplans beauftragt wurde, schrieb jenen lächerlich berühmten Brief, worin er einen Freund bat, ihm die Gesetze des Minos zu verschaffen, die sich auf der Nationalbibliothek vorfinden müßten. Man ging bis zur Belagerung von Troja zurück und setzte sich die Mütze des Phrygiers und Frauenräubers Paris auf. Die rothe Mütze war als Kopfbedeckung allenthalben gebräuchlich, im Hause, auf der Straße, in Gerichtssälen, in Amtsstuben, und es kam vor, daß der Priester in der Kirche, mit der rothen Mütze auf dem Kopf, die Messe las. Später verließ die Mode Asien und setzte über den Hellespont. Die Pariser wurden griechischer als Harmodios und Aristochiton, die Mörder der Pisistratiden. Man war im Jahre 1793 und trug zu der ultrademokratischen Gesinnung auch eine analoge Kleidung. Schon vorher hatte der tugendhafte Minister Roland das Beispiel puritanischer Schmucklosigkeit gegeben mit seinem schwarzen Kleidrock, den wir uns sehr unscheinbar zu denken haben, wenn auch die spöttische Angabe übertrieben sein dürfte, nach welcher er so schäbig und glatt war, daß „eine Laus mit frisch vorgeschärften Eisen sich nicht darauf hätte halten können“. Das cynische Aussehen der Schreckensmänner war kein Zeichen von Armuth, sondern das Costüm der Demagogenwirthschaft; man trug es überall, und das unsauberste fand den meisten Beifall. Von allen Conventsmitgliedern war Robespierre der einzige, welcher die seidenen Strümpfe, die Kniehose und Weste von heller Farbe wie den kleinen Dreimaster nie

ablegte, auch immer einen Leibrock und gepuderte Haare behielt, und ohne die grünen Augengläser, die er seines schwachen Gesichts wegen tragen mußte, hätte sein tadelloser Anzug den spätern Stutzern oder Muscadins zum Muster dienen können. Die übrigen Conventsmänner adoptirten die Terroristenkleidung, die sogenannte Carmagnole, woran man die Blüte der Patrioten erkannte. Sie begriff in sich ein Kamisol oder Wams von grobem schwarzen Tuch, lange Beinkleider von gleichem Stoff, eine dreifarbige Weste, eine sogenannte „Jakobitenperrüke" mit kurzen, glatten und schwarzen Haaren, und die rothe Jakobinermütze mit einer mächtigen Tricolorcocarde. Viele trugen auch Reitröcke, die bis zu den Fersen hinabreichten und bis ans Knie zugeknöpft waren, mit ungeheuer großen Säbeln darüber, die an sehr engen Gürteln hingen; Halsbinden, die wie um den Hals gewickelte Betttücher aussahen, und dazu fürchterliche Schnurrbärte, die es verdienten, jene edle Livree des Terrorismus zu haben. Bei dem noch nicht so langen Herkommen von den gold- und silbergestickten Kleidern aus den feinsten Zeugen, die in der alten königlichen Zeit getragen wurden, schien jene Tracht ein Greuel von Pöbelhaftigkeit; unserer ans Zwang- und Geschmacklose gewöhnten Zeit ist sie kein großer Stein des Aergernisses mehr, und eben jetzt bildet sie, ihren Hauptbestandtheilen nach, die Modekleidung unserer jungen Elegants.

Wie in der Kleidung, so verschwand auch in der Möblirung der altfranzösische Geschmack. Die Schreiner und Tapezierer machten es wie die Gesetzgeber: sie gingen ins classische Alterthum, in die Zeiten vor Jesus Christus zurück, und nach Verlauf von zwei Jahren hat die antikisirende Mode die Hälfte aller Haushaltungen in der Hauptstadt von Grund aus umgewandelt. In jeder eleganten

Bürgerwohnung trägt alles, bis auf die kleinsten Geräthschaften, ihren Stempel. Die Pariser leben in Theaterdecorationen, und ihre häusliche Einrichtung ist das Uneleganteste, was man sehen kann. Sie sitzen in ihren Salons auf etruskischen Stühlen von Mahagoni, mit Rückenlehnen in Schaufelform oder in Gestalt von zwei Trompeten in Verbindung mit einem Thyrsus; sie ruhen auf antiken Speisesofas mit bronzefarbigem Anstrich; sie hören die Stunde schlagen von einer gutbürgerlichen Stutzuhr mit den Attributen der Freiheit, nebst Säulen von Marmor und Goldbronze, Nachbildungen des Bundesaltars auf dem Marsfelde; sie schlafen endlich in patriotischen Bettstellen, wo, anstatt der Federbüsche, Jakobinermützen auf Speerbündeln prangen, die zu Bettständern angewandt und dem am Bundesfeste auf dem Marsfelde errichteten Triumphbogen nachgeahmt sind. Bald aber fiel jeder Reiz und Anlaß, sogar jede Möglichkeit zum Aufwandmachen weg. Was die Revolution im ersten Eifer und im größten Maßstabe begonnen hatte, die Zerstörung alles Bestehenden, setzte die Republik in der energischsten Weise fort. Alle sichtbaren Zeichen des öffentlichen Wohlstandes, die Meisterwerke der Künste und Gewerbe, die Herrlichkeiten des Luxus, das Schaugepränge des Reichthums, die Annehmlichkeiten des Daseins, kurz alle Gebilde und Errungenschaften des alten Frankreich waren Verirrungen und Verbrechen in den Augen der neuen Regenten. Ihre staatswirthschaftliche Weisheit sah in den vielfältigen Verzweigungen des Fabrikwesens nur den „Kanal der Thränen und Blutstropfen des Arbeitervolks". Weg mit allem, was das Leben versüßt, verschönert, glättet und beflittert! Weg mit den Freuden, Genüssen und Feinheiten, die eben noch der Stolz der Monarchie waren, aber jetzt ein Ekel und Greuel für die Republik sind! Barrère, der alles Ausschweifende der Revolution mit der höflichen und

geschmeidigen Phraseologie seiner akademischen Rhetorik beschönigte, hat die terroristische Regierungsweise eine „barsche Politik“ genannt; der gewöhnliche Sprachgebrauch aber nennt sie treffend das „Schreckenssystem“, da sie wirklich methodisch auf ein Chaos losarbeitete, aus welchem eine neue Welt erstehen sollte. Gegen alle öffentlichen Denkmäler des Königthums, des Katholicismus und Feudalwesens wurde eine unbedingte Vernichtung eingeleitet, die sich sogar auf die an jene Vergangenheit erinnernden Worte der Sprache und des gemeinen Lebens erstrecken sollte. Das Wort „Königlich“, im alten Frankreich ein Adjectiv von so ausgedehntem Epithetismus, der Museen und Pferdeställe, Perrüken und Akademien umfaßte, erlitt die grimmigste Verfolgung. Lotteriebureaux, Ladenschilder, Gassen, Plätze, Städte, Dörfer, die jenes verhaßte Wort an sich trugen, wurden davon gesäubert. An die Bürger, welche Le Roi hießen, erging die Aufforderung, ihre Namen zu verändern, was auch viele thaten: sie nannten sich La Loi. Eine Bürgerin, Namens Reine, taufte sich: Fraternité-Bonne-Nouvelle. Der Sturz des politischen Königthums riß auch die unpolitischen Königthümer ins Verderben. Man verbannte das unschuldige Bohnenkönigthum, und auf die Anzeige von dem revolutionären Ausschusse des Gemeindehauses verordnete die Stadtbehörde strenge Haussuchungen bei den Bäckern, die mit dem Backen von Bohnenkuchen nur „freiheitsmörderische Absichten“ verbinden könnten, und bei Privatpersonen, die solche Kuchen bestellt hätten, „um die abergläubische Sitte des Festes der weiland heiligen drei Könige zu bewahren und den Schatten des letzten Tyrannen zu feiern“. Die Kartenkönige, der König der pariser Metzger und die Königin der Wäscherinnen kamen ebenfalls auf die Proscriptionsliste.

Als man das Lehnwesen in seinen Sinnbildern und Ab-

zeichen beseitigt hatte, machte man sich ans Aufräumen der davon herrührenden Namen. Für die verbotenen Adelspartikel und Ortsherrentitel wurden die ursprünglichen Familiennamen wieder hervorgesucht, und Mirabeau hieß nun Riquetti. Aus den Thüranschlägen von den Kaffeehäusern strich man das Epithet noble, welches dem Billardspiele beigelegt zu werden pflegte. Das „edle“ Gänsespiel wurde umgetauscht; es erhielt den Namen „Revolutionsspiel“. Mit alledem noch nicht zufrieden, wollte der Convent in demselben Decret, welches die Zerstörung aller Schlösser anordnete, auch die Benennung „Schloß“, die man bisher für die Wohnung gewisser Privatpersonen gebraucht habe, schlechterdings abgeschafft wissen. Das Wort Hôtel, das im Französischen bekanntlich Gasthaus und Herrenhaus zugleich bedeutet, mußte ebenfalls aus allen Wirthshausschildern ausgestrichen oder ausgeschnitten und dafür Maison gesetzt werden.

Nicht allein der große Schatz des geistig Schönen und Edeln wurde in kurzer Zeit zu dem plumpen Bestande des rohen Urstoffes, aus dem er in langen Jahrhunderten gewonnen war, zurückgeführt; die Revolution, mit der eigenthümlichen Gabe, durch den Zauber ihrer Proteusweisheit, Gold in Erde, Paläste in Schutt zu verwandeln, machte auch aus der ungeheuern Masse des in Frankreich umlaufenden baaren Geldes einen Haufen Löschpapier. Die Thaler und Louisdor sind so selten geworden wie Juwelen, und Gegenstand eines Wucherhandels, welchen die Polizei nicht zu sehen scheint, obgleich er auf offener Straße betrieben wird. Die Rue Vivienne hat an ihrem Südende noch jetzt einen kleinen vertieften Platz, von dem eine Treppe in das Palais-Royal hinabführt und welcher deswegen der Perron du Palais-Royal heißt. Da lauern die Geldwechsler und Geldmäkler mit ihren Anschreibebüchern, und die ärmern dieser Art sitzen in den Ecken

unten an den Stufen der Treppe bei kleinen Tischen, wo ihre Vorräthe von Silber- und Kupfergeld aufgestapelt sind, die sie mit Rabatt gegen Papiergeld umsetzen. Die reichern Wechsler haben hier, in dem Kaffeehause linker Hand, am Eck der Rue Neuve-des-Petits-Champs, ordentlicherweise eine kleine Börse, die Ahnfrau der großen Börse, wo die heutigen Kinder Israels und ihre christlichen Mitbrüder und Sinnverwandte das Goldene Kalb anbeten, aus dem ein kolossaler Ochs geworden ist. Wegen der betrügerischen Raubsucht seines gewöhnlichen Publikums nannte man den kleinen Treppenplatz des Palais-Royal das „Lager der Araber". Es war die lebendigste, geschäftigste Stelle in ganz Paris, immer gedrängt und wimmelnd voll von Menschen. Wenn man sie alle aufgegriffen hätte, so wären von hundert gewiß sechzig Gauner und Beutelschneider gewesen, die hier ihr verderbliches Talent mit den Wuchern um die Wette übten. Gleich beim Ausbruch der Krisis wurde der Louisdor mit einem kleinen Thaler Agio bezahlt, und das Geldmäkeln wäre das schönste Geschäft gewesen, wenn nur nicht das Volk, das sich wegen der außerordentlichen Seltenheit des baaren Geldes an die Wucherbank der Rue Vivienne hielt, manchmal die Schacherer mit dem Geschrei: À la lanterne, les agioteurs! überfallen und ihre Wechslertische umgeworfen hätte.

Noch drückender als der Mangel an baarem und klingendem Geld war der gleichzeitige Mangel an Brot, Fleisch, Gemüsen, Brennholz, kurz an allen Gegenständen des nothwendigsten Bedarfs. Zugleich mit dem Schrecken herrschte furchtbare Theuerung in Paris. Der Nationalconvent, der bekanntlich alles decretirte, Tugend, Schrecken, höchstes Wesen, Tod und Unsterblichkeit, decretirte auch die Marktpreise. Das Gesetz des Maximum verordnete für die Republik eine wohlfeile und gesegnete Zeit. Die Macht des

Convents war freilich groß und glich manchmal einer Zauberei, die Verwunderliches leistete, aber sie konnte das Unmögliche nicht möglich machen. Vom 28. Oct. 1793 bis zum 29. Juli 1794 — so lange bestand das unsinnige Gesetz des Maximum — empfingen die Pariser im Durchschnitt täglich 2 Unzen schlechtes Brot und alle 10 Tage 1 Pfd. Fleisch. Und um diese schmale Ration zu erhalten, mußten sie zeitig genug, d. h. vor Tagesanbruch, hingehen und sich bei den Bäcker- und Metzgerläden in den Schweif, nämlich ans Ende der langen Reihe Menschen stellen, die nach der Ordnung der Zuerstkommenden langsam vorrückten; wer sich verspätete, hatte zu befürchten, daß der Mundvorrath ausverkauft war. Was für ein schmachvoller und herzzerreißender Anblick, die unglücklichen Bewohner der civilisirtesten Hauptstadt jeden Tag vor den Thüren der Bäcker und Metzger aufeinander gedrängt und mit ihrer Reihennummer und Bürgerkarte in der Hand, wie die Bettler an der Thür einer Herberge oder eines Klosters, auf das bischen Brot und Fleisch warten zu sehen, welches die Regierung ihnen verabreichen ließ und womit alle, Arme und Reiche, sich begnügen mußten! Man denke sich die Qual, auf die unentbehrlichsten Lebensmittel jeden Tag und bei jedem Wetter, einen ganzen Morgen, oft noch länger harren zu müssen, und wie vollends demjenigen, der eine schlimmere Posaune als die Posaune des Jüngsten Gerichts, die Hungerposaune, in seinen Eingeweiden schallen hörte, zu Muthe sein mußte, wenn er nach langem peinlichen Stehen leer ausging! Die Pariser rebellirten sonst beständig, wenn sie nicht Brot genug bekommen konnten; jetzt ertrugen sie den Ausfall mit einer Ruhe und Geduld, die man zu den staunenswerthesten Wunderdingen einer revolutionären Regierung zählen darf.

Das Panem et circenses riefen die neuen Republikaner

den alten gleich laut und hungerig nach. Als den Parisern das Brot fehlte, blieb ihnen doch das Schauspiel zur Sättigung der Augen und der andern ergötzbaren Sinne, die von jeher ein größeres Recht an ihre Ausgaben hatten als ihr mäßiger Magen. Auch an den Tagen, da der Kopf des unglücklichen Königs fiel und die 21 Girondisten hingerichtet wurden, waren die Schauspielhäuser gedrängt voll. Vom Blutgerüst ging es in die Komödie! Man hatte die Auswahl unter 23 Theatern, die in der Schreckenszeit täglich geöffnet waren. Mit dem Ausbruch der Revolution war sofort in die pariser Schauspielsäle ein lautes und bewegtes Wesen hineingekommen, das man in den königlichen Zeiten nie erlebt hatte. Nicht blos in der Nationalversammlung auf der linken und rechten Seite biß man sich herum, nicht allein auf den Gassen und Plätzen tobte der Parteigeist, auch auf das Parterre im Theater kam er nun herab und machte es zum Tummelplatz streitender Meinungen. Für den Liebhaber des Dramatischen in allen Gestalten war freilich das im Saal spielende Stück ebenso interessant als das, welches auf der Bühne gegeben wurde; allein Theaterfreunde, denen es um Genuß und Ruhe beim Spiel zu thun war, fanden daran wenig Behagen und überließen das Feld dem lärmenden Parterrepublikum, das nun seine Majorität fühlte und seinen Willen mit Ungestüm aufdrang. Diesem demokratischen Publikum zu gefallen veränderte man auch in der Folge die innere Einrichtung der Schauspielhäuser: die Säle wurden neu ausgemalt, die Amphitheater mit den ersten Logenreihen verbunden, die Prosceniumslogen aufgehoben und an ihrer Stelle die Statuen der Freiheit und Gleichheit angebracht, die alten Vorhänge mit dreifarbig gestreiften ersetzt, von welchen sich das bronzirte Bild der Statue abhebt; die Wandsäulen in Form von Pikenbündeln hergestellt, die

Schäfte absatzweise mit dreifarbigen Bandstreifen geschmückt; endlich auch die Hintergründe der Logen dreifarbig angestrichen.

Mit dem Schauspiel selbst war eine noch weit größere Veränderung vorgegangen, welche die Comédie française, jetzt Théâtre de la Nation genannt, am meisten betroffen hatte. Dieses Theater betrachtete man sonst ausschließlich als die Nationalbühne, wo die Trauerspiele und die regelmäßigen Lustspiele von fünf Aufzügen gegeben wurden. Es war das anständigste Theater und in der französischen Dramaturgie das, was das Wörterbuch der Akademie in der französischen Literatur war. Hier suchten sich die Bühnendichter emporzuschwingen, hier fröhnten sie dem Vorurtheile und Schulzwange. Man hielt nicht auf Maschineriewesen und Decorationen, sondern auf Geschmack und Correctheit; kurz, man erstrebte Vollkommenheit nach den Begriffen der Nation. Die Schauspieler bildeten eine Art von aristokratischer Republik und hatten große Privilegien. Alles das änderte sich mit der Revolution. Am 13. Jan. 1791 decretirte die Nationalversammlung die Theaterfreiheit, und noch in demselben Jahre wurden so viel neue Schauspielhäuser eröffnet, daß die Zahl der pariser Theater von 12 auf 35 anwuchs, die freilich nicht alle gute Geschäfte machten und theilweise schnell wieder eingingen. Doch bekam die Comédie française einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Théâtre français der Rue Richelieu, welches den Dichter Chénier zum Freunde, den Talma zum ersten Schauspieler und die Patrioten zu Hauptkunden hatte. Auf allen Theatern werden fast ausschließlich Gelegenheitsstücke gegeben, die sich ganz auf die Revolution, auf die Denkungsart und Umstände des Augenblicks beziehen, und gegen den politischen und religiösen Aberglauben der Vergangenheit gewaltig anschreien. Man ist

nicht damit zufrieden gewesen, sich von dem Despotismus der Monarchie, der Hierarchie und Aristokratie zu befreien; man hat sich auch von dem Despotismus der Akademie losgemacht. Keine alten Regeln mehr, die man sonst für unerlaßlich hielt, keine Fesseln mehr, die man sich einst anlegte, keine Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, keine bestimmte Zahl von Acten, — alles das ist nicht mehr, sowie auch nichts mehr von jenem Anstande, der sonst dem französischen Theater eigenthümlich war und worüber die Deutschen und Engländer seit langer Zeit gespottet hatten. Jetzt ist alles erlaubt, und besonders bemüht man sich, den Zuhörer mit Schrecken zu erfüllen und sein Herz zu zerreißen. Die Stücke von Mercier, die man bei der Comédie française immer verworfen hatte, gehören nun zu den gangbaren, und man fragt nicht mehr, ob man diese oder jene Gattung bürgerliches Trauerspiel, oder Drama, oder rührende Komödie nennen muß. Alle Gelegenheitsstücke jener Zeit sind natürlich in Eile gemacht und auch schnell vergessen worden. Selbst von den andern dramatischen Producten der ersten Revolutionsperiode ist das Meiste sogleich beim Aufkommen oder nach Verlauf einiger Jahre wieder untergegangen, „Karl der Neunte" von Chénier allein ausgenommen, der noch bis ans Ende des Directoriums gegeben wurde, um den Haß fanatischer Tyrannei einzuschärfen. Aber auch von diesem Stücke kann man nur sagen, daß es mehr lärmt und glänzt als bewegt und erwärmt; es ist ein wahres Revolutionsstück, wie unser „Abällino" und andere desgleichen, die eine Zeit lang als Irrlichter flimmern, um dann auf immer zu verlöschen.

Wenn auf dem Théâter de la Nation noch Werke aus dem alten Repertorium gegeben wurden, so waren es vorzüglich solche, die unter der frühern Regierung auf dem

Index der verbotenen Stücke standen; z. B. Voltaire's „Oedipus" und die zwei berühmten Verse:

> Les prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple pense,
> Notre crédulité fait toute leur science,

die ehemals allein schon zureichten, das Stück zu verdammen, wurden jedesmal mit unmäßigem Jubel aufgenommen. Bei der Aufführung seines „Brutus" veranlaßt ein halber Alexandriner einen ganzen Sturm. Zu den Worten: Vivre libre et sans roi .... klatschten einige Zuhörer, worauf sofort aus den Logen die Schnupftücher herauswehten und das Rufen: Vive le roi! erscholl. Das Parterre überschrie dieses Vivatrufen mit Vive la Nation! Vive Voltaire! Beim Weiterspielen des Stücks brachte man Voltaire's Büste aus dem Theaterfoyer nach der Bühne, und da die Büste auf dem schräganlaufenden Boden nicht gerade stehen konnte, das Publikum sie aber bei der ganzen Vorstellung vor Augen haben wollte, so wurde sie von zwei Grenadieren im Hintergrunde gehalten.

Verse, aus alten Stücken hergeholt und auf neue Zustände angewandt, mußten so politischen Manifestationen zum Vorwande dienen. Dies war und blieb jedoch für die Regierung und allgemeine Sicherheit ebenso unschädlich und ungefährlich, als es in anderer Weise immer vorher gewesen war, und man behielt in den ersten Revolutionsjahren noch so viel Besinnung, daß man dieses Luftloch nicht verstopfte, so unerbaulich und unbändig sich auch oft die getheilten Stimmen des Publikums daraus hören ließen. Als aber der verwickelte Knoten durch das Schwert der Guillotine gelöst werden sollte, da veränderte sich alles. Man witterte überall den bösen Geist der Widerspenstigkeit gegen die neue Ordnung der Dinge und beschuldigte die Aristokraten, daß sie selbst durch Theaterkniffe das Volk wieder unter das Joch des Königthums

bringen wollten. So kam in das Klatschen und Pfeifen eine schwere Bedeutung, und hinfort konnte leicht zur Ehre der Guillotine gelangen, der im „Cinna" dem großmüthigen Augustus oder im „Cäsar" dem zum Volke redenden Antonius Beifall bezeigte. Der Convent selbst verschmähte nicht, sich zum Theatercensoramt herabzulassen: er verbot Voltaire's „Merope", weil ein Deputirter seine Verwunderung darüber geäußert hatte, daß ein Stück aufgeführt werden dürfe, in welchem eine trauernde Königin ihren Gemahl beweint und sich nach der Zurückkunft der beiden abwesenden Brüder sehnt.

Der Vorrath von Stücken, worin die Arglist und Deutelei nicht etwas Anstößiges und Misfälliges hätte finden können, war leicht erschöpft. Was sollten die Theaterunternehmer thun? Demokratische Lustspiele ließen sich nicht schockweise aus den Aermeln schütteln, weil die Demokratie dem Volke bisher nur Trauerspiele gezeigt hatte, und weil die Sitten, woraus ein Lustspiel hervorgeht, sich nicht so leicht demokratisiren lassen als die Verwaltung. Trauerspiele voll Hasses gegen die Autokratie, voll verruchter Thaten und Schicksale der Könige und Tyrannen, ließen sich leichter vom Convent decretiren, als so machen, daß sie Corneille und Racine hätten ersetzen können. Man gab freilich stehenden Fußes eine Menge neuer Vorstellungen, die sich auf die Zeitumstände und auf die Tagesordnung bezogen: die Legion der Griechen und Römer, welche die Politik des Wohlfahrtsausschusses dem Theater aufdrang, war, wie man sich denken kann, in größter Vollzähligkeit beisammen, wurde jedoch durch das Heer der Päpste und Päpstinnen, der Kapuziner und Nonnen, die man dem öffentlichen Gelächter oder Abscheu preisgab, aufgewogen oder wenigstens in Schwebe gehalten; aber in dem ungeheuern Wulst der patriotischen Schauspiele, Komödien

und Vaudevilles, die jeden Moment und Vorfall, den sich die Schrecklichen zum Ruhme anrechneten, sogleich verewigen wußten, findet man kein einziges Stück, das sich durch eine lebendige, kräftige oder auch nur erträgliche Schilderung der Zeit bemerkbar macht. Die meisten sind von einem Tage zum folgenden auf die Helden oder auf die Schlachtopfer des vorigen Tages gemacht worden, und man erweist ihnen noch zu viel Ehre, wenn man ihnen den Rang in der Klasse von Stücken gibt, welche die Alten Mimen oder Atellanen nannten. Von allen jenen Bühnenstücken der Schreckenszeit ist keins am Leben geblieben; sie sind nichts weiter als Kinder des Augenblicks und auch mit ihm gestorben. Einigemal konnten die Ephemeren voll guten republikanischen Willens mit öffentlichen Ausbrüchen des Enthusiasmus in Hymnen und Liedern wol gefallen, aber das konnte nicht lange währen und man mußte bald republikanisch gähnen, wo man vorher aristokratisch gelacht hatte. Die patriotischen Märsche und Hymnen, welche die Regierung zwischen den Acten und zum Anfange zu spielen befohlen hatte, wollten es auch nicht mehr thun, nachdem der erste Rausch vorüber war. Die Zuschauer klatschten noch obligaterweise; sie hatten aber an dem ganzen Dinge keine rechte Freude mehr, und lieber als sich so unfranzösisch zu ergötzen, blieben die meisten zu Hause. Man mußte also auf andere Mittel denken, wie man in dieser Klemme sich zwischen dem Gesetz und dem Interesse und dem Beifall des Publikums aufs beste durchdrängen wollte. Was sich von den ältern Meisterstücken der französischen Bühne nur irgend republikanisiren ließ, das mußte unter das herrichtende Messer irgendeines Verbesserers und Verschneiders, und kam nach den Umständen und der Fertigkeit des Bearbeiters oder Zurichters besser oder schlechter davon. Bei vielen Stücken war jede Umformung schlechter-

dings unmöglich; sie mußten aufgelöst werden, wenn sie demokratisirt werden sollten, und wurden also dem Publikum ganz entzogen. Dies traf besonders die Trauerspiele und noch mehr die Opern, bei denen nicht allein die Arbeit des Dichters zu verändern war, sondern auch die ganze Maschinerie, deren kostbarer Apparat nicht so leicht zu schaffen war, als die durchsichtigen Reime, welche den Tonkünstlern gewöhnlich als Musiktext untergelegt werden. Das pariser Publikum mußte also seine Lieblingsstücke entbehren.

Bei der Entfernung, in welcher wir von jenen heillosen Zeiten leben, muß man seinem Geiste eine Art Gewalt anthun, um eine so lächerliche und barbarische Aengstlichkeit für möglich zu halten. Einige Monate vor und nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. konnte man vielleicht ein Interesse dabei haben, keine Stücke spielen zu lassen, worin ein großes Herz und ein großes Schicksal der Könige erscheint; nachher, dünkt mich, hätte man das Spiel Spiel sein lassen können, und ihm durch Gesetze keine Wichtigkeit geben sollen, die es an sich nicht hat. Freilich solche Stücke durfte man nicht spielen lassen, welche die Volksregierung beschimpften oder dem Königthum das Wort reden; aber hat das tragische Theater der Franzosen denn viele solche Stücke? Drehen die meisten sich nicht um die Achse anderer königlichen Leidenschaften und Misgeschicke? Was konnte es für einen Einfluß haben, wenn auf einem pariser Theater ein König von Alexandrien oder Antiochien im Pomp auftrat und seine gebietenden oder gnädigen Worte hersang? Was, wenn das Unglück einer babylonischen Prinzessin beweint ward? Aber das böse Gewissen des Königsmordes machte vermuthlich die Henker bange, nicht so sehr vor den Royalisten, die immer Kopflosigkeit bei ihren Planen und Unternehmungen gezeigt hatten, als vor

den Republikanern, die bei dem blinden Parteihasse doch nicht Menschenblut wie Gossenwasser fließen sehen konnten. Die Urheber der Achtserklärungen gegen die Theaterkönige und Theaterprinzessinnen thaten sich selbst Gerechtigkeit an, als sie aus Voltaire's „Mahomed" folgende zwei Verse wegstreichen ließen:

Exterminez, grands dieux, de la terre où nous sommes,
Quiconque avec plaisir répand le sang des hommes.

Im Uebermaß seiner Aengstlichkeit und Narrheit ging eben dieser Verbannungsgeist bis zu der Anmaßung, die Sprache in ihren ersten Grundregeln zu verkehren und ihr neue Gesetze und neue Worte zu geben, indem er alte eigenmächtig proscribirte. Die Worte: Roi, Prince, Seigneur, Sire sollten eines freien Mannes Ohr hinfort nicht verletzen, und man sollte sie, wie der Convent in seinen Decreten und Proclamationen ans Volk, nur noch als Worte des Zorns und Fluchs aussprechen dürfen. Man sollte nie mehr von einem Marquis und Baron hören, um in dem Gleichheitssystem nicht erschüttert zu werden: und die unschuldigen Wörtlein Monsieur und Madame mußten aus der Poesie vertilgt werden, um nicht zu vergessen, daß man sich jetzt nur mit Citoyen und Citoyenne anrede. Wahrlich eine feigere und obenein dummere Tyrannei mit Worten, als die feigste und dummste, die man hohnlachend von dem syrakuser Könige Dionysius erzählt. Mit sträubender, aber gezwungener Hand verstand man sich zu dem sündlichen Ankleiden der alten Meisterwerke. Von Racine's berühmten Versen:

Détestables flatteurs, présent le plus funeste,
Que puisse faire aux rois la colère céleste!

wurde die Hälfte des letzten in: que puisse faire hélas! abgeändert. Corneille, der verdächtig geworden, seitdem

ein Patriot bei einer Vorstellung des „Cinna“ gerufen: „Der Verfasser an die Laterne!“ entging der fatalen Toilette ebenso wenig als Racine. Ursprünglich heißt es im „Menteur“:

> Elle loge à la place, et se nomme Lucrèce ...
> Quelle place? .... Royale.

Anstatt Royale sagt man jetzt Place des Piques. Damit war die Prosodie ein wenig genothzüchtigt, aber die Republik gerettet. Zu Molière's „Tartufe“ hatte man den contrerevolutionären Vers:

> Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude

so herumgedreht:

> Ils sont passés ces jours d'injustice et de fraude.

Für Marquis setzte man Damis und für Baron Cléon; zwei vollkommene Stellvertreter, von demselben Numerus für den Vers und von derselben Endung. Anstatt Monsieur und Madame wurde befehlsgemäß Citoyen und Citoyenne gebraucht. Dabei schmückten die Nationalfarben alle Costüme. Der Citoyen Tartufe trug an seinem Hute die Tricolorcocarde, und der Citoyen Orosmane wäre denuncirt worden, wenn er vergessen hätte, seinen Turban damit zu verzieren. Die Frauen entrannen diesem patriotischen Vandalismus nicht: wer hätte unter dem Regiment der Gleichheit das Recht gehabt, nicht abgeschmackt zu sein? Die Citoyennes Phädra, Zaire und Célimène mußten Cocarden tragen. Mit dem Närrischen vereinigte sich bisweilen das Schauderhafte: bei einer Vorstellung des „Cajus Gracchus“ von Chénier ließ sich in dem Augenblicke, wo Cajus den halben Vers: des lois et non du sang hersagte, aus dem ersten Logenrange eine Stimme hören: du sang et non des lois, und diese Stimme war die Stimme eines Conventsabgeordneten, der offenbar meinte, daß die

Köpfe nicht schnell und zahlreich genug fielen, — eine wirkliche Ungerechtigkeit gegen die Guillotine.

Die Erfindung Guillotin's, zuerst als Spielzeug gebraucht, schien nachher allerdings zwei Jahre lang vergessen. Der Scharfrichter erfüllte seinen Beruf nach wie vor mit Rad, Strick und Schwert. Allein nachdem man die neue Köpfmaschine viel an Leichen und lebenden Schafen probirt hatte, wurde sie von der Nationalversammlung angenommen und am 25. April 1792 zum ersten mal auf dem Grèveplatz bei der Hinrichtung eines gemeinen Verbrechers gebraucht. Fünf Monate später war die Guillotine das vornehmste Zerstörungs- und Regierungswerkzeug der Republik. Sie wanderte durch die ganze Stadt von Osten nach Westen, vom Grèveplatz nach dem Revolutionsplatz, von da nach dem Marsfelde, von da nach der Thronbarrière, von da nach dem Bastilleplatz, von da zuletzt wieder nach dem Grèveplatz. Sie machte ihr Recht gegen die hohen Gönner und, gleich dem Stier des Phalaris, gegen den eigenen Erfinder geltend, und arbeitete fürchterlich, jedoch noch nicht so ganz nach Wunsch der herrschenden Decemvirn. Diese, um sich auch hierin römisch und neronisch zu zeigen, hätten gern die Aristokraten in Masse den wilden Thieren vorgeworfen; allein es fehlte ihnen zu dem Apparat von Löwen und Tigern, den sie in der Menagerie des pariser Pflanzengartens hatten, ein altrömisches Amphitheater, und in Ermangelung desselben mußten sie sich genügen lassen, dem Volke anstatt jener Circusspiele ein anderes Spiel von fast ebenso entsetzlich dramatischem Interesse zu geben. Die Liebhaber nannten dieses Spiel das Plumpsackspiel und versäumten keine Vorstellung.

In der Mitte des einen oder des andern der genannten Plätze steht abwechselnd, auf einem niedrigen Gerüst von rothgefärbtem Holz, die Guillotine in der vervollkomm-

neten Gestalt von zwei Pfählen, zwischen welchen das Beil eingefugt ist und in schiefer Richtung herabfällt. Rundherum drängt sich eine Menge von Zuschauern jeden Alters und Geschlechts aus der untersten Volksklasse, und die allenthalben lachenden rothen Mützen lassen das Gewimmel wie ein wogendes Aehrenfeld, mit blühenden Mohnblumen gesprenkelt, erscheinen. In diesem quecksilberigen Menschenhaufen ist weder Rast noch Ruh. Das Warten ist den Hitzköpfen unerträglich. Scherz und Lachen, Zeichen und Zurufen muß ihnen die Langeweile kürzen, gleichviel, ob in wenig Momenten vor ihren Augen Menschenblut fließen oder ein Possenspiel angehen soll. Und finden sie keinen andern Stoff der Unterhaltung, so wird er in den höhern Regionen der Zuschauer, in den ersten Ranglogen, ich meine an den Fenstern der Häuser, auf den Balcons und Bäumen gesucht. Die Form eines Hutes, die Farben eines Kleides, das Herausziehen eines Fernglases, die ungewöhnliche oder unbequeme Stellung eines Zuschauers stimmt die ganze Masse zum Gelächter und Geschrei. Daß auch bei einem Anlaß von der Art desjenigen, welcher diesen Volkshaufen auf dem Platze versammelt hat, die Verkäufer und Verkäuferinnen von Eß- und Trinkwaaren sich mit in das Gedränge mengen und ihre „frische und kühle" Tisane, ihre „ganz warmen und mürben" Butterkuchen, ihre „zuckersüßen" Kirschen u. s. w., bis dicht an die Guillotine hin, ausklingeln und ausrufen, findet niemand auffallend. Ein vielstimmiges Ha! verkündet endlich das Ankommen der ungeduldig erwarteten Schlachtopfer, die auf einem blutroth angestrichenen Karren mit Eisengeklirr und Pferdegetrampel heranrasseln. Sowie der Karren vor dem Schaffot hält, verstummen die lärmenden Unterredungen. Dem Schnattern und Klingeln wird Einhalt geboten, und nur an einigen Stellen, wo die Hüte und die in die

Höhe gehobenen kleinen Kinder die Aussicht versperren, stört das Rufen: À bas les chapeaux! à bas les petits enfants! die allgemeine Stille. Nur Eine Begierde, die Begierde zu sehen, beseelt alle; jeder hebt sich auf den Zehen, reckt den Hals aus und will die Schlachtopfer schauen. Von diesen steigt eins nach dem andern aus dem Armensünderwagen, betritt das Schaffot, wird geknebelt und aufs Bret geschnallt; das Bret klappt um, das Beil fällt und fast in eben dem Moment auch ein Kopf. Und jedesmal, wenn ein Kopf gefallen ist, kommt der langbeinige Scharfrichterknecht Jacot, fegt das warme Blut zusammen und spritzt einige Tropfen davon mit seinem rothen Besen auf die nahe stehende Menge, welche dazu Hurrah ruft und Stöcke und Mützen in die Luft schwenkt. Die zwei oder drei Minuten, die zwischen dem jedesmaligen Schlage des Beils vergehen, dauern den Tisaneverkäufern und Kuchenweibern noch zu lange: gleich nach dem letzten Schlage, auf welchen sie schon passen, geht ihr Geschrei: À la fraîche! Demandez à boire! Des gâteaux de Nanterre, tout chands! wieder los. Unterdessen reißen sich die „Guillotinenwäscherinnen“ oder, wie man später die Weiber nannte, die „Guillotinefurien“, um die rothen Hemden der Geköpften, woraus sie sich Umschlagetücher schneiden; der Scharfrichterbüttel sammelt die abgeschnittenen Köpfe mit den Rümpfen in Säcken und Körben, und derselbe Karren, welcher einige Augenblicke vorher die Lebenden herbrachte, fährt nun die Todten zu Grabe.

Die Erde vermochte nicht alles von der Guillotine niederfließende Blut aufzutrinken, und die vom Richtplatz nach Hause Gehenden schleppten welches an den Sohlen mit fort durch die Stadt, wo in allen Quartieren viele Tausende lebten. Wie konnte es auch anders sein zu einer Zeit, wo man mit dem Leben und Vermögen der Bürger

wie mit Nüssen und Aepfeln spielte, und jeder ein Verbrecher war, welcher die gefährlichen Dinge Adel, Reichthum und Menschlichkeit besaß? In dem unglücklichen Paris bestanden damals Einrichtungen, die viel schlimmer waren als die offenen Löwenmäuler zu Venedig, und den Einwohnern gegründeten Anlaß gaben, immer mit klopfendem Herzen aufzuhorchen und in jedem Geräusch vor ihrer Wohnung die fahenden Häscher zu hören. Nicht genug, daß in vielen Häusern die Pförtner die Spione des Blutgerichts, die Verräther und Ankläger derer waren, die im Hause wohnten oder sich darin versteckt hatten; ein großer Papierbogen, rothweißblau, mit Hähnen, Pikenbündeln und Jakobinermützen bemalt und an jeder Hausthür angeklebt, enthielt auch das Verzeichniß von Namen [3]), Alter und Stand jedes Bewohners bis zu den Säuglingen. Durch dieses genau geführte Register war es für die pariser Polizei ein Leichtes, die Verdächtigen aufzugreifen und nach dem Pferch des demagogischen Schlachthauses hinzutreiben, wo die große Heerde eingesperrt war, welche „den Tod zum Hirten hatte". Zu Paris belief sich die Zahl der Gefangenen während der Schreckenszeit im Durchschnitt auf 8000, aus welchen der Scharfrichter, ohne je den Vorrath zu verkleinern, geschweige denn zu verbrauchen, alle Tage ganze Karren voll abholte. Ein solcher voller Karren hieß, nach dem damaligen Kunstausdruck, ein Schub (une fournée). Man weiß wahrlich nicht, was man oft mehr anstaunen und verabscheuen soll: die Wuth der Demagogen, welche ganze Scharen aus allen Klassen der Bevölkerung, gleich den zur Schlachtbank bestimmten Schafen, mit dem Blutstriche bezeichnete, oder die Bereitwilligkeit der Metzgerknechte, ihnen die Opfer haufenweise einzufangen und zusammenzutreiben; oder die Gelassenheit der Unschuldigen, ihre Hälse zum Schlachten darzubieten. Von

den Tausenden der Schlachtopfer, die durch die Guillotine umkamen, wehrte sich nur ein einziges gegen den Schlächter, und dieses einzige war ein Weib, Madame Dubarri! Wäre jedes Schlachtopfer einem solchen Anstoße des natürlichen Gefühls und nicht den angelernten Begriffen einer heldenmüthigen Todesverachtung oder himmlischen Ergebung gefolgt, so hätten jene Menschenmetzeleien, anstatt 420 Tage, keine Woche gedauert. Das scheußliche Mordgebalge würde den herzlosesten, verruchtesten Pöbel angeekelt und zum Einhalten hingetrieben haben. Allein gar viele wollten sich auf dem Wege zum Richtplatz oder auf dem Blutgerüst in vortheilhaftestem Lichte oder in eigenthümlicher Haltung zeigen. Man sah einige in stilles Nachdenken versunken, andere in heftigem Wortwechsel mit der neben dem Wagen herlaufenden Menge begriffen. Manche schienen nach einem so schönen Tode lüstern und blickten freudig gen Himmel, als wären sie da erwartet; andere, beim Hinaufsteigen aufs Schaffot, grüßten rechts und links das versammelte Volk; noch andere, gleichgültig gegen „den Nasenstüber auf den Hals", starben mit Heldenfloskeln über Nachruhm. Es waren dabei Frauen, muthiger als Männer, die ihre Unglücksgefährten unterwegs trösteten oder erheiterten und ihnen beim Ankommen ihr Recht des Zuerststerbens bereitwillig abtraten; kurz, viele hatten für den verhängnißvollen Moment eine Rolle einstudirt. So wurde das Guillotiniren ein öffentliches Schauspiel, bei welchem man nicht, wie auf andern Bretern, nur so that, sondern in vollem Ernst zu Werke ging. Der zusehende Pöbel zollte jeder gutgespielten Scene seinen Beifall, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Er wollte sich gerade nicht an der Angst und Verzweiflung eines Menschen weiden; nein, er wollte bedauern, das Los der Sterblichkeit fühlen, einen Aristokraten bestraft sehen, kurz irgendwie gerührt und afficirt sein;

sonst fiel das Stück auf dem Richtplatz ebenso gut durch wie auf einem Boulevardtheater. Voltaire, glaube ich, nennt die öffentlichen Hinrichtungen ein Schauspiel für den Janhagel, und er hat wahrlich recht!

Die Schreckensregierung, welche den Parisern alles wegnahm, selbst das Leben, ließ ihnen auch nicht einmal die Kirchen, wo sie wenigstens Gott hätten um Gnade anflehen und um Verzeihung bitten können, daß sie sich so schwer an ihm versündigten. Im Anfange der Revolution war der liebe Gott so beliebt als Ludwig XVI. und der Mitstifter der französischen Freiheit. Als Feind aller Zwingburgen und Helfer des Volks, bekam der König des Himmelreichs seinen Weihrauch, seinen Dank und sein Lebehoch ebenso wie der König von Frankreich. Die Revolution erwies dem lieben Gott ihre Schuldigkeit. Sie ehrte ihn und ertheilte den Voreiligen, „die sogar dem ewigen Vater schon zu Leibe wollten“, einen starken Verweis. Der liebe Gott hatte daher eine Zeit lang bei der Mehrzahl den besten Ruf, und die Phantasievollsten glaubten versichern zu dürfen, er stehe im Bunde mit dem neuen Frankreich, weil „der Regenbogen, das Diadem seines majestätischen Hauptes, mit den Nationalfarben prange und die schönste patriotische Cocarde sei“. Und wäre der liebe Gott damals vom Himmel nach Paris gekommen, so hätte er bei dem Bundesfeste auf dem Marsfelde einen Ehrenplatz erhalten, vielleicht dicht bei den Bastillestürmern, denen natürlich der Vorrang gebührte. Die Begebenheiten gingen aber so schnell, daß der liebe Gott bald nicht mehr im Schritt war. Eben noch ein guter Franzose und ein so braver Patriot als irgendeiner, ist er jetzt ein Moderirter und als solcher verdächtig. Man fragte sich, ob er aufrichtig constitutionell gesinnt sei, ob er nicht mit den Ausgewanderten Briefe wechsele und Complote anzettele. Man stellte ihn

daher unter polizeiliche Aufsicht und gab ihm vorläufig Hausarrest. Die Fronleichnamsfeste nebst allen kirchlichen Umzügen und Processionen auf den Märkten und Gassen wurden verboten, und das Volk hatte für seine Erbauung die Musterungen der Nationalgarde, die Bundesfeste, die Leichenfeiern zu Ehren gefallener Waffenbrüder, die Versetzung der Asche Voltaire's nach dem Pantheon und dergleichen patriotisches und politisches Festgepränge. Nach dem 10. Aug. erklärte die Revolution den lieben Gott, zugleich mit Ludwig XVI., seines Thrones für verlustig, seinen öffentlichen Dienst für unzulässig und seine Diener für vogelfrei. Man that alles, jeden Kirchengebrauch der katholischen Religion als ein Kinder- und Narrenspiel zu zerstören, und doch konnte ein Blinder sehen, daß das Volk viel darauf hielt. Um demselben über sein trockenes Brot eine gewürzige Brühe zu gießen und in sein verödetes Gemüthsleben wieder bunten Reiz und blauen Dunst hineinzubringen, erfand man neue Festceremonien und Staatskomödien, die mit so tollen, unerhört wüsten Zügen durchwebt waren, daß man oft ebenso sehr lacht als in sich zusammenschaudert.

Das Fußgestell der umgestürzten Reiterstatue Ludwig's XIV. auf dem Vendômeplatze war am 24. Jan. 1793 das Paradebett des ermordeten Deputirten Lepelletier während seines prächtigen Begräbnißpompes, bei welchem sein Hemd, seine Jacke und seine Hosen, ganz roth und steif von Blut, als Festbanner dienten. Hierauf erfolgte am 16. Juli desselben Jahres Marat's große Leichenprocession. Die Damen der Halle, Piken und brennende Fackeln schwingend, führten das Trauergeleit, und zwölf starke Männer trugen das Prachtbett, auf welchem der Leichnam Marat's lag. Der Todte war bis über die Brust entblößt, sodaß man die Dolchstichwunde sehen konnte; neben

ihm standen die Badewanne und der Holzblock mit dem Tintenfaß als Reliquien. Zu seinen Füßen dampfte Weihrauch und an seinem Haupte saß ein Kind, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Bürgerkrone haltend. Man trieb förmlich Abgötterei mit diesem Scheusal. Marat hatte lange im Luxembourggarten einen Altar, auf welchem sein Herz in einem von der Kronmöbelkammer hergeholten antiken Prachtgefäß aus Achat aufgestellt war, und durch Niederknien, durch Anzünden von Lichtern und Weihrauch, durch Absingen von Litaneien und dergleichen Götzendienst beehrt wurde.

Nach so gottlosen Faxen hielten Chaumette und Hébert die Pariser für reif zu einer neuen Religionsposse: sie stifteten den Cultus der Vernunft, die hinfort allein angebetet werden sollte. Ihre Feste wurden, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung des Nationalconvents, in der altehrwürdigen pariser Kathedrale gefeiert, aus welcher Christus und seine Mutter verwiesen waren. Der pöbelhafte Zeitungsschreiber Hébert fand es pikant, seine Maitresse, die Opernsängerin Maillard, eine Erzroyalistin, die Göttin der Vernunft bei einem solchen Feste vorstellen zu lassen, während der anständigere Communeprocurator Chaumette die Frau seines Freundes, des Buchdruckers Momoro, „ein Meisterstück der Natur", zum Spielen derselben Rolle auszuwählen beliebte. Robespierre beschloß die Reihe der neuen religiösen Gaukelspiele mit dem Feste des höchsten Wesens, das von Chaumette's Vernunftgöttin nicht sonderlich verschieden und ebenso wie diese ein Ungeheuer und Dunstgebilde der Metaphysik war. Der Unterschied zwischen den Maskeraden in der Notredamekirche und dem Mummenschanze am 8. Juni 1794 im Tuileriengarten bestand blos darin, daß Robespierre's Festhymnen nicht ganz so lächerlich und seine Musikchöre etwas besser waren

als Chaumette's Gesänge und Orchester. Was die beiden Theologien anlangt, so waren sie von ganz gleichem Gehalt und Werth. Im Leben wenigstens ließ sich mit ihnen nichts anfangen als Unfug. Gerade zur Zeit, als man die Göttin Vernunft auf den Thron setzte und das Decret, es sei ein Gott, an alle Wände klebte, machte man die unvernünftigsten Streiche und hinderte die Menschen am allermeisten, diesen Gott nach ihrer Weise anzubeten. Die Regierung kannte keinen öffentlichen Gottesdienst und beging doch die Inconsequenz, dem „höchsten Wesen" den verdammten Weihrauch auf neuen Altären anzuzünden; sie kannte keine Geistlichkeit, keine Taufe, keine Messe als fromme Einrichtungen einer Gesellschaft, ließ aber doch einen jeden darin nicht machen was er wollte. Nicht blos die Klosterkirchen und Kapellen wurden zerstört oder in Magazine und Werkstätten verwandelt, sondern vielen Pfarrkirchen ging es ebenso; sie wurden dem Gebrauche des katholischen Gottesdienstes entrissen, und selbst die wenigen „Pfaffenbuden", die man noch übrig gelassen hatte, wurden zuletzt geschlossen. Haß und Verfolgungssucht wütheten gegen alle Sachen und Personen der alten Religion, und jeder, der in dem Glauben seiner Väter Hoffnung und Trost fand, hieß sogleich ein Tropf und Fanatiker. Der Gregorianische Kalender mußte dem republikanischen weichen, wobei Thiere, Gemüse, Fische und Geflügel die Stelle der Heiligen vertraten, und für den alten christlichen Sonntag, welcher die heilige Zahl Sieben noch mehr heiligte, machte man einen neuen Feiertag. Jener Tag, welcher den meisten, sei es auch nur aus Eindrücken der Kindheit und des Vergnügens, so lieb war, wurde mit Einem Worte als ein schwarzer verpönt, und man setzte um drei Tage dem Arbeiter die Ruhe weiter hinaus. Jeder zehnte Tag ward geheiligt; an ihm sollten die Republikaner ruhen, und wer

einen Gott glaubte, sollte ihn dann verehren. Man hielt auf den Dekadi wie die Juden auf ihren Sabbat, und strafte streng jeden, der seinen Laden offen hatte und in seiner Werkstätte arbeitend angetroffen ward. Den Sonntag zu feiern war hingegen bei den härtesten Strafen verboten, und die Frommen durften es höchstens heimlich auf ihre Gefahr wagen. Die Glocken, welche einst die guten Christen zur Kirche riefen, waren nur noch zur Stimme der Noth bei Aufruhr und Feuersgefahr gemacht und durften bei Todesstrafe zu keiner kirchlichen Ceremonie angezogen werden. In der Republik, die weder Katholiken noch Protestanten, sondern nur Bürger kannte, waren Geburt, Trauung und Tod blos bürgerliche Dinge, rein statistische Facta, die in den Büchern der Municipalität eingezeichnet wurden. Die gut patriotisch und voltairisch Gesinnten ließen ihre Kinder nicht mehr taufen, sondern nur als Menschen in die Stadtbücher einschreiben. Nachdem die christlichen Heiligen ihr Patronatsrecht eingebüßt hatten, waren die Namen der gefeierten Männer des Tages als Taufnamen sehr gebräuchlich; während des Schreckens aber, wo die republikanischen Kalenderheiligen bisweilen von einer Woche zur andern ihre orthodoxe Gültigkeit verloren, hätte man sich durch das Annehmen eines Tageshelden zum Schutzpatron unangenehme Stunden machen können. Die griechische und römische Geschichte mußte nun aushelfen, und mancher erdrückte seine Kinder mit dem Schmuck eines unermeßlichen Namens, der, nachdem er die Welt mit seinem Klange erfüllt hatte, ganz erstaunt mit der Schwere seines Gewichts auf einen obscuren kleinen Buben fiel.

Das Vereinfachen aller Förmlichkeiten, das Abschaffen aller kirchlichen Gebräuche und das hurtige Abmachen aller Angelegenheiten des Lebens hatten zur Folge, daß die Beerdigungen den Charakter und die Schnelligkeit einer Straßen-

reinigung annahmen. Die abscheuliche Vernachlässigung der Todten, die wie verreckte Hunde, ohne Ceremonie, ohne Geleit und Gebet, begraben wurden, empörte die natürlichen Gefühle der hartherzigsten Menschen und erregte mitten in der Schreckenszeit den Unwillen der pariser Sectionen, die sich darüber beschwerten und die Stadtbehörde darauf aufmerksam machten. Der Communeprocurator Chaumette verordnete, daß der Sarg in Zukunft mit einem dreifarbigen Laken bedeckt werden solle. Man fand das ungenügend und unpassend, bekam aber nicht mehr und nichts anderes zugestanden. Trauerfarbe und Trauerbezeigung blieben streng verboten.

Mit frohem Herzen verlasse ich diese Wildniß des greulichsten Irrwahns, um die Erscheinungen zu betrachten, die nach der Schreckenszeit im gesitteten Leben allmählich aus dem ungeheuern medeischen Hexenkessel der Revolution herauftauchen und die Ansätze zur neuen Ordnung der Dinge oder richtiger zur Rückkehr der alten Zustände bilden.

Wie systematisch und gründlich auch die Regierung der zehn Tyrannen darauf hingearbeitet hatte, aus dem Charakter des Volks alle Sitte und Gutartigkeit zu verbannen, so war es ihr jedoch darin wenig gelungen. Die Masse des Volks ist im wesentlichen dieselbe; nur die äußern Formen und Farben haben sich geändert: die Contraste sind greller, die Gewänder bunter und schmuziger geworden. Die Revolution hat Oede und Aermlichkeit in das Aeußere von Paris gebracht, aber keinen tückischen und trüben Anstrich in den pariser Volkscharakter. Es sind noch immer die alten, mit gleicher Lebhaftigkeit von einer Empfindung zur andern und gerade zur entgegengesetzten überspringenden Pariser. Mag man sie auch noch so sehr plagen, mag man sie immerhin zwingen, eine Haltung anzunehmen, die ihrem Geschmacke, ihren natürlichen Neigungen ganz zuwider ist,

so verlieren sie doch nie ihren leichten Sinn und jene Gewohnheit schelmischer Kinder, die hinterdrein ein Schnippchen schlagen, wenn sie gezwungen worden sind, etwas wider ihren Willen zu thun.

Unter allen Großstädtern neuerer Zeit scheinen die Pariser selbst während der alten königlichen Regierung mit den Athenern die meiste Aehnlichkeit gehabt zu haben. Natürlich müssen sie ihnen noch weit mehr gleichen, seitdem die Geschichte des alten Athen gleichsam das Stück ist, das von ihnen auf der Weltbühne gegeben wird, und sie sich nach Gefallen im Strome der stürmischen Demokratie, der größten Demokratie, die man je sah, baden können. Man darf sich also nicht wundern, daß die Pariser in den fünf Revolutionsjahren, in welchen sie im Vollgenusse ihrer Rechte schwelgten, vier bis fünf Constitutionen verbraucht haben. Geben unsere liebenswürdigen Athener nicht ein ähnliches Beispiel von Unbeständigkeit, bis zu jener schlimmen Epoche, wo die Nachfolger Alexander's sie gänzlich unterjochten? Sollte man nicht sagen können, daß die hohe Gunst, welche die Athener von ihren Schutzgöttern, Neptun und Minerva, genossen, sich auf die Pariser vererbt haben? Beide Olympier machten Anspruch auf die Ehre, das athenische Volk zu beschützen. Minerva trug sie davon, und Neptun sagte voll Zorns zu ihr: „Die Athener werden oft tolle Entschlüsse fassen.“ „Das kann wol sein“, erwiderte Minerva; „allein ich werde es schon einrichten, daß sie nicht zu ihrem Verderben ausschlagen.“

Im ärgsten Revolutionsschwindel machten sich die Pariser, Minerva zum Trotz, eine kolossale Statue der Freiheitsgöttin im plumpesten Stil und von Thon, und diesem rohen, auf den Fußgestell einer zertrümmerten Königsstatue thronenden Götzenbilde schlachteten sie Hekatomben von Bürgern, oder erlaubten wenigstens, daß

andere sie schlachteten. Aber die thönerne Göttin ist noch mit frischvergossenem Blut bespritzt, so nennt sie der Volkswitz schon die „Dreckfreiheit" (la liberté de boue), und da der Bronzeanstrich an ihrem Halse stellenweise abgebröckelt ist, so meint man, daß „ein König ihre Skrofeln berühren müsse". [4]) In dem Brennpunkte der einst vielversprechenden Revolution schämt man sich jetzt ihrer Denkmäler und Spuren, die nur zu kränkend an den unentsprechenden Erfolg erinnern. Die unkräftig gewordenen und nichts mehr sagenden Worte: „Einheit, Untheilbarkeit der Republick, Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft oder Tod!" die in unzähliger Menge an allen Staats- und Nationalgebäuden, sogar an der Menagerie des Pflanzengartens über den vergitterten Zellen der wilden Thiere angekleckst sind, erregen nur noch das Hohngelächter der Vorübergehenden, und auf Befehl der neuen Regierung hat die Polizei diese Inschriften an einigen Stellen ausgelöscht, an andern Stellen wenigstens die terroristischen Schlußworte: „oder Tod", davon ausgestrichen und dafür sogar das Wort „Menschlichkeit" hingesetzt, aber auf eine so ungeschickte oder heimtückische Weise, daß man durch die Buchstaben des tröstenden Worts nur zu deutlich und fast epigrammartig die blutigen Züge des „Todes" durchscheinen sieht. Manche Leute affectiren, gar nicht mehr zu wissen, was die Verzierungen auf den amtlichen Anschlagezetteln, die Initialen R. F. mit den republikanischen Symbolen, Fasces, Hähnen und dergleichen umher, bedeuten, und nehmen davon Anlaß, ihr Sümmchen Witz durch Enträthselung dieser doch gar nicht räthselhaften Dinge zu verzinsen. Die großen, dem römischen S. P. Q. R. nachgeahmten Anfangsbuchstaben R. F. erklären einige mit Roi Français; andere sagen pöbelhafter und boshafter, es heiße: République F . . . . . ! Eine Dame fragt ihren Begleiter, vermuthlich einen Cidevant: Was denn

die Hähne (Nachbildungen der römischen Adler) mit ihren schlagenden Flügeln bedeuten? Ils annoncent la basse-cour, antwortete der Gefragte mit schnöder Zweideutigkeit, die wol verständlich, aber unübersetzbar ist, weil das französische basse-cour zugleich Hühnerstall und Misthof bedeutet. Sogar die Conventsdeputirten, wenn sie in ihrer nachlässigen Tracht, die wegen der dreifarbigen Schärpe mit Goldfransen noch mehr ins Auge fällt, auf öffentlichen Plätzen erscheinen, entgehen nicht dem Spott und noch weniger den Verwünschungen der Fußgänger, die jetzt nicht mehr fein leise, sondern gröblich laut murren. Laune, Eigensinn und Stolz entfernen die höhern Klassen der Pariser von dem Tuileriengarten wie von einem durch die Nachbarschaft des Convents verunreinigten Orte, und wäre es auch nur die kindische Grille, keine Nationalcocarde tragen zu wollen, die ein nothwendiger Erlaubnißschein des Eintritts in diesen Garten ist. Man trägt sie möglichst klein, ja es ist Mode, sie so zu haben, und ein Stutzer würde erröthet sein, wenn man sie sogleich auf den ersten Blick an seinem Hute entdeckt hätte. Ein eigenes Phänomen ist es, daß die Cocarde den meisten Weibern bei ihrem Putz oder in ihrem Gemüthe ein Stein des Anstoßes und Aergernisses zu sein scheint; sie haben dieselbe groß und breit an ihren Hauben und Hüten angeheftet, solange sie noch als eine Modezier zu gebrauchen war; jetzt, da sie nicht mehr modisch ist, haben sie die Cocarde nicht gern größer als ein Kreuzerstück am Hute oder am Kopfputz unter Bandschleifen und Blumen. Citoyenne, on n'entre pas ici sans cocarde! ruft ihnen die Schildwache am Gitterthor des Tuileriengartens entgegen, wenn die Cocarde der Dame nicht sichtbar ist. La voilà! ist die Antwort, und irgendeine Schleife oder Blume wird gelüftet, unter welcher, kaum bemerkbar, eine Cocarde zum Vorschein kommt. Ist der Soldat gut gelaunt, so läßt

er diese Persiflage des Cocardetragens passiren; sonst gibt er einen barschen Verweis oder verwehrt auch den Eintritt, denn er hat gemessene Ordre, zu einem öffentlichen Garten und Institute niemand zuzulassen, dem jenes Zeichen des Civismus fehlt.

Die sogenannte gute oder, um eigentlicher zu reden, die antirepublikanische Gesellschaft der pariser Herren und Damen hat sich daher auf den Boulevards, zwischen den Straßen Grange-Batelière und Mont-Blanc, einen Sammelplatz gewählt, wo sie in den Abendstunden umherwandelt oder sich hinsetzt. Letzteres geschieht wieder wie ehedem im Palais-Royal auf kleinen Binsenstühlen, deren jede elegante Dame zwei bedarf, einen zum Sitzen und den andern um die Füße daraufzustellen oder auch wol daraufzulegen. Jeder elegante junge Herr braucht drei Stühle, um zu jenen Damenbequemlichkeiten auch noch die dritte zu haben, einen Stuhl schräg unter den Arm zu schieben und so sich darauf zu stützen. Man nennt diesen Spaziergang le petit Coblenz, um die sich hier aus Mode und Opposition versammelnde Gesellschaft zu charakterisiren. Wer auf guten Ton Anspruch machen will, muß sich hier einigemal in der Woche unter seinesgleichen sehen lassen. Das kleine Koblenz auf dem Boulevard ist aristokratischer als der Emigrantenhof am Rhein, der jenem Boulevard den Namen gegeben hat. Die Anrede „Citoyen“ und „Citoyenne“ klingt natürlich denen, die sich aus dem patriotischen „Pöbelhaufen“ hierher retten, als der abgeschmackteste Ton schlechter Gesellschaft; auch gibt man sich untereinander noch lauter und häufiger als ehedem die Titel Madame la comtesse und Monsieur le marquis. Die Damen erzählen sich hier das Anagramm, welches der „Mercure universel“ in den zwei Worten: Révolution française entdeckt hat: La France veut son roi, und zeigen einander ihre Fächer von schwarzem Flor, worauf in weißer

Seide allerlei Spielereien eingestickt sind, um damit ihren königlichen Sinn anzudeuten, z. B. ein Blumenkorb, der, auf eine gewisse Art zusammengelegt, sich in eine Lilie verwandelt; oder eine Dreifaltigkeitsblume, in eine Wolke gehüllt, die, wenn man sie gegen das Licht hält, die Brustbilder von Vater, Mutter und Sohn erblicken läßt; oder eine Trauerweide, die mit den Umrissen ihrer Laubgehänge den König, die Königin, die Dauphine und den Dauphin abbildet. Auf ähnliche Art ist der ganze Anzug der Damen eine Verschwörung: die Spenser à la chouane, die Shawls mit Randverzierungen von Rosen, Lilien, Jasminen, an denen die Blätter so ausgezackt sind, daß sie die Mitglieder der königlichen Familie vorstellen, und der Himmel weiß, welche Toilettenstücke die Phantasie der Modeschneiderinnen sonst noch aussinnt für die Beflitterung der erzaristokratischen Damengesellschaft des „kleinen Koblenz“, die damit dem gestürzten Königthum ihr Beileid bezeigt.

Die Elegants, damals „bisamduftende oder goldene junge Herrchen“ (muscadins, jeunesse dorée) genannt, betheuern sich untereinander ihre royalistischen Gesinnungen in Form von Rechenexempeln; sie fragen sich, anspielungsweise auf Ludwig XVII., als Stichwort: „Wie viel machen achtundeinhalb und achtundeinhalb?“ oder: „Was ist die Hälfte von vierunddreißig?“ und erkennen sich daran, daß sie aus ihrer Westentasche einen hölzernen Talisman herausholen, welcher die Köpfe von Ludwig XVI. und Marie Antoinette im Profil abzeichnet. Die verächtliche Weise, wie sie ein verhaßtes Zweisousstück mit dem Gepräge der Republik unter den Einsoustücken mit dem Bilde Ludwig's XVI. aussuchen und einem Bettler hinwerfen, ist ebenfalls ein Beweis ihres Royalismus, der sich auch in ihrer Kleidung ausspricht. Sie tragen einen Rock mit grünem Kragen und mit breiten, fast viereckigen, kaum

bis auf die Knie reichenden Schlippen, eine ungeheuere Halsbinde, die über das Kinn bis an den Mund geht, und große Brillen, ein offenbares Zeichen ihrer angeblichen Kurzsichtigkeit. Im Gegensatz zu den ungepuderten und kurz abgeschnittenen Haaren der à la Brutus frisirten Jakobiner, haben sie die Haare in langen Flechten, hinten im Nacken mit einem Kamm hinaufgesteckt und zu beiden Seiten auf den Ohren herunterhängend, was, mit recht viel Puder und Pommade die sogenannte Frisur à la Opferthier oder à la Hundsohren ausmacht. Zu diesem Anzuge gehört schließlich ein kurzer, mit Blei ausgegossener Knüppel. Den grünen Rockkragen hatte man nach dem 9. Thermidor angenommen, weil diese Farbe seit Marat's Ermordung wegen des grünen Hutes, den Charlotte Corday trug, verpönt gewesen war; nachher wählte die aristokratische Mode dafür den schwarzen Rockkragen zum Zeichen der Trauer über die Niederlage der Sectionäre am 13. Vendémiaire, und wie einst in Byzanz die Grünen und Blauen sich für Farben herumschlugen, so kam es in Paris zwischen den schwarzen und rothen Krägen zu blutigen Klopffechtereien. Die Jakobiner hielten sich nur für vertagt, nicht für überwunden. Die Leidenschaften kochten in allen Gemüthern und brausten bei jeder Gelegenheit über. Unter dem Schreckensregiment mieden sich die besten Freunde; man ging dicht an den Häuserwänden hin und schlich sich ins Dunkel; allenthalben Grabesstille und Todesstarrheit. Unter dem Directorium hingegen überall Lärm und Getümmel.

Nirgends offenbarte sich der Geist des Tages und die Stimmung des großen pariser Publikums unverhohlener als in den Schauspielhäusern, wo nun jedem der kleine Trost wieder gegönnt ist, durch Thränen des Mitleids und Zusammenschlagen der Hände zu bekennen, welche politische oder menschliche Gesinnung ihn beseelt. Unversöhnlicher Haß

gegen den gestürzten Terrorismus, Achtung und Sympathie für das Andenken der gefallenen Opfer, Liebe für gemäßigte und milde Grundsätze, — das ist jetzt die vorherrschende, in den Schauspielhäusern mehr als anderswo sichtbar werdende Stimmung des Volks. Mit enthusiastischem Beifall werden alle Stellen eines Stücks aufgenommen, die eine dieser Saiten der Empfindung berühren, und der Verfasser eines neuen Stücks kann zu seinem Vortheil das Publikum nicht wirksamer bestechen als mit solchen Anspielungen.

Ebenso vertheilt man Beifall oder Tadel an die Schauspieler und Schauspielerinnen, je nachdem sie sich für oder gegen die Jakobinerherrschaft ausgesprochen oder davon gelitten haben. Im Théâtre Feydeau, bei dem Auftreten des ältern Gavaudan, heben sich jedesmal alle Hände zum Klatschen und begrüßen in dem Schauspieler den unglücklichen Vater, der seinen Sohn durch die Guillotine verloren hat. Wenn auf eben dieser Bühne Elleviou's Stimme in Thränen erstickt, so weint das ganze Haus mit dem Sänger um die geliebte Frau, die sein College Triat ihm geraubt und an Fouquier-Tinville ausgeliefert. In der großen Oper mag Lais, der bekannte Jakobiner, den, wie den Maler David, seine Kunst allein von dem Tode nach Robespierre's Sturz befreite, noch so herrlich und rührend singen, es gelingt ihm nicht, Theilnahme für sich anzuregen; ebenso wenig als im Théâtre de la République Talma durch die Meisterschaft seines tragischen Spiels den ihm anklebenden Terroristenruf aus dem Gedächtniß der Zuhörer verwischen kann. Enthusiastische Aufnahme in der Komischen Oper für Madame Dugazon, die in einer von ihren Rollen eine ehrfurchtsvolle Theilnahme für die Königin bewiesen hatte; Zischen und Pfeifen dagegen in den Français, für Dugazon, den Mann der Sängerin, der in eine ganz andere Richtung eingegangen war; man bewirft ihn mit Aepfeln,

mit Eierschalen, mit Stücken von holländischem Käse. „Ich nehme das an“, sagt er, indem er ein Stück Käse aufhebt und dem Publikum hinhält; „das ist ein Unterpfand für unsere Siege am Texel.“ Diese in den Moment passende Phrase wirkt augenblicklich auf die Reizbarkeit des leichtentzündlichen Auditoriums, und ebenso schnell erfolgt die Metamorphose der Empfindung durch den plötzlichen Uebergang von Zischen und Pfeifen zum Lachen, Beifallklatschen und Bravorufen für den patriotischen Künstler.

Zu keiner Zeit fröhnten die Pariser ihrem Hange zu Schauspielen so sehr als in den ersten Jahren nach dem Schreckensregiment. Täglich sind, mit Ausnahme einiger Ruhetage des einen oder des andern Theaters, 25 Schauspielhäuser, große und kleine, geöffnet, der Menge von Bühnen, Schaubuden und Sälen zu geschweigen, die mit dem untersten jener 25 in einer nahen Verwandtschaft stehen. Am Westende der Boulevards ist das ehemalige Kloster der Kapuzinerinnen, wo sonst heilige Stille und strenge Zucht beobachtet werden mußte, zum Versammlungsplatze jener kleinern und kleinsten Schauspiele umgestaltet. In den Kreuzgängen und Nonnenzellen, im Hofe und Garten sind Panoramen, Schattenspiele, Puppentheater und dergleiche Dinge angelegt worden. Jeder, der Sachen und Künste für Geld sehen lassen will, baut sich mit theuer bezahlter Erlaubniß hier seine Bude dazu, und das Ganze erscheint als ein immerwährender, mit Menschen gefüllter Jahrmarkt, also im größten Contrast seiner ehemaligen Bestimmung. Am andern Ende der Boulevards, auf dem Boulevard du Temple, sind ebenfalls ganze Reihen solcher Anstalten, und jede Bude, jeder Guckkasten, jede Laterna-magica, jede Geisterbeschwörung, jeder halsbrechende Springer, jeder krähende Harlekin, jeder Saal mit Wachsfiguren, jeder Wagen mit vier niederhangenden Lappen, um im engen

Raum die Schöpfung in allen sieben Tagewerken, den Brand der Stadt Rom und das Ende der Welt zu sehen, findet ein Publikum, Einnahme und Applaus. Die Leute sind froh und wie verwundert, nicht mehr in die erledigten Kerker der Conciergerie und der Force oder gar in die weitern Kerker des Tartarus geschickt zu werden, und die kaum dem Schaffot Entronnenen und aus der Haft Erlösten laufen sich mit den auf freien Füßen Gebliebenen die Beine ab nach den Schauspielen, um hier im Wonnegefühl des Daseins die Abende hinzubringen, welche Fouquier-Tinville ihnen gelassen hat. Die Damen erscheinen in Putz und sind überglücklich, daß wieder auf ihre Kleider und Hauben vom jüngsten Datum geachtet wird, ihr Anzug ist jedoch einstweilen mehr gewählt als reich. Selbst in der Oper sieht man noch keine Diamanten, wenig Perlen, wenig Goldstoffe. Spitzen machen jetzt den größten Luxus aus, aber nur die Damen von der neuen Geldaristokratie können sie tragen, denn sie sind zu einem außerordentlich hohem Preise hinaufgestiegen. Ein Kopfzeug von Gaze und mit Band, das ganz einfach ist, wird bei der besten Putzmacherin mit 3—4000 Livres bezahlt. Was den Theaterbesuch noch verstärken hilft, ist der Umstand, daß die Schauspiele, obgleich anscheinend außerordentlich kostbar, doch in der That sehr wohlfeil sind, wenigstens für jeden, der mit der Regierung, es sei auf welche Weise es wolle, die mit dem Reichthum des Papiergeldes verknüpften Vortheile gemein hat. Die ersten Plätze in der Großen Oper kosten 30 Livres, d. h. gerade soviel als ein gut Stück Brot, und man kann danach das Uebrige beurtheilen. Für viele Leute ist es wahrlich eine Oekonomie, wenn sie das Schauspiel besuchen; es kostet sie weniger, als wenn sie für Licht und Feuerung in ihrem Zimmer sorgen.

Wie eine eingebürgerte Krankheit, hat sich nämlich die

Theuerung von dem Schreckensregiment auf das Directorium herabgeerbt. Schon längst würde der größte Theil der pariser Bevölkerung vor Hunger gestorben sein, und das im buchstäblichsten Sinne des Ausdrucks, wenn nicht der Staatsschatz außerordentliche Summen aufgewendet hätte, um manche durchaus unentbehrliche Lebensmittel in einem Preise zu erhalten, der ihnen das Ansehen wahrer Almosen gibt. Das Directorium gesteht in seinem Bericht vom 16. Dec. 1794, daß um diese Zeit die Ausgabe der Regierung für den Unterhalt der Hauptstadt in jeder Dekade mehr als 370 Millionen betragen. Das Brot wird das Pfund zu 3 Sous Papiergeld an das Volk verabreicht, und die Regierung bezahlt etwa 8—10 Livres, d. h. 5—6 Sous in baarem Gelde dafür. Fleisch, Reis, Oel, Licht, Kohlen, Zucker, Brennholz und mehrere Dinge der Art werden gleichfalls an die Hülfsbedürftigen zu sehr ermäßigten Preisen abgelassen. Vor den Läden der Bäcker, der Metzger und Spezereikrämer entstehen wieder lange Schweife von hungerigen Männern, Weibern und Kindern, die vom Schrecken gebändigt und vom Elend gebeugt, schweigsam und geduldig die Befriedigung des drückendsten Mangels abwarten. Klägliches Schauspiel! aber noch kläglicher ist, wenn man hört, daß diese Vertheilung von Lebensmitteln zu billigen Preisen ein Gegenstand des Wuchers und der Habsucht geworden sind. Die von den Sectionsausschüssen begünstigten Armen, welche täglich ein ganzes Pfund Brot oder noch mehr erhalten, finden gar leicht Gelegenheit, wenigstens einen Theil mit beträchtlichem Vortheil zu verkaufen, und sie widerstehen dieser Lockung nicht. Was man von ihnen im Einzelnen aufkauft, das verkauft man nachher wieder im Ganzen, und man gewinnt dabei noch mehr. So gibt es eigene Wucherer und Mäkler für Brot wie für alle andern Sachen.

Daß die Schacherei die erste, man darf sagen, die ein-

ige Beschäftigung von ganz Paris geworden ist, muß man lediglich den Assignaten zuschreiben. Das ungemein schnelle Abnehmen ihres Werthes schien jenes Märchen aus Tausend- und einer Nacht zu verwirklichen, wo jemand harte Thaler in seinem Geldkoffer verschließt und am andern Tage darin nur dürres Laub wiederfindet. An der Börse vom 1. Dec. 1795 stand der Louisdor 3500 Livres, sodaß 1 Livre in Silber 145 Livres in Papier, und 7 Livres Papiermünze 1 Sou Kupfermünze werth waren. Nach dem Wechselcurse am 1. Juni 1796 kostete der Louisdor 23000 Livres! Am 15. Juli wollte niemand mehr Assignaten annehmen. Die Staatsscheine waren ebenso nichtig geworden wie die fliegenden Blätter der Sibylle. Bei dem Verlangen, etwas Positiveres zu besitzen als Papiere, deren Werth auf ihr Gewicht heruntergegangen ist, beschäftigt sich jeder in Paris mit Handel und Geldmacherei. Den Umfang und die Thätigkeit dieses allgemeinen Klein- und Großhandels kann man sich auf keine Weise vorstellen. Thut man einen einzigen Schritt in der Straße, so stößt man sogleich auf einen mehr oder weniger merkbaren und traurigen Beweis davon. Alles ist verkäuflich. Hundert Anschlagezettel verkündigen hundert Auctionen. An dem Portal mehrerer Kirchen steht mit großen Buchstaben die unerbauliche Ueberschrift: Salle de ventes publiques. An großen und kleinen Häusern liest man: Propriété nationale à vendre, Maison à vendre. Fast alle Vorderseiten der Häuser zu ebener Erde, alle großen Alleen, wenigstens in den lebhaftesten Stadtgegenden, sind in ebenso viele Magazine von Möbeln, Kleidungsstücken, Gemälden, Geräthschaften aller Art verwandelt. Es scheint, als ob alles, was sonst im Innern der Zimmer war, jetzt in den Läden zur Schau gestellt ist. Die erste Stadt der Welt hat ganz das Aussehen einer ungeheuer großen Trödelbude. Man geräth in Versuchung

zu glauben, daß ganz Paris subhastirt sei. Leider ist es durch die Conventsdecrete zu der Stadt umgeschaffen, die es jetzt zu sein scheint und auch wirklich ist. Allenthalben begegnete man Leuten jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, die ein Päckchen unter dem Arm tragen. In diesem Bündel sind Proben von Oel, Honig, Wein, Tuch, Seidenzeug, Bindfaden, Garn, Käse, Pfeffer, Seife, und Gott weiß was alles. Nur zu oft ist es das letzte Möbel, das letzte Kleidungsstück, das ein Unglücklicher zu verkaufen sucht, um dafür Lebensmittel, die er oder seine nothleidende Familie braucht, einzukaufen. Wo nur ein freies und sicheres Plätzchen an einer begangenen Stelle ist, sieht man ein armes Mädchen einen elenden Bandkram auslegen; ein altes Weib legt ähnliche Waaren daneben, ein Invalide desgleichen, und so ist die kleine Kirmes fertig. Das Rechnungssystem beschäftigte, solange die Assignate noch im Umlauf waren, die Volksmasse am meisten. Handlanger, Sackträger, Kutscher bestimmten sich nach dem Tageswerth des Papiers ihre Preise in übertriebenen Verhältnissen, und alle diese Preise verändern sich von einem Tag, von einer Stunde, von einer Minute zur andern, je nach dem ebenso wandelbaren Wechselcurse des Louisdor, der manchmal von einer Börse zur andern um 500 Livres steigt. Wenn die Fiaker am Morgen in den Straßen anrückten und der letzte sich der Reihe der übrigen anschloß, so war sein erster Zuruf an seinen Vorgänger: Combien? Das heißt: wie hoch steht der Louisdor? Die Frage ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Reihe bis zu dem ersten Fiaker hinauf. Dieser setzte den Curs fest, und die einsilbige Antwort kam ebenso zurück: Cinq, six, huit, nämlich fünftausend, sechstausend, achttausend, und so war der Curszettel der Fuhrpreise des Tages gemacht.

Die Sitte des Fahrens war übrigens in der Revolution

sehr abgekommen. Einige Demokraten gingen sogar stark darauf aus, in den Straßen der Hauptstadt alles zu Fußgängern zu machen und höchstens den schneckengängigen Aristokratismus der Sänften zu dulden; aber es kam nicht förmlich zu einem Gesetz, daß kein Pferdefuß sich auf Kosten der Fußgänger lustig machen sollte. Man litt also noch das gemeine Fuhrwerk, die Fiaker. Leute, die ehemals Pferde und Wagen hatten, konnten sich jedoch nicht dazu entschließen, 100 Livres für eine Fahrt zu bezahlen, obgleich diese 100 Livres nach dem Wechselcurse noch keine 24 Sous in baarem Gelde betragen. Nach dem 9. Thermidor sah man wieder einige Herrschaftswagen erscheinen: zuerst die eigenen Cabriolets der bereicherten Agioteure; nachher die Kutschen der in Amtsgeschäften und in vollem Costüm ausfahrenden Directoren und Minister; zuletzt die Equipagen der fremden Gesandten, die anfangs allein Livreebediente hintenauf stehen hatten. Aber alle diese Fuhrwerke machten, wie man sich leicht denken kann, in der großen Stadt noch nicht viel aus, und in einigen Gegenden erregte es sogar noch Aufsehen, wenn jemand mit einem Lakaien auf dem Kutschersitz durchfuhr. Die Handwerker der Antonsvorstadt drohten wol gar noch mit der geballten Faust in den Wagen hinein. Indeß auch diese verwilderte Vorstadt wird täglich zahmer und toleranter gegen solche sich nun wieder vermehrende Erscheinungen, und in andern von jeher stillern und friedlichern Vorstädten ist man schon längst von dem Vorurtheil gegen diese äußern Zeichen der bürgerlichen Ungleichheit zurückgekommen. Höchst auffallend änderte sich das Equipagenwesen mit dem Wiederaufkommen der klingenden Münze. Nun erscheinen von Tag zu Tag mehr stattliche Fuhrwerke, schöne Reitpferde, betreßte Livreen und Jockeys. Man sieht die Freundinnen der neuen Regierungsrepräsentanten und Geldaristokraten in

Wagen und zu Pferde alle Tage über die Boulevards und durch die Elyseischen Felder nach dem Boulogner Walde traben; sie ersetzen ganz die Stellen von den Maitressen der ehemaligen Großen und Reichen, und sind sogar theilweise dieselben. Auch fahren sie selbst, wenn ihnen gleich ein Mann zur Seite sitzt, der nun mit Ergebung in den weiblichen Aristokratismus zusehen muß, wie seine Gebieterin den entwandten Zügel regiert und die Peitsche über ihn schwingt.

Die Weiber rächen sich an der Revolution für die Unbill, die man ihnen angethan hat. Zuerst rühren sie die Gemüther und machen die Politik sentimental; sodann, wie die Thränen abgetrocknet sind, stimmen sie die weichen Seelen zu den süßen Ergüssen der Zärtlichkeit und zum fröhlichen Lebensgenuß. Auf ihr Zureden übernehmen die Männer für die großen Angelegenheiten des Volks und der Welt, die eine Zeit lang jeder mit zu besorgen meinte, die kleinen Angelegenheiten des Herzens, in welchen die Weiber bekanntlich den Ausschlag geben, und bald sind diese wieder was sie vor der Revolution in Frankreich waren: die schönen Tyranninnen des Männergeschlechts. Das „schönste Reich nach dem Himmelreich“ wird mehr als je ein Kunkellehn. Die schlimmste Zeit der alten Monarchie hat kein Beispiel eines so lärmenden Weiberregiments aufzuweisen als diese Periode der Pentarchie. Es ist nicht etwa eine einzige hochfürstliche Maitresse, die mit dem Belieben eines Alleinherrschers schaltet, sondern ein Schwarm von Gemahlinnen und Kebsweibern, die fünf kleine Könige in ihrer Gewalt haben. Von dem tonangebenden Director bis zu dem vermögenden Bankier und dem bereicherten Lieferanten hält jeder, der es thun will, neben seiner Frau eine Maitresse auf Extrastaat in einem eigens dazu eingerichteten kostbaren Hause und vor aller Welt, und diesen Frauen von der rech-

ten und linken Hand ist es nicht genug, den goldenen Louisdor=regen aus dem Staatsschatze mit ausgebreiteten Armen zu empfangen; sie pfuschen auch auf die sichtbarste Art in alle öffentlichen Angelegenheiten und führen mit ihren Händen die Hände, welche die Offiziersspatente und die Ablieferungs=contracte im Namen des Staats unterschreiben.

Mit dem Weiberregiment ging natürlich auch die Herr=schaft der Mode wieder an, und wurde der Tempel dieser Göttin, mit allen seinen Decorationen des Luxus und Glanzes, der Welt aufs neue geöffnet. Die Franzosen waren unter dem Directorium Römer, Römer aus den schönsten Zeiten der Republik. Brutus, die Gracchen kamen aus den Grä=bern hervor und spukten in Paris herum. Man schwor nur bei Cato; das neugeborene Kind hieß Lucretia oder Cin=cinnatus. Koblenz war das Etrurien der neuen Tarquinier und der König von Preußen ihr Porsenna. Kein Wunder also, daß in einer Zeit, wo die französischen Staatsmänner sich mit den Federn, die sie den alten Römern ausgerupft haben, behängen, um als classische Gesellschaft bei öffent=lichen Festen und Spielen aufzutreten, die alten Römerinnen von den Französinnen parodirt werden! Die gepriesenen Weiber der damaligen Gesellschaft von Paris müssen wirk=lich sehr schön gewesen sein, denn sie hielten stand gegen die wunderlichsten Ausstaffirungen, welche die kranke Einbil=dungskraft und der Ungeschmack eines stumpfsinnig geworde=nen Volks je ausgedacht hat. Die weiblichen Moden ver=steigen sich in das graueste Alterthum der Kunst und Ge=schichte. Etruskische Ungeheuer, Sphinxe, Gorgonen u. s. w. sind allgemein gebräuchliche Zierathen, etruskische gebrannte Erde ist die Leibfarbe der Weiber; bis zu den alten Per=sern und neuen Mohammedanern schweift das Costüm hin. Ich sollte eigentlich sagen: die Costüme; denn es gibt deren wenigstens hundert und fast alle werden zu gleicher Zeit ge=

tragen. Es ist ein geschmackloses Mixtum compositum und buntscheckiges Quodlibet steinalter und nagelneuer Modeformen, wobei jede Putzmacherin sich bemüht und auch so glücklich ist, zu den von ihren Nebenbuhlerinnen ausgesonnenen Schnurrigkeiten noch eine Schnurrigkeit hinzuzusetzen. Doch der Mittelpunkt, um den sich die pariser Weibermoden drehen, ist Rom, und à l'antique das Stichwort in der Legion der Beflitterer und Beflitterinnen des weiblichen Leibes. Bei der ersten Modeschneiderin, d. h. derjenigen, welcher Madame Tallien ihren hohen Schutz angedeihen läßt, sieht man fast nichts als Kleider à la Flore, Tuniken à la Cérès, Röcke à la Galatée, Gewänder au lever de l'Aurore. Der Olymp und mit ihm alle Grazien und Musen leben in den „Wunderfrauen" (merveilleuses) des neuen Frankreich wieder auf. Die unter dem Busen befestigten Gürtel lassen den Gewändern ihren freien Fluß und verstatten einem hohen, schlanken Körper, das schöne Ebenmaß seines Wuchses, die Grazie seiner Umrisse, die Biegsamkeit seiner Bewegungen zu zeigen. Als eine besondere Eigenheit aller dieser Kleidungsarten ohne Ausnahme ist nämlich anzumerken, daß die Frauen unter dem Directorium weder Schnürbrust, noch Blankscheit, noch Unterröcke trugen. Die Stoffe legten sich direct auf dem Leibe an, ohne andere Zwischenhülle als das Hemde. Es waren also sehr reine Formen erforderlich, um einem so rücksichtslosen Druck zu widerstehen, der alles, das Volle und Leere, das Runde und Platte, unerbittlich angab. Die schönen Weiber befanden sich dabei so sehr im Vortheil, daß sie ganz sachte zur Nymphen- und Najadentracht, d. h. zu völliger Nacktheit hinkamen. Das Kleid zog sich allmählich von der Brust zurück, und die bis an den Elnbogen bekleideten Arme entblößten sich bis zur Schulter. Diese nackten Arme konnten unmöglich misfallen; es ging mit diesen neuen Nacktheiten wie mit philosophischen

Ideen, wenn sie wirklich schön sind; der Reiz der Neuheit gab ihnen des Zaubers noch mehr. Aber man kann leicht denken, daß es in der Welt, und zwar in der durch die Revolution neugeschaffenen Welt, sehr viele Arme gab, die bei ihrer Blöße nichts gewannen und sich daher lieber von den Fingerspitzen bis an die Schulter mit Handschuhen bedeckten. Diese behandschuhten Arme sind jedoch als häßliche verdächtig, und diejenigen, welche diesem Verdacht nicht ausgesetzt sein wollen, zeigen sich ganz bloß. Die Füße und Waden machen es wie die Arme. Riemen mit Edelsteinen werden um die Knöchel gewickelt und goldene Ringe an die Zehen gesteckt. Die Schuhe sind abgeschafft worden und man trägt Kothurne, die mit Trobbeln mitten am Beine festgebunden sind. Bei dieser Modeströmung, welche die Bekleidung immermehr verringert, raffen Krankheiten die Schwachen und Zarten hinweg. Die Uebrigbleibenden beharren heldenmüthig bei dieser Tracht, die selbst in Griechenland nicht im wirklichen Leben, sondern nur in der Kunst und Dichtung üblich war. Sogar die unfreundliche, rauhe Witterung der schlechten Jahreszeit erinnert kaum die elegantesten Damen daran, die Marderverbrämung eines seidenen Mantels ohne Aermel auf ihre bloßen Schultern zu legen, wenn sie aus einer zahlreichen Versammlung kommen, und man sieht sie oft in den vom Winde durchsausten Portalen und auf den Treppen ebenso nackt ihre Wagen erwarten, als sie oben in den nur zu warmen Sälen erschienen. Doch französische Naturen, auch die schönsten, sind nicht so zart und empfindlich als unsere nordischen. Bald beklagt man sich über die Seide und Wolle und ihren knitterigen und störrigen Faltenschlag, welcher die Umrisse der Form nicht ganz deutlich verfolgen lasse, sondern wie ein gestreiftes Glas den Blick verwirre. Man will weiche, schlaffe Zeuge, welche den Körperbau leicht umweben. Das Stärken wird verpönt.

Man liebt nur noch Musselin und Linon und ihre treuen Anschlüsse. Alles, was die Formen abdrückt, hat entschieden den Vorzug. Endlich legt man mit dem letzten Ueberrest von Schamhaftigkeit auch das letzte Unterzeug ab und trägt auf dem bloßen Leibe ohne Hemde dünne Kleidchen von Linon und Musselin, welche die Schönheiten des anatomischen Baues in ihrem ganzen Umfange preisgeben und das Spiel der schlanken Taille, der Hüften und Schenkel bei jeder Bewegung und bei jedem Schritte verrathen. Selbst in der edeln Dreistigkeit des Nacktgehens gibt es Grade von Dreistigkeit. An einem Dekadiabend im fünften Jahre der Republik lassen sich in den Elyseischen Feldern zwei spazierende Weiber so gut als nackt sehen; ihre dünnen Schleieranzüge bedecken kaum den vierten Theil des Körpers und sind bei der hellen Beleuchtung vollkommen durchsichtig. Dieses Uebermaß plastischer Unzüchtigkeit veranlaßt allgemeines Aergerniß, und die griechischer als griechisch gekleideten Phrynen, verdientermaßen mit den schärfsten Pfeilen des Spottes angegriffen, werden zu allgemeiner Zufriedenheit von der Promenade vertrieben. Die Modedamen fügen sich darein, ihre Reize etwas mehr errathen und dem Auge des Wollüstigen desto verführerischer erscheinen zu lassen; selbst die schönsten dieser Damen entschließen sich, wieder Hemden anzuziehen. Die wild ausschweifende Mode der Ohne-Hemden dauerte acht Tage.

Eine Haupteigenheit des damaligen Costümwesens war die Abschaffung des Puders und der langen Haare und die Einführung der Touren und Perrüken von allen Formen und Farben. Ich glaube, daß der Ursprung dieser Mode, Perrüken zu tragen, von äußerst traurigen Umständen herrührte; zunächst wol von dem sehr gewöhnlichen Mangel an häuslicher Hülfe und Bedienung, um sich frisiren zu lassen; dann auch von der Schlauheit speculirender Köpfe, aus der

Menge Haare, die zur Schreckenszeit in den Gefängnissen den einen vor der Reise nach dem Richtplatze, den andern während der Haft des Ungeziefers wegen abgeschnitten wurden, Vortheil zu ziehen. Nach dem 9. Thermidor kam die schwarze Perrüke mit kurzen Haaren, die sogenannte perruque à la Titus, auf, weil Talma bei seiner Rolle als Titus in der Tragödie „Brutus" eine solche Perrüke über seinem gepuderten Haar aufgesetzt hatte und später auch in der Stadt trug, wo sie zuerst von einigen Alterthumsfreunden, Künstlern und Literaten, nachher von den jungen Leuten aller Parteien und zuletzt auch von den Damen angenommen wurde. Als die Antiken aus dem Vatican nach dem Louvre kamen, ging der Nachahmungstrieb der pariser Friseure ins Burleske. Vor ihren Budenfenstern sieht man Copien antiker Büsten von Pappe als Perrükenstöcke, und die Benennungen à la Cléopâtre, à la Niobé, à l'Ariane, à la Faustine, à la Julie sind in den Winkeln dieser Künstler und Alterthumsforscher zu Hause. Die Haupt- und Grundfarbe der Damenperrüken ist jetzt blond in mancherlei Schattirungen, die vom Nußbraunen bis zum Goldgelben, vom Flachsigen bis zum Füchsigen hinstreifen. In diesen Nuancen spielen die 30 Perrüken der Madame Tallien, lauter haarige Kunstwerke, von denen jedes Stück 25 Louisdor kostet. Die Haaraufsätze wechseln in beständiger Aufeinanderfolge. Beim Heraustreten aus dem Thalamus, auf der Morgenpromenade, tragen die eleganten Damen das Corymbion, eine Haarfrisur in Gestalt einer Epheutraube, oder das konische Galericulum in Bienenkorbform; nachmittags, bei Spazierfahrten, zeigen sie ihre goldgelbe Perrüke in Form von Saturnringen, und abends, beim Besuch der öffentlichen Gärten, lassen sie den Halbmond von Diamanten schimmern, der an ihrer Stirn schaukelt und zur Frisur à la Chasseresse gehört.

Cameen und Medaillons in ungewöhnlicher Menge und Größe waren ebenfalls ein eigener Bestandtheil des damaligen Frauenputzes. Alles wollte echte Antiken, die seltensten geschnittenen Steine um Kopf, Arm und Busen tragen, und man zahlte den Italienern für armseliges neues Machwerk, das sie kistenweise nach Paris schickten, den Werth der echten Gemmen. Die Medaillons, die an langen goldenen Ketten vor der Brust hingen, die Vorstecknadeln, Ohrgehänge und Fingerringe waren mit Miniaturmalereien verziert. Auf den Arbeitsbeuteln, die wie Säbeltaschen an der Seite baumelten, prangten verschlungene Namenszüge oder lange Inschriften in Wortbildern. Eine Brille mit Stangen oder ein Opernglas diente zur Haltung, und beim Ausgehen vervollständigte sich das Ganze mit einem Hündchen, das an einem grünen Bande in der Leine geführt wurde.

Neben den alle Reizungen und Koketterien aufbietenden Frauen scheinen die Männer, übermäßig galant, alle Ansprüche aufgegeben und nur die Vorstoßrolle, den Dienst der Schattenmasse für das stärkere Hervortreten der hellern Theile des Bildes übernommen zu haben. Die „wunderbaren" jungen Damen sind, wenn auch nicht immer aufs geschmackvollste, doch aufs prächtigste mit Federbüschen, Blumen, Bandstreifen, Pretiosen geputzt oder auch ganz mit ihren natürlichen Reizen geschmückt, die sie aller Welt und Witterung preisgeben; die „unglaublichen" jungen Herren dagegen kleiden sich bäuerisch und verstecken ihre Blößen, sogar das halbe Gesicht und die Hände. Der Rumpf eingesackt in einen viereckigen Frack, an welchem die Schöße wie Fetzen einer Bedientenlivree herunterhängen; Hals und Kinn vergraben in einer ungeheuern Binde, die mit ihrem obersten Rande die Unterlippe berührt; der Kopf bedeckt mit einem Hut, dessen Ränder nachenförmig umgekrämpt sind; die eine Hand auf einen Knotenstock gestützt und die andere in den

Hosenlatz gesteckt, — das ist das Höchste und Feinste der unglaublichen Mode. Eine sonderbare Erscheinung ist es auch, daß die Frauen sich bei ihren Modetrachten der Antikomanie zugethan und in dieser Beziehung wenigstens gut republikanisch gesinnt zeigen, die Männer hingegen sehr unpatriotischerweise der Anglomanie huldigen, welche durch die strengen Gesetze und Verbote gegen die Einfuhr englischer Manufacturwaaren nur noch ärger geworden ist. Was irgend in der feinen stutzerischen Herrenwelt etwas vorstellen und nur einigermaßen nach der Mode sein will, muß ganz in englischen Zeugen gekleidet sein und selbst die Spuren englischer Moden an seinem Leibe tragen. Und diese Anglomanie ist gerade in der vollsten Blüte zu einer Zeit, wo sie es wegen des Krieges mit England und wegen der Bedrängtheit des Vaterlandes am wenigsten sein sollte. In lächerlichem Widerspruch mit ihrem ochsentreiberartigen Aussehen affectiren die Stutzer eine Kindbetterinnenstimme, ein lispelndes, gebrochenes Reden, und kämen die athenischen Schnarrer aus Alcibiades' Zeiten unter die pariser Zwitscherer des Directoriums, so würden sie für Ohrenzerreißer gelten. Die französische Sprache ist in ihrem Munde nur noch ein Rieseln und Flöten. Sie geben ihr pa-ole sup-ême, sprechen von choses ho--ibles et inc-oyables und erklären gue--e aux te--o-istes (guerre aux terroristes). Nach dem ausgestoßenen r ist es bald ein d, das man hinwegschafft, indem man, dem vollmündigen Wohlklange des Wortes zu gefallen, ma-âme für madame spricht; bald wird ein l ausgemerzt und man sagt faib-esse für faiblesse. Das ch muß seine Stelle abtreten an ein s oder ç; man sagt nicht mehr les charmes, la chose, sondern les sarmes, la çose. Man spricht das g bald wie s, bald wie z, und das j auch wie z aus; man sagt nämlich visase anzélique für visage angélique, zouer für jouer; kurz

über die ganze Aussprache läuft ein äußerst unangenehmer zischelnder Gesang; und das ganze Gerede ist ein verwunderliches Kauderwelsch, das kein Ausländer und nur eine kleine Anzahl Einheimischer versteht.

Die wieder aufgekommenen Moden bedingten als nothwendiges Nebenbei und Corollarium die Wiedereinführung der Festlichkeiten und Vergnügungen, wo man sich im neuen Putz sehen und besehen lassen konnte. Der rauschende Ton gemeinschaftlicher Freunde und Belustigung, bei Musik und Tanz, war in Paris während der Schreckenszeit sehr kleinlaut geworden, ja größtentheils verstummt, und wenn auch mit dem 9. Thermidor die Angst des Guillotinirtwerdens aufhörte, so blieb doch bei einem großen Theil der Bevölkerung immer noch die Furcht vor Hunger zu sterben und ein gewisser finsterer stoischer Zug der Gleichgültigkeit gegen sonst beliebte Freuden; aber kaum von dem Druck der letzten Sorgenqual befreit, scheint die Menge, wie von der Tarantel gestochen oder von Oberon's Horn angeblasen, einen unmäßigen Drang zum Hüpfen nud Springen zu empfinden. Nun hält es Paris nicht länger auf dem Platze aus. Wie es früher seinen Aerger verträllerte, so vertanzt es jetzt seine Revolutionswehen. Es tanzt, um sich zu rächen und zu betäuben. Ein epidemisches Bacchanal schwärmt in Paris auf mehr als 600 Bällen herum. Man tanzt in Seidenschuhen und Holzpantoffeln, bei Orchester- und Bierfiedlermusik, nach den gellenden Tönen des Dudelsacks und den weichen Klängen der Flöte. Man tanzt alle Tage und allenthalben: in den Weinschenken und Bierkellern, in den Gärten und Palästen der vertriebenen Großen und Reichen, in den Parks und Lustschlössern des Königs, in den verwüsteten Kirchen, ja sogar an der Stelle des Blutbades der Septembertage, im Kloster der Barfüßermönche! Der frühere Kirchhof von St.-Sulpice ist ein Tanzplatz, und an seinem

Eingange, wo noch die lateinischen Worte: Has ultra metas beatam spem expectantes requiescunt zu lesen sind, baumelt ein hübscher rosenrother Transparent mit der Aufschrift: Bal des Zéphirs! Die Großen tanzen wie die Kleinen, die Armen wie die Reichen. Sobald die Nachmittagsglocke in Paris sechs schlägt, lacht und rauscht Vergnügen und Fröhlichkeit, wohin man sieht und hört. Jede Volksklasse hat ihre eigenen Lieblingsörter, die sie am fleißigsten besucht, und das freie Gebot der Gewohnheit und Sitte hält mehr als die Schranke des Eintrittsgeldes die verschiedene Welt auseinander. Die Gärten von Monbijou und Sybaris, Paphos und Idalium, in den Elyseischen Feldern, gehören dem kleinen Volke und Bürgerstande, nebst allem losen Nachtgeflügel, was in diesem Revier herumschwärmt. Um mehrere Stufen höher stehen ebendaselbst zwei andere Gärten, das Elysium und Monbrillant, und ganz obenan, in der Außengegend von Paris, Tivoli und Monceaux, und auf den Boulevards, der Pavillon de Hanovre und Frascati, lauter Anlagen und Besitzungen ehemaliger Großen, die man zu öffentlichen Tanz- und Gartenwirthschaften eingerichtet hat. Eben das sind jetzt auch Klein-Trianon bei Versailles, Marie Antoinette's Lieblingssitz, der kleine Park des königlichen Residenzschlosses St.-Cloud, Bagatelle, die reizende Villa des Grafen von Artois im Boulogner Walde, das prächtige Landhaus der Prinzessin Lamballe in Passy u. s. w. Alle diese Orte des Vergnügens werden von den wohlhabenden und reichen Bürgerklassen viel besucht, vorzüglich an Dekadis und allgemeinen Feiertagen, wenn darin die gewöhnlichen Feste, Bälle, Concerte, Schauspiele, Luftschifferausflüge, Illuminationen und Feuerwerke stattfinden.

So geht es im Frühling, Sommer und Herbst. Mit dem Winter erhalten die Vergnügungsplätze in der Stadt

erst recht ihren Glanz und ihre Zeit. Außer den Concerten und Bällen auf Subscription gibt es schon wieder Soiréen und Assembléen. Die hohen Staatsbeamten, einige alte und neue Reiche, die ihren Kopf und ihr Vermögen retteten, haben seit kurzem ihre Häuser geöffnet und geben große Gesellschaften, wo die Menge hinzuströmt und das Höchste mit dem Niedrigsten abenteuerlich gemischt zusammenfließt. Man mußte die Leute annehmen, wie die Revolution sie gestellt hatte und wie der Zufall sie vereinigte: den Armeelieferanten neben dem Marquis, die von der Halle heraufgekommene Dame neben der ehemaligen Parlamentspräsidentin, den durch Aufkaufen von Kirchenglocken reich gewordenen Kesselflicker neben dem im Vendéekriege verarmten Edelmann, und den von seiner Machthöhe herabgestürzten Conventsdeputirten dicht bei dem von ihm ins Gefängniß geschickten „Verdächtigen". Stolz, Gesinnung, Zwist, sogar Feindseligkeiten, alles schwieg im ersten Augenblick vor der Ueberraschung und Freude, Annehmlichkeiten zu schmecken, für die man sich nicht mehr geschaffen glaubte. Man war bange, sie einzubüßen, wenn man sie näher untersuche, und die Furcht vor betrübenden Entdeckungen verhinderte das genauere Zusehen. Man freute sich in der Seele, so glücklich ans Ende der Revolution gekommen zu sein, von welcher man sich nicht viel mehr erinnerte, als daß man in ihr eine abscheuliche Zeit erlebte, wo man weder Feuer noch Licht hatte. Jetzt hat man wieder einen Salon, hellodernde Kamine, Kronleuchter, Wachskerzen, Porzellan, Krystall; was konnte man mehr verlangen!... Man trat herein, gerade so, wie nach einer langen Reise jeder sich beeilt, an der Wirthstafel seinen groben Hunger zu stillen, ehe er die neben ihm sitzenden Nachbarn beachtet. Bald nachher fehlte wenig, daß man nicht ins entgegengesetzte Extrem fiel und wieder nach schroffer Absonderung

der Stände und Menschen strebte. Die gute altfranzösische Bürgerklasse, die während der Ausschweifungen der Revolution ruhig zu Hause blieb, ein schweigender Zuschauer der Greuel war, nie Vortheil zog aus dem Misgeschick ihrer Mitbürger, um ihren eigenen Schaden sich zu vergüten, sondern duldend mit ihnen litt, — diese Klasse der pariser Bürger blieb auch jetzt an ihrem Platze und machte sich daraus eine Ehre; sie wünschte, mit Abschen gegen neue Revotutionsauftritte, der jetzigen Regierung Bestand und hoffte von der endlichen Wiederkehr des Friedens das Wiederaufblühen des Handels und der Gewerbe. Aber eine kleine Bürgerklasse, ein Kind der Republik und zwar ein schlecht erzogenes Kind, verleugnete sie, um ihre Herkunft zu verbergen. Gerade diese Glücksmenschen, welche der Revolution alles, was sie besitzen, zu danken haben, sind, mit dem Schweif ihrer Schmeichler und Schmarotzer, die ärgsten Aristokraten, und wer sich Republikaner nennt, wird von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Dies ist nun freilich in allen sogenannten Gesellschaften von gutem Ton in Paris der Fall, aber bei jenen Emporkömmlingen ist diese Erscheinung um so viel auffallender. In den Cirkeln ihrer Häuser, wo sie die Gönner spielen, erheben sie sich jeden Augenblick mit hämischem Tadel und geheimen Spöttereien gegen die jetzige Verfassung, gegen das Verfahren und Personal der neuen Staatsgewalt. Was zur Regierungsregion gehört, das heißt bei ihnen „schlechte Gesellschaft, womit man nicht wohl umgehen kann", und wer über die Directoren, Minister, Repräsentanten und hohen Beamten mit skandalösen Anekdoten und platten Späßen angerückt kommt, der ist ihr Mann. Sie geben sich unsagliche Mühe, einige alte Adeliche in den Kreis ihres Umgangs hineinzuziehen, um sie als Aushängeschild für ihre frischvergoldeten und eben geöffneten Salons zu gebrauchen. Diese französischen Neu=

bürgerlichen haben die echt deutsche Pfahlbürgerschwachheit, sich der Bekanntschaft mit Personen vom ehemaligen Hofe in häufigen Erzählungen zu berühmen und hundertmal zu wiederholen: „Die Herzogin von Bourbon war eben hier"; „Ich habe gestern die Gräfin Maillé gesprochen". Sie bringen den starken Appetit aus ihren alten Dienststuben und Kramläden an die neuen Herrentafeln mit, und eine Dame im feinsten Musselinkleide und in Atlasschuhen, welche die ganze Mahlzeit, von den consistentesten Speisen bis zum letzten Backwerk, essend aushält, ist keine seltene Erscheinung. Aber vom Tisch aufgestanden, lassen sie, obgleich noch von Wein und Ueberlast der Speisen glühend, nachlässig die Bemerkung entschlüpfen, daß eine Kleinigkeit ihrem schwachen Magen Verdauungsbeschwerden verursacht. Sie möchten gern die Meinung von sich verbreiten, daß sie einen Vogelappetit haben; sie sitzen mit so verdrossenen Mienen, als hätten sie das Weh der Welt auf ihrem Herzen, und ihr Augenspiel ist wie das Blinzeln eines zerbrochenen Oelkrugs in einer sternenhellen Sommernacht, bis ihre große Migränenkomödie angeht, die mit Nervenkrämpfen und Ohnmachten endigt. Weil sie gehört haben, daß der Teint der Damen unter der alten Regierung ins Bleiche fiel, so werden sie über ihre Röthe roth, und die gewissenhaftesten der armen Weiber, die so sehr mit Gesundheit geplagt sind, lassen sich schröpfen und „phlebotomisiren". Und nicht blos den französischen Teint wollen sie um jeden Preis haben; auch den altfranzösischen Ton, wozu sie gar nicht gebaut sind, wollen sie fortsetzen und quälen sich, ihn nachzuäffen. Sie lassen auch schon ihre Töchter in Pensionen und Klöstern erziehen, und die vornehm eingeschulten Mädchenköpfe entflammen sich nur noch für betitelte Liebhaber. Chouans, Royalisten, und welche Namen die Cidevants führen mögen, sind jetzt die Herzenräuber; mit ihren Wappen und Stamm-

bäumen nehmen sie den Republikanern die reichsten Partien weg, und sogar junge Mädchen aus Familien, die am tiefsten in die Revolution verstrickt sind, Mündel des Nationalconvents, suchen sich im Auslande einen Bräutigam, der sie mit seinem hocharistokratischen Namen von der Berühmtheit des plebejischen Namens ihres Vaters befreit. Die meisten dieser adel- und partikelsüchtigen Weiber haben kaum die Dienstmädchenhaube und Küchenschürze abgelegt, und wenn plötzlich die Zeit um einige Jahre zurückginge, und alles und jeden wieder an seinen Platz stellte, so wäre die eine mit Aufwaschen, die andere mit Ausfegen, die dritte mit Strumpfstricken beschäftigt. Mögen sich die neugebackenen Damen und Hausfrauen noch so sauber und griechisch kleiden, ihr Gang, ihre Stimme, ihre Sprache, ihr Lächeln gehören der ungraziösesten Art an und lassen den alten Balg in der neuen Schlangenhaut deutlich erkennen. Ihre närrische Sucht, die gute Gesellschaft und gebildete Welt in Haltung, Miene und Benehmen nachzuäffen, macht sie zu einer leichten Beute für die Satiriker. Ein Bühnenautor hat ihnen ihre Schwächen abgesehen und diese zu einer witzigen Posse verarbeitet. „Madame Angot" erscheint auf einem Boulevardtheater, um die Damen lächerlich zu machen, die, in der Sonnenhitze der Revolution aus dem Miste hervorgetrieben, durch Reichthum und Glanz die Lilien und Rosen auf dem Blumenflor von Paris zu beschämen drohen. Sie war ein Fischweib, das mit Lachs handelte; ihr Reichthum machte sie stolz, sich in die große Welt zu drängen. Frau Angot läßt sich die Schleppe tragen, bringt viel Gemeinheiten in die gute Gesellschaft und parodirt durch Nachäffung den hohen Ton. Sie fällt auch in Ohnmacht; man bringt ihr Wasser, allein — sie fordert ein Glas Schnaps. Wir haben in Deutschland die-

selbe Rolle in der alten Posse „Der politische Zinngießer". Die Bürgermeisterin ist Madame Angot.

Die Revolution hatte alle Verhältnisse so gründlich umgekehrt, daß die pariser Salons noch lange schreiende Contraste darboten. Im ganzen aber kehrte die gesellschaftliche Rangordnung verhältnißmäßig schnell zurück, und nahm auch die Geselligkeit wieder die alten Formen an, jedoch mit vorläufigen Zusätzen und Abänderungen, die ihr eben nicht zum Vortheil gereichten. Kleine Soiréen oder Abendgesellschaften werden in manchen Häusern der Neureichen jeden Abend, in andern nur an bestimmten Abenden gegeben. Hier ist jedoch noch nichts, was die bindende und einigende Seele in eine Versammlung bringt. Die einsilbige, mistrauische Unterhaltung (ein Ueberrest aus der Schreckenszeit) schleppt sich in schwerfälligem Gange fort, bis sie bei Erfrischungen mit Thee, Kuchen, Braten und Schinkenbrötchen vollends stockt, oder sich nur noch zwischen zwei Zubissen des fortwährenden Schmausens Luft macht. Die großen Nachtgesellschäften, die sogenannten Assembléen, die erst gegen Mitternacht anfangen und um 2 Uhr mit einem warmen Souper splendidester Art endigen, versammeln freilich alles, was im republikanischen Paris reich, jung, angesehen oder berühmt ist und Schönheit, Geist, hohe Würden, Ruhm oder irgendein anderes Glanzzeichen an sich hat; aber die modische Form, unter welcher sich diese großen Assembléen darstellen, macht dieselben nur anziehend für diejenigen, die hohes Spiel lieben und durchführen können, die auch das schöne Geschlecht ungefähr wie das Spiel behandeln und genießen, und in dem ganzen gesellschaftlichen Leben nur das ewig wechselnde Spiel von Roth oder Schwarz, Bube oder König sehen und treiben. Das Einzige oder wenigstens Hauptsächlichste, was man mit solchen großen Assembléen beabsichtigt, ist: recht viel Menschen aller Art

zusammenzubringen und den Glanz eines üppigen Hauswesens zu zeigen.

Die innere Einrichtung der neuen pariser Hotels ist eben kein Muster von Zierlichkeit, aber in dem letzten Geschmack. Unter dem Directorium, wo das Scepter der Mode vom alten Adelsquartier des Faubourg St.-Germain an das neue Bankiersviertel der Chaussée d'Antin übergeht, tritt an die Stelle des bisherigen Rococostils die kleinlichste und kläglichste Nachahmung der alten Bauweise, und das Innere wie das Aeußere der Wohnungen wird ein Wunder von Geschmacklosigkeit. Die mit der Revolution aufgekommene Buntheit und Steifheit in den Verzierungen der Zimmer hat sich im Laufe der Zeit verschlimmert, und erfinderische Decorateure haben die Ornamente in Wandfeldern, die Köpfe auf Farbengründen, die Leisten, Rosetten und Attribute, die zwieträchtige Verbindung unharmonischer Töne, das peinliche und planmäßige Durcheinander von Stuck, Marmor, Granit, Mahagoni, Spiegelglas, den schmählichen Lärm gerader Linien, magerer Arabesken und Cameen zunehmend gesteigert und den widerwärtigen Eindruck des Ganzen ausnehmend erhöht. Für die Ausschmückung ihrer Wohnung ist den Frauen der damaligen großen Welt nichts zu theuer, zu bedenklich. Ihr Schlafzimmer muß vor allem hervorglänzen, denn es dient als Prunkstück, das bei großen Assembléen und feierlichen Gelegenheiten gezeigt wird. Die Einrichtung aber, welche die Leute jener Zeit ganz nach ihrem Sinne fanden und für ein Muster von Eleganz hielten, erscheint uns höchst unschön und geschmacklos. Man urtheile nach der berühmten Wohnung einer damaligen Modedame in der Rue de la Chaussée d'Antin Nr. 7. Das Mahagoni grassirt hier auf eine klägliche Weise; Wandpfeiler, Gesimse, Thüren, Tritte, Spiegel- und Fensterrahmen, alles von Mahagoni. Im Schlafzimmer sind die Wände mit hohen,

breiten Spiegeln aus Einem Stück bekleidet und das braune Tafelwerk dazwischen ist mit Bronzeornamenten beladen. Vor der Spiegelplatte an der Hinterwand, den Fenstern gegenüber, steht das antik geformte Bettgestell von Mahagoni, unten herum verziert mit einem Blumengehänge von Goldbronze, das zwei Schwäne von demselben Metall in ihren Schnäbeln tragen. Kleine Altäre von Bronze, mit antiken Geräthschaften, Lampen, Räuchergefäßen, Opferschalen und dergleichen besetzt, stehen auf dem zwei Tritt hohen Rande des Bettgestells; weiter zurück zwei hohe Bronzecandelaber, mit Wachskerzen besteckt, und eine Gruppe von Amor und Psyche, aus carrarischem Marmor. Der Knopf oder die Krone des Bettes ist fast ganz oben in der äußersten Höhe des Zimmers am Gebälk befestigt, und von ihr fallen zu beiden Seiten weiße Musselinvorhänge herunter, während im Hintergrunde ein schwerer, violetter Damastvorhang von oben bis unten herabreicht, aber stark auseinander geht, um die Spiegelwand freizulassen, daß, wenn die Dame im Bette liegt, man sie vom Scheitel bis zur Zehe ganz im Spiegel wiedersieht. Vom obern Wandgesims fällt über den damastenen Vorhang noch eine breite Einfassung von goldfarbigem Atlas herunter. Auch die Fenstervorhänge sind doppelt und von zwei Farben: der untere von blauer Seide mit schwarzer Verbrämung, der obere von gemsenfarbiger Seide mit Goldborte. Und — wird man es glauben? — dieser Kramladen, wo der Tapezierer nach Art des Tuchhändlers die neuesten Stoffe vor den Augen des Kauflustigen ausgebreitet hat, dieser Glaskasten mit pompejanischem Spielzeug ist das Schlafzimmer der Frau des ersten Bankiers der Republik, der französischen Aspasia, der unbeschränkten Gebieterin der Mode, der höchsten Instanz in allen Sachen des Geschmacks: der Madame Récamier!

Wie die Weiber, so überbieten sich auch die Männer in

Ausgaben für Luxus- und Modeartikel. Die Revolution hat die Reichthümer in die Hände solcher Leute gespielt, die nicht einmal fein und zierlich zu genießen verstehen. Dieser Mangel an Liebe und Sinn für das Kunstschöne ist bei den neuen Reichen eine natürliche Folge ihrer Erziehung, an welcher die schönen Künste wenig Antheil hatten: dahingegen der ehemalige Hofadel und alles, was ihn umgab und ihm gleich sein wollte, fast ausschließlich die schönen Künste von Jugend auf übte und in ihrer Förderung und Belohnung fast seine höchste Ehre und eigene Befriedigung suchte und fand. Die gegenwärtige große Gesellschaft von Paris setzt nur in die Ergötzung und Ueberfüllung der gröbern Sinne ihren Genuß und Ehrgeiz. Reiche junge Herren zeigen mit Ostentation ihren Stall voll englischer Pferde und Hunde, und ältere Herren haben die Prasserei aus Deutschland, Holland, der Schweiz mit ihren Schätzen herübergebracht; selbst Damen, denen keine Schnürbrust den Magen verengt, verschlingen ganze Schüsseln Fleischwerks, trinken die stärksten Weine und dämpfen dann die Hitze durch Eiswasser oder Gefrorenes. Die großen Mittagsessen — wenn man die Mahlzeiten, welche jetzt um 6 oder 7 Uhr abends in reichen pariser Häusern gehalten werden, so nennen darf — haben die Wichtigkeit von Staatsangelegenheiten und gehören zum allerfeinsten Luxus, obschon der dabei herrschende Ton gar nicht von der feinsten Art ist. Die Unterhaltung dreht sich bei Tische immer um den Tisch selbst; da wird von nichts geredet als von köstlichen Gerichten, von dem großen Unglück bei Verschreibung seltener Eßwaaren, von dem eminenten Talent der Köche in der Erfindung und Zubereitung neuer Schüsseln, von dem unschätzbaren Werth der Weinkeller und von der Herrlichkeit genossener oder bevorstehender Gastmahle. Bei jedem Gericht — und wer vermag sie zu zählen? — sprudelt in kry-

stallenen Gläsern eine neue Art von Wein. Hier erscheint einer, und der Wirth schwört bei allen Teufeln, es sei hundertundfunfzigjähriger aus dem Keller des Kurfürsten von Mainz; dort ein anderer, und alle Tischgäste erfahren, Joseph II. habe Ludwig XVI. diesen Tokayer zum Geschenk gesandt. Bald werden die Bedienten ausgescholten, weil diese oder jene Schüssel nicht am rechten Platze steht, oder nicht der rechte Wein gebracht ist; bald wird der Koch verwünscht, weil er ein Gericht verdorben hat. — Einer von diesen Armeelieferanten, der bekannte Armand Séguin, ging in seinem übermüthigen Sonderlingswesen so weit, daß er bisweilen bei einem großen Gastmahl ein seltenes Frühgemüse oder Wildpret für sich allein auftragen ließ. Die Gesellschaft jener Zeit war viel toleranter, als sie es heutzutage sein würde; dem außerordentlichen Reichthum ließ man damals alles hingehen. So war es z. B. einer von Armand Séguin's Lieblingsspäßen, beim Nachtisch sehr weiche Meringel vor sich hinsetzen zu lassen, die er seinen Gästen zuwarf. Wenn diese sie im Fluge auffingen, so spritzte der zu Schaum geschlagene Rahm und Eidotter an ihre Kleider und beschmuzte sie über und über. Dieses sich fast alle Tage wiederholende Spiel belustigte höchlichst den Wirth. Und doch gehörte Armand Séguin nicht zu den aus einem rohen Boden plötzlich aufgeschossenen Glückspilzen. Er hatte Chemie studirt und damit den ersten Grund zu seinem großen Vermögen gelegt. Berühmte Gelehrte, Monge, Fourcroy, Thénard, Berthollet, wurden nebst den Literaten jener Zeit von ihm sehr oft nach seinem prächtigen Schlosse in Jouy eingeladen, wo auch Viotti, Baillot, Moscheles, Garat hinkamen und die musikalischen Prätensionen des Schloßherrn bezeugten. Nach dem Essen wurde häufig Musik gemacht, und Armand Séguin, der sich bisweilen die Zeit mit Kratzen auf einer Quinte vertrieb, griff ohne Umstände

nach der ersten Violine. Er hatte mit vielen reichen Leuten die Idee gemein, daß Geld zu allem befähigt. Eines Tages hielt er sich für einen ebenso großen Chemiker als Lavoisier, und am andern Morgen war er ein ebenso vortrefflicher Violinspieler als Viotti. Nachher kamen Pferde, Bilder, wissenschaftliche Denkschriften, alles bunt durcheinander, sodaß man oft Kapseln und Gasometer in den Salons und Baßgeigen in den chemischen Laboratorien antraf. Bei allen Verkehrtheiten zeigte sich der so oft rappelköpfige, selbst grobe Mann, wenn er wollte, sehr gefällig und äußerst fein in seinem Benehmen. Kam es einem Künstler, einem seiner Hausfreunde, in den Sinn, bei Tische das schöne Machwerk an einer goldenen Zuckerdose oder an irgendeinem kostbaren Porzellanstück zu rühmen, so war es selten, daß dieser Gast nicht selbigen Abend den gepriesenen Gegenstand auf seinem Kamine fand.

Ueberhaupt war diese Gesellschaft von dem allerschlechtesten Ton nicht von der allerschlimmsten Art. Bei der Noth des Staatsschatzes und dem von Tag zu Tag in furchtbarer Progression abnehmenden Werthe der Assignaten gab es sicherlich in Paris keine unglücklichere Klasse von Menschen als die kleinen Rentiers. Satirische Federn und Zeichenstifte verspotteten jeden Augenblick die Sparsamkeit ihres Anzugs und die Zumuthungen ihres Magens. Man lachte über die Caricatur; wenn man aber den Rentier selbst antraf und an seinem Alter, an seiner Blässe, an seiner Entkräftung, an seinem discreten Elend leicht erkannte, so wurde man von Mitleid gerührt und kam seinem Misgeschick bereitwillig zu Hülfe. Rohe Sprache und unzierliche Manieren paarten sich damals oft mit edlern Gefühlen. Man stand noch nicht so nahe an der Zeit, wo beim Heirathen das Gold Gold verlangt, und wo die Thaler, aber keine Reize, Vorzüge, Tugenden, mitgezählt werden. Unter dem Directorium

kam es nicht selten vor, daß große Namen sich mit großen Naturanlagen verbanden, und daß der Millionär von ungebildetem Geist und Wesen sich glücklich schätzte, ein wohlerzogenes, sittsames und armes Mädchen zu bereichern. Der hübsche Roman „La dot du Suzette“ von Fiévée war nach der Versicherung gleichzeitiger Stimmen ein treues und in mancher Hinsicht ehrenvolles Gemälde von dem damaligen Gesellschaftsleben.

Allein wenn die Verbindungen uneigennützig waren, so fehlte viel, daß sie Dauer und Bestand hatten; denn, sehr bezeichnend für eine Regierung, die Gesetze verschlimmerten die Sitten. Einerseits hatte das uneheliche Kind bei den Erbschaften gleichen Antheil mit dem ehelichen Kinde, andererseits das Ehebündniß sehr lose Bande. Was Molière die aufgebrachte Frau des Sganarelle sagen läßt: „Ha! wie's mich verdrießt, daß man nicht von Gesetzes wegen den Mann wechseln darf, wie man das Hemd wechselt!“ das ist jetzt kein launischer Wunsch mehr, sondern eine Realität. Man verheirathet sich gesetzmäßig, je nachdem ein Zufall von außen oder im Herzen einen Anstoß gibt; fügen Laune und Ungefähr es anders, so trennt man sich stracks auf ebenso rechtsgültige Art. Die Ehe ist ein nach Belieben auflösbarer Contract. Man kann allerliebste Pröbchen machen, die kahle Einförmigkeit der Unterhaltung eines Jahres vermannichfaltigen und doch ein kreuzbraver Bürger und eine unbescholtene Bürgerin sein. Denn für beide Geschlechter waltet vollkommene Gleichheit; der Mann kann die Frau, wie die Frau den Mann verstoßen. Die Frauen bewiesen dabei mehr Unbeständigkeit als die Männer. Aus den Büchern der pariser Municipalität erhellt, daß vom 1. März 1795 bis zum 27. Prairial des vierten Jahres der Freiheit, d. h. in einem Zeitraume von funfzehn Monaten, die Zahl der geschiedenen Ehen sich auf 5994 belief, wo-

von nur 559 durch gegenseitige Einwilligung, 2124 auf den Antrag der Männer und 3870 auf Verlangen der Frauen stattfanden. Es ist also keine Fabel, wenigstens in Paris, daß in der ersten Zeit des Directoriums manche Personen von dem einen wie von dem andern Geschlechte alle zwei Monate ihre Bettgenossen verändert haben; daß später solche zwei= bis dreimalige Veränderungen im Jahre noch vorkommen, bestätigen die gleichzeitigen Angaben, obwol dies schon anfing unmodischer zu werden, auch war es nicht dem Vermögen und den Bequemlichkeiten eines jeden angemessen, so oft sein ganzes Hauswesen von neuem umzuwählen.

Vorzüglich haben die moralischen Gefühle bei der Zügellosigkeit der Ideen gelitten. Der Tod wird nicht heiliger gehalten als die Ehe; der Sohn begleitet nicht mehr das Leichenbegängniß seines Vaters, und kein Freund folgt dem verstorbenen Freunde. Alles ist trocken und kalt in den Herzen, öde und stumm auf dem Begräbnißplatze. Die Feierlichkeit der Beerdigungen beschränkt sich auch jetzt noch auf einen elenden Sarg, der mit einem dreifarbigen Tuche bedeckt ist und von einem oder zwei Männern getragen wird; ein Polizeibeamter geht hintennach. Trauergewand und alles, was Trauer andeutet, darf man noch nicht anlegen. Die Todten haben nicht einmal besondere Gräber. Leichte Breter decken eine breite und tiefe Grube. In der Mitte der breternen Bedeckung ist eine Oeffnung. Hier werden die Leichenkasten hinabgelassen und lagenweise nebeneinander gestellt. Eine volle Lage überdeckt man mit etwas Erde und ungelöschtem Kalk, und setzt, bis die Grube voll ist, eine zweite, dritte, vierte Lage darauf. Dann wird daneben ein ähnliches Loch gegraben, und ebenso mit modernden, zwischen dünnen Bretern geklemmten Leichen gefüllt. Dieses abscheuliche Leichenge=

mengsel und unehrerbietige Begraben dauerte lange. Erst im Anfange des Consulats erschien eine Verordnung, welche den Todten Trauergefolge, den Beerdigungen amtlichen Pomp, den Grüften abgesonderte Räume und den Grabstätten christliche Symbole wiedergab. Doch schon lange vor dem Consulat offenbarte sich ein starkes Zurücklaufen des Stromes für die alten Volkssitten und Landesgebräuche. Die Regierung stemmt sich freilich gegen diese rückgängige Bewegung des Zeitgeistes und läßt die Götter- und Volksfeste Griechenlands und Roms in den republikanischen Bürgerfesten zu Paris wieder aufleben; aber die höhern pariser Bürgerklassen schämen sich, an solchen Festen theilzunehmen, und hoffen, daß sie nächstens ebenso veralten sollen als die republikanischen Bruderküsse und Umhalsungen, die längst aus der Mode gekommen sind. Selbst das Wörtlein Citoyen hat viel von seinem Ansehen verloren, weil man durch die Erfahrung eingesehen, daß darin nicht die Zauberkraft liegt, die man von ihm für die Wohlfahrt der Republik erwartete. Bei vielen ist es selbst etwas verhaßt geworden, und sogar die Höker- und Fischweiber lächeln freundlich und schlagen nicht mit einem Donnerwetter drein, wenn man sie mit dem aristokratischen Madame anredet. Man kann schon ohne Gefahr Monsieur und Madame sagen, und diese beiden Wörter haben sich im gemeinen Leben so ziemlich wieder mit ihren Gegnern Citoyen und Citoyenne halbirt. Man lacht jetzt über die Wichtigkeit, die man solchen Dingen sonst beilegte. Es ist dahin gekommen, daß nur noch bei öffentlichen Verhandlungen ausschließend der Name „Bürger" gilt; doch hat man selbst hier einer Erinnerung nöthig gehabt. An den Thüren aller Amtsstuben und auch drinnen an den Wänden liest man mit großen Buchstaben auf einem Zettel: On s'honore ici du titre de citoyen. Eben diese Worte

haben die Kaffeehäusler, Speisewirthe und Bierschenken oft an ihren Thüren, doch hindert dies die Namen Monsieur und Madame nicht, die häufig mit einklingen. Auf den Theaterzetteln sind die Schauspieler noch Citoyens, die Schauspielerinnen hingegen Mesdames.

Alles verkündigt von seiten der Mehrzahl die ungeduldige Rückkehr zum Alten. Am 1. Jan. 1797 kommen mit der Feier des Neujahrstages die Neujahrsgratulationen und Neujahrsgeschenke wieder auf; was hier ehemals vielleicht nur noch bloßer Brauch und etwa das war, was bei uns Weihnachten ist, hat jetzt den Reiz der Neuheit und den Charakter eines gesellschaftlichen Bandes. Der republikanische Kalender wird noch in Ehren gehalten; aber die alte Zeitrechnung ist mit dem ganzen Gefolge der Kalenderheiligen ihrer Wiedereinführung nahe. Der Sonntag darf wieder öffentlich gefeiert werden; das Gesetz gebietet aber das Feiern des Dekadi, und bestraft noch jeden Uebertreter. Indessen geht es damit, wie mit manchen andern Geboten, nicht so streng zu. Der Parteigeist der Décadins und Dominicains, so nennen einander spöttelnd die Anhänger des alten und neuen Kalenders in Absicht der Feier des Dekadi oder des Sonntags, zeigt sich besonders in den Kaufläden. Hier sind einige Läden am Dekadi, dort andere und bei weitem die meisten am Sonntage geschlossen, und die Kaufleute legen dadurch stillschweigend ihr politisches Glaubensbekenntniß ab. Eine dritte Klasse, um es mit keiner von diesen Parteien zu verderben, steht zwischen ihnen in der Mitte und schließt die Läden an beiden Tagen. Ueberhaupt ist nicht etwa ein religiöser Eifer, sondern ein bloßer Widerspruchsgeist gegen alles, was die Regierung und ihre Anordnungen begreift, die Ursache, warum sie ihre Buden am Sonntage schließen. Den meisten dieser Budenschließer ist es sehr gleichgültig, ob ihre Kirchen, wie es mit vielen noch

der Fall ist, in Korn=, Mehl= oder Heumagazine umgewandelt, oder mit der lächerlich klingenden Thürüberschrift: „Das französische Volk erkennt ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele!“ der Gottesverehrung wieder geöffnet sind; — sie besuchen sehr wenig die Messe, und sie waren es nicht, welche an der Freude des Volks über den ihm wiedergegebenen Glauben theilnahmen, als Robespierre seine Cultusposse gespielt hatte, und besonders die Landleute in solches Frohlocken darüber geriethen, daß sie ihre Dörfer illuminirten und Transparente aushingen mit der Inschrift: Vive l'éternel!

Seit dem Schreckensregiment ist in Sachen der Religion manches freilich, was die schlimme Zeit befohlen und eingeführt hat, verändert, manches aber auch geblieben. Der Staat weiß nichts um Bischöfe und nicht viel mehr um Priester; die strengen Katholiken aber haben noch immer die ihrigen von der Kategorie der unbeeidigten, und lassen durch sie immer wieder neue Preister machen; denn sonst ginge, nach ihren Begriffen, die ganze gallikanische Kirche zu Grunde, weil auf der gültigen Einweihung endlich alles, ja die Seligkeit des künftigen Lebens beruhe. Durch diese Vergliederung hängen sie auch noch an dem Papste, der das letzte Glied ihrer Kette ist; die andern constitutionellen oder beeidigten Priester werden vom orthodoxen Hasse natürlich als Schismatiker verschrien und ihre Anhänger ebenso geschmäht. Welche Widerstreite, welchen Abscheu, welche Aengste und Schrecken das bei den Schäfern und den Schafen geben muß, kann man sich vorstellen. Doch es soll nicht mehr lange dauern, daß eine neue Regierung hinsichtlich des öffentlichen Religionscultus die Partei der Majorität nimmt und einen Weg einschlägt, auf welchem man die ganze gut= und schlechtgläubige Heerde der Franzosen in den heiligen Schos der Kirche wieder zurückzuführen hofft.

In einem Punkte, in dem Glauben an Wunder, Prophezeiungen und Phantasiegebilde, ist ohnehin die Masse der Nation, bei allen übrigen Zerrissenheiten und Meinungsspaltungen, schon wieder eins und ungetheilt. Wie am Schlusse des ersten Jahrtausends der christlichen Zeitrechnung fürchten sich Gebildete und Ungebildete vor dem nahen Bevorstehen des Weltendes. Es wird gedruckt und in den Straßen ausgerufen, daß zwei von dem Citoyen Lalande vorhergesagte Kometen, ein Wasser- und ein Feuerkomet, mit der Erde zusammenstoßen und das Menschengeschlecht verbrennen und ersäufen sollen, je nachdem der eine oder der andere schneller ankomnt. Lalande muß in öffentlichen Blättern die angebliche Prophezeiung für unwahr erklären, um die allgemeine Angst zu beschwichtigen. Man hat Mäuse von allen Farben in vielen Gegenden gefunden, einige wollen sogar ein Chamäleon gesehen haben. Was das nicht für Veränderungen bedeuten muß! Blut und Steine hat es geregnet, und Kröten und Schnecken sollen vom Himmel gefallen sein. In den Salons ist wieder von Hexenmärchen die Rede; man erzählt sich einander als Tagesbegebenheit die Katzenseuche, und bei jedem Thee neue Ausschmückungen zu der Geschichte, wie ein Pfarrer in Rouen mit der Absicht, den Frauen etwas anzuthun, von einem Kinde bei der Beichte drei Löffel voll Milch, womit seine Mutter sein Brüderchen säugte, verlangt habe, und wie, da die Mutter Milch von ihrer Katze gegeben, alle Katzen seitdem in der ganzen Stadt und Umgegend sterben. Die Zeiten der Sibyllen und Propheten sind wieder da.

Priester und Priesterinnen der geheimnißvollen Zukunft treiben ihr unverschleiertes Spiel wie ein gewöhnliches und ehrsames Handwerk auf offener Straße. Sie dürfen nur die Trommelrühren oder in die Trompete stoßen, und um den Orakelmann oder die Orakelfrau drängt sich sogleich ein

wißbegieriges Publikum, das in gläubiger Einfalt meint, für den Betrag von 4 Sous in die Zukunft schauen zu können. Aber nicht blos die dumme Pöbelmasse, auch die kluge Welt will ihr Schicksal vorherwissen. Viele Damen in Paris lassen sich vor jeder wichtigen Angelegenheit ihres Lebens — und was ist nicht wichtig in dem Leben einer Dame? — die Karten schlagen, und Madame Villeneuve, die berühmte Kartenschlägerin, bedient, als solche, hohe Standespersonen gegen und nach Gebühr. Die größte Anzahl der Wahrsagerkunden strömt aber nach der Rue d'Anjou, in der Vorstadt St.-Martin. Da kann man jeden Tag eine Menge Leute in ein gewisses Haus gehen und eine Reihe Cabriolets und Berlinen vor der Thür halten sehen, wie vor einem Ministerpalast am Audienztage. In diesem Hause wohnt der berüchtigte Zauberer Martin, bekannt in ganz Paris, der, wie er sagt, aus Piemont in einem mit zwei geflügelten Drachen bespannten Luftwagen auf dem Dache seines Hotels angekommen ist. In den Vorzimmern seiner stattlich eingerichteten Wohnung lassen sich vornehme Herren und Damen langes Warten gefallen, was das erste mal blos geschieht, um den Namen und die Adresse an einen Kammerdiener abzugeben und über die Audienzstunde Bescheid zu erhalten. Der Wundermann ist „ein Krüppel mit zwei rechtwinkeligen Schienbeinen an halb abgerutschten Kniescheiben, worauf er mit seinen Krücken, die er abwechselnd wegwirft und wieder aufhebt, schlangengeschwinde herumkriecht". Umgeben von alten teufelswissenschaftlichen Schwarten, die in braunem, angeblich aus Menschenhaut gegerbtem Leder eingebunden sind, hält er ein Spiel Tarokkarten in der Hand, und vor ihm liegt eine Landkarte der höllenfürstlichen Staaten. Zweifelt man an seiner schwarzen Kunst und Allwissenheit, so sagt er, man möge sich ins Nebenzimmer verfügen, und er wolle alles lesen, was man da niederschreibe. Seine erste

Frage ist, für wie viel man das Spiel gemacht haben wolle, und je nachdem die Antwort lautet, wird das kleine oder große Spiel angelegt. Das finden seine reichen und vornehmen Kunden ganz in der Ordnung. Auch hier thut die Eitelkeit ihre Wirkung: man bezahlt gut, und, was noch viel merkwürdiger ist, man glaubt an die Sprüche des Wahrsagers, der eines Tages vermuthlich mit seinem Drachengespann die Rückreise antrat und spurlos verschwand. Aber man richte nicht allzu streng die neue vornehme Gesellschaft des Directoriums. Man erinnere sich, daß die pariser Chronik von einem Besuch spricht, welchen Pitt und Mirabeau zu Anfang der Französischen Revolution der damals im größten Rufe stehenden Kartenschlägerin abgestattet, wobei die beiden Staatsmänner sich unter dem nämlichen Dache, und zwar unter dem Dache einer alten Hexe, begegneten.

Also auch von dieser Seite wieder das Alte. Und wo fände man das hier nicht? Wie könnte es auch anders sein? Im ganzen strebt ja alles dem alten Zweck und Ziele wieder entgegen. Dasselbe Volk, das beim Ausbruch der Revolution Kronen, Scepter, Bischofsstäbe, Wappen, Stammbäume, Ordensbänder vernichtete, die Werke grauer Vorzeit und jahrhundertlanger Thätigkeit in wenig Tagen zerstörte, und alle bürgerliche Ordnung, Größe, Kunst, Wissenschaft und Sitte abstreifte, um wild und zügellos über die Erde hinzurasen und jeder gesellschaftlichen Verbindung und Cultur Verderben zu bringen, — sehen wir jetzt wieder seine Siege mit den Kunstschätzen fremder Völker schmücken, den Ruhm der Großmuth und Bildung in Anspruch nehmen, auf Decenz und Schönheit der Sitte halten, die Künste und Wissenschaften erwecken, ihnen in Riesenplanen den Weg zu neuer Wirksamkeit eröffnen und sich als ihr Beschützer vor der ganzen civilisirten Welt verkünden, wozu sehr bald der laute Eifer für die Wiederherstellung

der unumschränkten Monarchie, der geistlichen und weltlichen Hierarchie hinzukommen soll. So ist es einmal national-französische Weise, woran die Begebenheiten der letzten Jahre im wesentlichen nichts geändert haben. Freilich wäre es das größte von allen Wundern, wenn eine Revolution, die in die Geschichte der Zeit so tiefe und blutige Spuren drückte, nicht auch in die Sitte und das ganze Leben des Volks einzelne Umgestaltungen hineingebracht hätte, und gewiß ist in dem Tumult aller Dinge manches von der vorigen französischen Ehrbarkeit, Liebenswürdigkeit und Urbanität verloren gegangen; aber in den Grund- und Hauptzügen sind die Franzosen geblieben, was sie waren. Und könnte wol irgendein Nationalcharakter den herrschsüchtigsten Meinungen und den gewaltsamsten Erschütterungen besser widerstehen, als derjenige, dessen Kraft wesentlich in jener Elasticität besteht, die ihn zu gleicher Zeit so beständig und so wankelmüthig, so verwegen neuerungssüchtig und so starr am Alten hängend, so revolutionär und so stationär, so utopistisch und so schlendriansgängerisch macht? Das schärfer blickende Auge wird in den Franzosen, die zur Zeit der Jacquerie, der Ligue, der Fronde und des Terrorismus voneinander so verschieden scheinen, doch immer dasselbe Volk erkennen, an welchem die unerhörte Leichtigkeit, womit es seine Lebens- und Denkungsarten ändert, ganz eigenthümlich auffallend ist. Man bemerkt dabei keine Anstrengung, keine Anspannung der Charaktere, kein langes Ansammeln und Anhäufen der Kräfte, keine vorläufige Berechnung des auszuführenden Werkes oder des etwa vorkommenden Widerstandes. Wie ein tüchtiger Künstler mit gleicher Innigkeit auf seinem Instrument die ganze Tonleiter der menschlichen Seelenstimmungen durchspielt, so geht das französische Temperament stracks von einer Gedankenreihe und Sinnesrichtung zu einer andern über mit einer Geläufigkeit und

Virtuosität, welche den Zuschauer in das höchste Staunen versetzen, ihn mit Bewunderung erfüllen und gleichzeitig auch beunruhigen, bisweilen sogar empören. Man bewundert die geistige Geschmeidigkeit eines Volks, bei dem solche Verwandlungen vorgehen können, man zittert für sein Bewußtsein und ist entrüstet über seine leichte Vergeßlichkeit und scheinbare Undankbarkeit. Die Natur hat den Franzosen eine schneller aus- und einspringende Gelenkigkeit gegeben als den nördlichen Nationen; wie sie gewandter am Leibe sind, so sind sie es auch im Gemüthe, und saugen sich nicht so fest an einen Zustand, daß sie nur schwer in einen andern eingehen können. Bei den Nordländern findet man dies ganz anders. Da gehört Zeit, viel Zeit zur Bewerkstelligung politischer und moralischer Revolutionen; man sieht sie keimen, sich langsam entwickeln, auf die Vergangenheit sich impfen, oder allmählich Raum und Bestand gewinnen; man faßt den Uebergangspunkt von einem Zustande oder Gedanken zu einem andern Zustande oder Gedanken. In Frankreich, nichts dergleichen; ohne stark hervortretenden Ansatz geht es von Bossuet zu Voltaire hin; abwechselnd ritterlich, spießbürgerlich, erzmonarchisch, stockkatholisch, freigeisterisch, revolutionär, liberal, absolutistisch, trägt es jedes von solchen Costümen mit so ungezwungenem Anstande, daß man meinen sollte, es habe immer nur das getragen, und spielt jede von diesen Rollen mit so vollkommener Aufrichtigkeit, daß man fast glauben möchte, die letzte sei wirklich die allein dafür passende. Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit des Gefühls ist in der moralischen Natur der Franzosen ausschließend ausgebildet, — ein Vermögen, das sie mit dem praktischen Leben innigst verknüpft und zum werkthätigsten Volke der Welt macht. Ganz für die Außendinge aufgeschlossen, werden sie mannichfaltig und heftig von ihnen berührt und eingenommen. Wie die Um-

stände sein mögen, die Franzosen begreifen sie, ja, ihre Empfindungen und Handlungen sind nur Resultate derselben. Man schilt sie deswegen leichtsinnig, aber das sind sie nicht; sie sind keck und cynisch: keck in Gefahren und Schwierigkeiten des Lebens, cynisch bei Niederlagen und beim Anblick des Schlimmen. In den beiden Gestalten, die er annimmt, ist ihr angeblicher und sprichwörtlicher Leichtsinn im Grunde die höchste Welt- und Lebensweisheit, — die Weisheit der Ergebung. Sie sind also leichtsinnig, wenn man will, aber blos in Dingen, woran alle Ernsthaftigkeit der Welt nichts ändern kann.

Anmerkungen.

1) Histoire de la société française pendant la Révolution (Paris 1854) und Histoire de la société française pendant le Directoire (Paris 1855).

2) Unter dem Namen „Jungfrau von Orleans" ist dieses Mädchen den Lesern wahrscheinlich bekannter.

3) Die Abtheilung des pariser Kupferstichcabinets, welche die Geschichte der Französischen Revolution in etlichen dreißig Folianten mit gleichzeitigen Kupfern enthält, besitzt mehrere Exemplare solcher Anschlagbogen; die darauf eingeschriebenen Namen sind theilweise mit Röthel angestrichen.

4) Eine alte Sage verlieh den Königen von Frankreich die wunderthätige Macht, Skrofelkranke durch Auflegen der Hände zu heilen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





